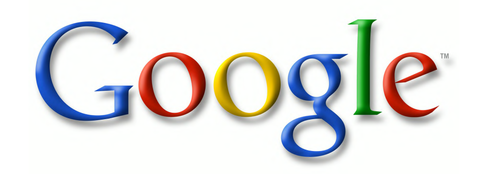
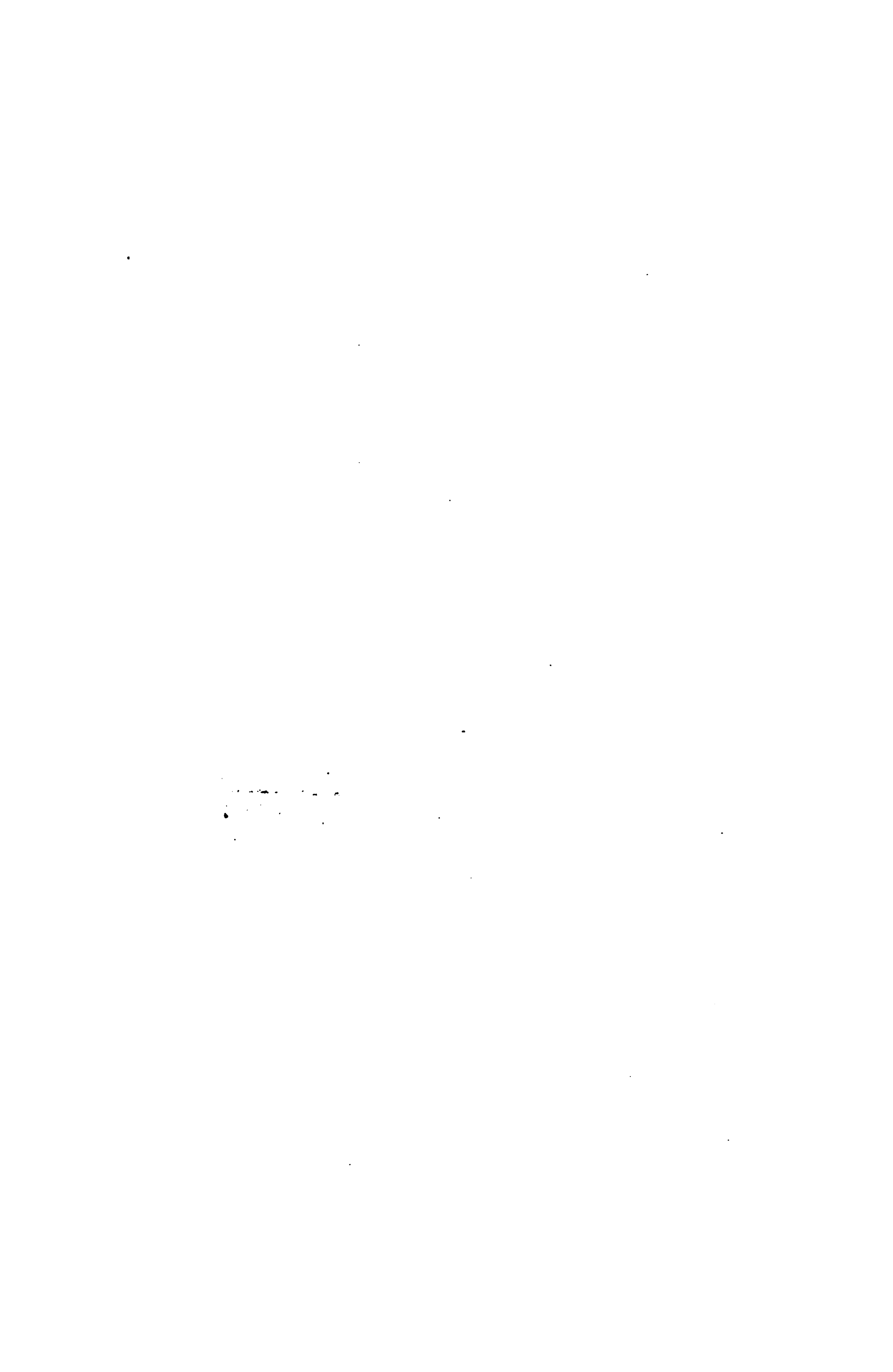






Erinnerungen

des

Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis,

gesammelt, ergänzt und herausgegeben

von

Emilie Ringseis.

Vierter Band.



Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.
1891.

Vorwort zum vierten und letzten Band.

Zur Zeit als unser dritter Band erschien, war in der täuschenden Voraussetzung einer baldigen Vollendung des Manuskriptes der Druck des vierten Bandes schon begonnen worden und bald darauf zum Schluß des achten Bogens gediehen. An diesem Theil mußten also die seither erhaltenen Winke der Kritik nothwendig verloren gehen. Inzwischen war bei der Schreiberin eine Uebermüdung eingetreten, die auf längere Zeit die Weiterförderung vollständig unterbrach. Weil nun selten eine Arbeit über Jahr und Tag liegen bleibt, ohne daß der Verfasser selber daran zu ändern wünschte, so haben auch wir über eine längst gedruckte Stelle etwas auf dem Herzen. Wo nämlich auf S. 38 f. des vorliegenden Bandes von Hypnotismus die Rede ist, da bedauern wir, die Worte „wenigstens in einigen seiner Erscheinungen" nicht unterstrichen und somit es nicht betont zu haben, daß Ringseis allerdings auch Erscheinungen als bloß natürlich anerkannte, worin in Folge bestimmter Umstände und indi-

*

vidueller Dispositionen seelische für gewöhnlich gebundene Kräfte frei werden und in Wirksamkeit treten können. Man sehe z. B. was er Bd. I S. 301 und die Schreiberin in Anmerkung S. 302 über seine eigne magnetische Kraft erzählt oder die Erklärung, die er über die Stigmata der Domenika Lazari für annehmbar hält (Bd. III S. 176 f.). Endlich glauben wir, daß in der Propädeutik zu seinem System der Medizin, z. B. im IV. Hauptstück, in der Lehre von den Sensationen, allerhand dahin Einschlägiges zu finden sei. Hiemit aber nehmen wir nicht zurück: erstens, daß er das Hereinspielen unheimlicher Einflüße in jene geheimnißvolle Zwischenregion als sehr naheliegende Gefahr erklärte, und zweitens, daß er auch ohne solchen Einfluß ein Recht des stärkeren Willens über den schwächeren, wie es in der Hypnose geübt werden will, auf das Entschiedenste beanstandet hätte.[1])

In Sachen Fallmerayer's (III. Bd. S. 351 f.) ist uns vorgehalten worden, daß wir der Nachschrift eines obskuren Zuhörers Beweiskraft beigelegt haben. Unsererseits war es ein Versäumniß, nicht zu erwähnen, daß ein höchst verehrungswürdiger Ohrenzeuge, P. Paulus Luginger (von welchem unten S. 262 die Rede ist) uns mit Abscheu von Fallmerayer's Landshuter Vorträgen gesprochen hat. Vorgelegt konnte ihm, dem bald nachher Verstorbenen, die Nachschrift allerdings nicht mehr werden.

Einen entschiedenen Irrtum haben wir für Bd. II S. 54 f. zu berichtigen. Der mit Bunsen befreundete

---

[1]) Eines ist gewonnen: Thatsachen, deren Möglichkeit bis dahin einfach geläugnet worden, sind anerkannt, seitdem man hofft, sie, wenn auch nicht materialistisch, so doch ohne Beihilfe des Uebernatürlichen erklären zu können.

Cardinal kann nicht Capellari (Gregor XVI.) gewesen sein, sondern war ohne Zweifel Capaccini.[1])

Im Ganzen glauben wir hoffen zu dürfen, daß — etwa die leidige Politik und gewisse Stammesempfindlichkeiten ausgenommen — Jene, die am dritten Band sich erfreut haben, dem vierten ebenfalls ihre Gunst zuwenden werden. Aber auch der Tadel, welcher jenem geworden, dürfte diesem kaum erspart bleiben. Sollte es uns jedoch gelungen sein, Vielen Etwas und Einigen Vieles zu bieten, — dem Historiker verschiedentlich Material zur Zeitgeschichte, dem Arzte die Auffassung seiner Kunst durch einen geistreichen Collegen, und seiner Standesverhältnisse durch einen vielerfahrenen Ministerialbeamten, dem Socialpolitiker die Anschauungen eines Scharfblickenden, dessen Vorhersagungen sich jedenfalls zum Theil erfüllt haben (siehe z. B. die Zunahme des Proletariats und der Socialdemokratie), dem Christen, dem Patrioten, dem Menschenfreund, Vielen, die Ringseis noch gekannt und geliebt haben, das Bild eines der lautersten und liebenswürdigsten Menschen und nebenbei noch einiges Unterhaltende zur Erheiterung, — sollte uns dies gelungen sein, so bescheiden wir uns gern der Ueberzeugung, daß wir in unsrer Arbeit gar manche

---

[1]) In dem (Bd. II S. 126 erwähnten) Lebensbild der Frau v. Bunsen wurde Obiges nicht rechtzeitig von uns beachtet, wohl aber in dem höchst interessanten Buch: Leben und Briefe von Joh. Theod. Laurent, apostol. Vicar von Hamburg und Luxemburg," mit einem Vorwort herausgegeben von Karl Möller, Prof. d. Geschichte an der Univ. zu Löwen Trier, Paulinusdruckerei. (Der uns eben vorliegende 2. Theil erschien 1888).

Daß Ringseis Begegnung mit Steinle im Kölnerdom (s. III· 260) einer späteren Rheinreise angehören dürfte, sei nebenher erwähnt.

Schwächen, Mängel und Mißgriffe nicht zu umgehen verstanden haben.

Angesichts der Bedeutung, welche die Pfingstzeit für Ringseis ersten und letzten Geburts- und Namenstag gehabt hat, erfüllt es uns mit freudiger Rührung, daß wir ungesucht den Schluß dieses Vorwortes datiren dürfen.

München, am 16. Mai, Vigil des Pfingstsonntages 1891.

Emilie Ringseis.

Inhalts-Verzeichniß.*)

*) Wir ergänzen und berichtigen hier Manches an den Summarien.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von 1855—1860.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von 1861—1865.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von 1866—1870.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von 1871—1880.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ergänzendes und Schlußbetrachtung.

Beilagen.

Seite

Zum sechsundzwanzigsten Kapitel.

Zum siebenundzwanzigsten Kapitel.

Zum achtundzwanzigsten Kapitel.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von 1851—1855.

1. Wildbad (1851). Neue Berufungen, besonders an der Universität, und ihre Bedeutung; Ringseis' Benehmen.

Einen oft wiederkehrenden Rheumatismus zu bekämpfen ging Ringseis im Herbst 1851 nach dem würtembergischen Wildbad. In den Speisesaal des Gasthauses, wo er wohnte, trat eines Abends in Begleitung einer Dame ein ältliches Herrchen, sehr lebhaft in Blick und Bewegung; in seinem Wesen lag etwas, das unter R.'s Begleiterinen die Bemerkung veranlaßte: „Nun, wenn das kein Professor ist!" Am andren Tag entdeckte sich, es sei Leopold v. Ranke. Er und Ringseis hatten sich ehdem bei Schubert gesprochen, der Faden wurde neu angeknüpft und Frau v. Ranke, eine liebenswürdige Engländerin, erzählte Ringseis' Töchtern: „Als ich gestern Ihren Herrn Vater sah, da sagte ich zu meinem Mann: Das ist gewiß ein deutscher Professor!"

Es geschieht wohl, daß ein Professor stutzig wird, wenn man ihn als solchen erkennt, ihn beschleicht ein unbehagliches Gefühl, ob etwa eine kleine Seltsamkeit das Charakteristikum gegeben habe, das ihn verrathen. Und doch ist es bei Männern, welche mit geistiger Bedeutung

die Gabe und Gewohnheit freien Vortrages verbinden, nicht selten eine wohlthuende Klarheit und Bestimmtheit der Rede nach Inhalt und Form, welche selbst bei gleichgiltigen Gegenständen sie dem geübteren Ohre verräth.

Dem Kummer, welchen die Lolazeit und das Jahr 1848 mit seinen Nachwehen Ringseis gebracht hatte, war derjenige gefolgt über den Einfluß, welchen eine fremde Coterie auf König Max II. und durch ihn auf Bayerns Geschicke zu üben drohte und wirklich geübt hat. Mit einer vielleicht nie dagewesenen Munifizenz verwendete der königliche Herr außerordentliche Summen für Kunst und Wissenschaft, besonders für Letztere. Aber von früher Jugend an war ihm durch Hormayr und Andre die Vorstellung eingeimpft worden, daß Bayern in intellektueller Hinsicht weit zurückgeblieben sei hinter dem deutschen Norden, und Schuld hieran trage der Ultramontanismus, die Pfaffen, oder wofern man es aufrichtig aussprach, die katholische Kirche. Einigen derer, welche also redeten, war in der That die religiöse Seite die eigentlich wichtige, Anderen diente dieser Kampf nur als Mittel zu einem politischen Zweck. Mit besondrem Mißtrauen und Groll blickten die Bayern, und nicht blos katholische, auf zwei norddeutsche Universitätsfreunde des Königs, welche nunmehr in seinem Privatdienste stunden, später in der Diplomatie hohe Stellen bekleidet haben.

Das Feld, auf welchem sich jene Einflüsse besonders geltend machten, war die Universität. Unter dem Ministerium Abel war dieselbe einigermaßen Stiefkind geworden. Sie hatte sich nicht auf jener Höhe erhalten, deren sie in König Ludwigs I. früheren Regierungsjahren sich erfreute, und besaß sie auch noch eine ansehnliche Zahl berühmter Heroen der Wissenschaft und bedeutender Lehrer,

so war eine Ergänzung und Erneuerung immerhin zu wünschen. Wir wissen aus dem Bisherigen, daß an der Hochschule Ausländer und Akatholiken in friedlichem Verkehr mit den einheimischen und katholischen Kollegen gelebt hatten, und wären die neuen Berufungen mit maßvoller Rücksichtnahme auf die kirchlichen Rechte und Verhältnisse sowie auf die patriotischen Gefühle der Unterthanen geschehen, so wäre auch jetzt die Beiziehung von Fremden und Protestanten mehr oder minder unbeanstandet geblieben. Jenes aber war keineswegs der Fall.

In politisch-patriotischer Beziehung finden wir eine Notiz aus dem J. 1859, laut welcher in den vorhergehenden acht Jahren, ungerechnet zwei wiederberufene Eingeborne, die aber in politischer Gesinnung unsres Wissens mit der Mehrzahl der Berufenen harmonirten, nicht weniger als sechzehn ordentliche und Honorar-Professoren vom Ausland an die Universität München waren gezogen worden, dazu noch etliche fremde Privatdozenten, die auf Anstellung natürlich harrten, während die Zahl der inzwischen angestellten Inländer eine verschwindend kleine war. Jene Berufenen gehörten, zwar nicht ausnahmslos, aber doch großentheils, der Partei der s. g. Kleindeutschen, der Gothaer an, welche am Liebsten Deutschland auseinanderreißen wollten, nur um es unter preußische Hegemonie zu bringen, — eine Partei, bei deren bloßem Namen, wie Ringseis sagte, dem Bayern das heiße Blut in's Gesicht schoß. Hierüber ist heut nicht mehr gut reden, nachdem der Erfolg, dieser große, wenn auch nicht nach der Gerechtigkeit fragende Richter sein Urtheil gesprochen. Das aber dürfen wir auch heut noch sagen: Diejenigen, welche Bayern entbayern wollten, hätten nicht das Brod des Königs von Bayern essen und ihn im Unklaren über ihre politischen Gesinnungen halten dürfen. Am aller-

wenigsten war man schon damals berechtigt, solche Bayern, die noch keine Andacht zu Preußen hegten, geringschätzig zu behandeln, auf vielfache Weise zu kränken und zu verfolgen. Vor seinem im J. 1864 eingetretenen Tod, vielleicht seit dem Fürstentag von 1863, vielleicht auch schon seit 1859, sollen dem König Max schwere Bedenken über seine bisherigen Rathgeber aufgestiegen sein und wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen, so hätte vermuthlich das Programm der bayrischen Regierung eine bedeutende Aenderung erfahren. Die der Partei zu Dienst stehenden Blätter aber entbrannten stets in heiliger Entrüstung, wenn ihr von bayrischpatriotischer Seite der Vorwurf gemacht wurde, sie gehe darauf aus, das Land zu verpreußen. Heut haben wir hierüber kein Wort zu verlieren.

Wenn wir von der „Partei" und ihrem „Treiben" reden, so wünschen wir keinem Einzelnen zu nah zu treten. Mancher, der zur Partei gehörte, mag von deren verletzenderen Schritten und Aeußerungen sich ferngehalten haben. Zudem geht eben vom Parteiwesen vielfach eine Verblendung aus, welche auch Manchem, der nicht mit Absicht ungerecht sein möchte, allen Maßstab für die Rechte und Gefühle des Gegners raubt, ihn jeden Widerstand als sträfliche Feindseligkeit, jede Aeußerung gekränkter Empfindung als lächerliche Einseitigkeit und Anmaßung betrachten läßt. Endlich sind wir nie berechtigt, ohne genaueren Anhaltspunkt den Einzelnen verantwortlich zu machen für die Leistungen der Blätter seiner Partei. Daß aber die gothaisch gesinnten Blätter damals Alles thaten, um die Einheimischen zu reizen und zu verwunden, und daß die Entrüstung gegen dieselben eine weitverbreitete und tiefe war, das bleibt erlebte Wahrheit.

In religiöser Beziehung zeigte sich das Bestreben, derjenigen Gesinnung, welche schon lang an der philo-

sophischen Fakultät und von jeher an der Akademie der Wissenschaften die Herrschaft besessen, diese Herrschaft an der ganzen Universität und durch sie im ganzen Volke zu sichern. Wohl bekämpften die zu Dienst stehenden Federn die Behauptung, man wolle Bayern dekatholisiren, mit der Versicherung, mindestens die Hälfte der Berufenen seien „gute Katholiken"; da zudem die Universität Würzburg katholisch, Erlangen protestantisch sei, so fordere die Billigkeit, daß in dem paritätischen Staate Bayern die Universität München der Parität gehöre. Im Prinzip also verstanden die Herren die Parität ungefähr nach jenem Modus, nach welchem bei einer Brodvertheilung ein Hausstand von dreißig Köpfen um der Gleichheit und Gerechtigkeit willen nicht mehr Brod erhielte als ein andrer von zehn.[1]) Im konkreten Fall besehen aber erwies sich selbst diese Sorte von Parität als vorgeschwindelt; denn mit Ausnahme der zwei wiederberufenen Inländer, deren Katholizismus wir nicht näher zu untersuchen haben, waren aus dem Ausland nur noch zwei Katholiken berufen worden, deren eigentliche Farbe das Concilsjahr 1870/71 an den Tag gebracht hat.[2]) Alle Uebrigen waren Protestanten,

[1]) Noch hübscher freilich war die Logik, womit jüngst in einem bayrischen Dorf mit katholischer Bevölkerung und Kirche, wo nur in neuerer Zeit etliche protestantische und jüdische Villenbesitzer sich niedergelassen, Einer der Letzteren sich der Errichtung einer katholisch-religiösen Anstalt mit den Worten widersetzte: „Wir dulden solch eine Anstalt nicht; denn — der Ort ist paritätisch."

[2]) Als ein Professor der Geschichte ernannt werden sollte und zwar nach des Königs Absicht ein Katholik, da schlug die Fakultät den Jesuiten Damberger vor, sodann den Protestanten Böhmer, mit welchem aber nur wenige Katholiken es aufnehmen konnten an reichster Kenntniß und wunderbarem Verständniß der katholischen Kirche nach ihrer geschichtlichen Erscheinung; wer der Dritte gewesen, ist uns unbekannt; es wurden aber jene Beiden abgelehnt als zu ultramontan, gerufen wurde Prof. Karl Cornelius.

darunter so und so viele Ungläubige, d. h. nicht an die a. h. Dreieinigkeit, nicht an Christus als den Sohn Gottes und Heiland der Welt Glaubende. Während man in Tübingen den Pantheisten Vischer auf Antrag des Senats von der Universität entfernte, widerrief man in München das Verbot, in pantheistischem Sinne zu lehren. Ueber die gesellschafts- und staatsgefährlichen Grundsätze des Einen oder Andren der Herren werden wir noch Anlaß bekommen, Ringseis zu zitiren.

Methode war in der Sache; aber zugestanden konnte das nicht werden; angeblich geschah Alles im reinen und einzigen Interesse der so schmählich in Bayern darniederliegenden Wissenschaft.[1]) Ueber Nacht gleichsam brachten Diejenigen, welche die Angelegenheit der Aufklärung und Aufbesserung Bayerns und der Hochschule „in die Hand genommen", nämlich Herr Dönniges und seine Genossen, die ihnen zu Dienst stehenden Blätter und der aus diesen Blättern sein Urtheil schöpfende Theil des Publikums für Alle, welche der neuen Gestalt der Dinge widerstrebten, die Bezeichnung auf: „die Unwissenschaftlichen". Im Handumdrehen sahen sich Männer damit geschmückt, die bis dahin für Zierden der Hochschule gegolten, Männer, die wie Ringseis ihr Leben lang in heiligem Feuereifer für Wissenschaft geglüht und gekämpft hatten. Es erging ihnen wie etwa Einem, der immerdar sich und Andren als weißer Mann gegolten, eines Morgens aber erwachend von der halben Welt ein Mohr gescholten würde; er sieht sich im Spiegel weiß wie immer — thut nichts, er ist ein Mohr. Schwache Gehirn-Nerven könnten

---

[1]) Wir werden beim J. 1855/56 gelegentlich der Wahl Ringseis' zum Rektor ein paar Streiflichter auf jenen Eifer für die Wissenschaft fallen lassen.

über so was verrückt werden; Ringseis, gottlob, hatte deren starke.

Beinah als Witz und Spott mochten die Bayern es betrachten, daß man, um die Harmlosigkeit der Berufungen in religiöser Hinsicht zu erhärten, auf das „katholische Cultus-Ministerium" als Miturheber derselben hinwies, während, so bemerkte Jemand ironisch, der Cultusminister selbst auf der Folter bekennen würde, daß außer den fünf Buchstaben seines Namens er kein Verdienst dabei anzusprechen habe. Denn daß es nur aus Prahlerei oder um die Einheimischen zu reizen geschehn, wenn Dönniges in der „Allg. Ztg." es öffentlich aussprach, daß der König in seine, des Dönniges Hand gleichsam als die eines Generalrathes die Aufgabe gelegt habe, der Universität München vom Auslande her Professoren zuzuführen, ist undenkbar. Nach ihm übernahm ein Hochangesehener unter den Berufenen dieses Amt.

Besonders beliebt in den dienstthuenden Blättern war das takt- und rücksichtslose Hineinziehen des königlichen Namens in die betreffenden Diskussionen, um sich mit demselben zu decken. Der loyale, christliche, vor Allem der katholische Bayer sah hiemit den Gegner auf einem Felde sich verschanzen, wohin zu folgen seine, des Bayern Ehrfurcht für den Monarchen ihm nicht erlaubte. Er natürlich trug diesem seinem Fürsten mehr angeborne und anerzogene Liebe entgegen als die Auswärtigen, sah nur mit Schmerz sich in einen Antagonismus der Gesinnung gegen denselben versetzt und mußte es mit anhören und tragen, daß ihm illoyale Gesinnung von Jenen vorgeworfen wurde, deren politische Gesinnung von so bedenklicher Farbe für Bayern war.

Wir vergessen nicht, daß unter den Berufenen hervorragende Lehrer und wirkliche Größen sich befanden, gegen

welche von Seite ihres Faches nichts einzuwenden war und die ohne Zweifel manch frischen Lufthauch an der Hochschule anzuregen vermochten. Während aber der Berühmteste unter ihnen den Zenith seiner Kräfte schon überschritten hatte, wurde unter dem Vorwand vorgerückter Jahre eine Anzahl Einheimischer oder Alteingebürgerter, darunter Hochbedeutende,[1]) die noch wirkensrüstig und wirkenslustig waren, in den Ruhestand gedrängt und theilweise durch sehr Minderwerthige ersetzt, offenbar einzig um die Partei zu verstärken. Vergeblich hoffte R. die Berufung von Joh. Müller, dann von Th. Schwann, Beide — hochberühmte Physiologen, Beide katholisch und geneigt, nach München zu kommen; allerdings wurde Schwann bedenklich, weil er gehört hatte, die gläubigen Katholiken seien nicht beliebt in Bayern. Den großdeutsch gesinnten bayrischen Juristen Brinz in Erlangen ließ man einem glänzenden Rufe nach Prag Folge leisten,[2]) den Bayern Breslau von München nach Zürich ziehen. Aufstrebenden jungen Kräften unter den Einheimischen war alle Hoffnung auf Beförderung abgeschnitten, wenn sie nicht in's Horn der Coterie und Partei bliesen.

Ueberall geschieht es häufig, daß Auswärtige jenes Mißbehagen, welches an fremdem Orte so leicht sich einstellt, voreilig und mit unbescheidener Offenheit zur Schau tragen, so den Einheimischen Verdruß erregend. Doppelt rücksichtslos erscheint aber ein geringschätziges Aburtheilen, wenn es von Berufenen geübt wird, die, vielleicht ohnehin schon unwillkommen, mit großer Bevorzugung gegen die Einheimischen im Fett des Landes schwelgen. So

---

[1]) Sieh Bd. II. S. 280 f.; den dort Genannten wären noch verschiedene Namen anzureihen.

[2]) Später allerdings, 1871, also erst nach König Max's Tod, wurde er nach München gerufen.

häufig und vertraulich die meisten Neuen mit in Bayern höchst unbeliebten Personen verkehrten, so wenig schienen sie den Umgang mit den eingebornen oder längst eingebürgerten, namentlich den altgläubigen Professoren zu suchen. Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft, bevor es noch möglich war, von Stadt und Land einige Kenntniß zu haben, hörte man Aeußerungen über entsetzliche Verwahrlosung der Universitäts-Institute und Sammlungen, über die Opfer, die man, frühere äußerst glückliche Verhältnisse aufgebend, gebracht habe, in das physische (und moralische) Sibirien von München zu kommen,[1]) über den Mangel selbst in viel kleineren Städten vorfindlicher nothwendiger Anstalten, über die Untugenden der Bayern, Rohheit, Unwissenheit, Bierlümmelei u. s. w. Trotzdem zog Einer den Andern nach sich, und es wurde hiebei in Betreff auch von Stellen außerhalb der Hochschule öfter ein empörender Nepotismus

[1]) Uebrigens erinnern wir uns, daß Prof. Bischoff, der Anatom, der sich mehrmals durch den Charakterzug rechtschaffener Geradheit hervorgethan hat, dies auch bezüglich seines Urtheils über Münchens Gegend bekundete. Bei seinem ersten Besuche bei Ringseis einfach anerkennend, daß er als Familienvater auf die günstigen Bedingungen seiner Münchener Stellung Rücksicht genommen, äußerte er, im Uebrigen falle es ihm sehr schwer, aus schöner Gegend in die Münchner Oede versetzt zu sein. Ringseis meinte, so schlimm sei es mit der Oede nicht, „schon der englische Garten“ . . . Je nun, der sei Kunst, nicht Natur, entgegnete Bischoff. „Aber die Isarauen“ . . . die kannte Bischoff noch nicht. Einige Wochen später trafen sie sich bei einem Künstler-Maifest in Pullach, wo die reizende Waldlandschaft sich öffnet, um tief drunten die rauschende Isar in schöner Windung zwischen theils waldigen, theils malerisch überhängenden hohen Ufern, im Hintergrund die prächtige Gebirgskette erblicken zu lassen. „Nun, Herr Kollega,“ frug Ringseis, „was sagen Sie zur Münchner Oede?“ „Ich nehme mein Wort zurück,“ erwiderte Bischoff vergnügt.

geübt zu Gunsten unbedeutender, selbst unfähiger Subjekte, wobei noch gefordert wurde, nicht die Betreffenden, sondern das Land solle zu solchen Besetzungen sich Glück wünschen. Hatten solche Leute offenbar nur die Bestimmung, im „deutschen Böotien" sich ein behagliches Leben zu schaffen, besten Falles ihren gotha'schen Mann zu stellen, so wurden an verschiedene Posten aber auch sehr begabte Menschen gesetzt, deren antichristliche und un- oder antibayrische Gesinnung um so gefährlicher war. Wie wenig S. Majestät über die Persönlichkeiten im Klaren gehalten wurde, ließ sich z. B. an der Berufung Dingelstedt's erkennen. War es schon undenkbar, daß König Max denselben würde gerufen haben, wenn er dessen empörendes Schmähgedicht auf Ludwig I. gekannt hätte, so konnte doch auch sonst die ganze Richtung des „politischen Nachtwächters" ihn unmöglich befriedigen. Daß Dingelstedt an der Münchner Hofbühne, welcher er vorgestanden, in ästhetischer Beziehung Bedeutendes geleistet habe, soll unvergessen sein; aber durch seine hochfahrende Rücksichtslosigkeit machte er sich verhaßt und schließlich unmöglich.

Nicht selten wurden die einfachsten Rücksichten der Schicklichkeit außer Acht gelassen. Als für Emmanuel Geibel, dessen Berufung als Professor ähnlich wie diejenige Riehl's Vielen aufrichtige Freude gemacht, ein Festmahl veranstaltet wurde, nahmen auch zahlreiche bayrisch Gesinnte und „Ultramontane" daran Theil. Obwohl es die Universität war, zu deren Mitglied Geibel ernannt worden, hatte man ihm zu beiden Seiten die Präsidenten der zwei Akademien, ihm gegenüber Dönniges und Dingelstedt gesetzt; dem Rektor und Senat, freilich fast lauter Ultramontanen, schickliche Plätze zu besorgen, war Niemand eingefallen. Gegen Ende des Mahles trug Dönniges ein Gedicht vor, worin über den Dichter der Amaranth ge-

witzelt und Heine (!) den katholischen Bayern, die er verspottet hatte, als Dichter des Fortschrittes gepriesen wurde. Kein Wunder, daß das ganze Fest nur mehr als Demonstration erschien und beim bald darauf veranstalteten Festessen für Freiherrn v. Liebig sich nur wenige Universitätsprofessoren betheiligten.

Waren Dönniges und ein paar andere Persönlichkeiten landesverhaßt, so wird man begreifen, daß mit Ausnahme eines begrenzten Kreises das bayrische Publikum überhaupt der Schaar der Berufenen wenig Sympathie, dafür um so gründlicheres Mißtrauen entgegentrug und mit tiefem Verdruß deren selbstbewußtes Auftreten empfand.

Was man dazumal hinnehmen mußte an herablassendem Lob, davon gab die Allgemeine Zeitung ein ergötzliches Pröbchen, indem sie von einem Korrespondenten sich erzählen ließ, man fange jetzt in München an, Sinn für Musik (!) und geselliges Zusammensein zu gewinnen. Welches die auswärtige musikalische Größe gewesen sei, die dasjenige zu Stand gebracht, worum, wie es scheint, ein Franz Lachner durch Jahrzehnte sich vergeblich bemüht hatte — früherer Namen wie Kaspar Ett, Peter v. Winter u. s. w. hinauf bis zu Orlando di Lasso nicht zu gedenken, — das ist uns verborgen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wir würden die biographische Treue verletzen, wenn wir verschwiegen, wie tief empört in seinen religiösen und patriotischen Gefühlen Ringseis sich oftmals sah. Trotzdem fand gewiß Keiner der Berufenen Anlaß, sich über unkollegialen Empfang von Seite R.'s zu beschweren. Von jeher gewöhnt, Person und Sache zu unterscheiden und auch an einer um der Sache willen unerwünschten Person die wissenschaftlichen oder sonstigen Verdienste zu ehren, hatte er für jeden der neuen Kollegen nicht nur

Höflichkeit, sondern die ihm eigene herzensgütige Freundlichkeit in Bereitschaft; Einige haben dieselbe theils alsogleich, theils in Bälde zu würdigen gewußt und, den unverkennbar ausgesprochenen Bann durchbrechend, R.'s und der Seinigen persönlichen Verkehr gesucht und festgehalten. Jene aber, die sich daran kehren mochten, hatten von den Tonangebern offenbar die Losung empfangen, mit den „Alten," den „Unwissenschaftlichen" sei wenig Federlesens zu machen, und so Manches was an Rücksichtslosigkeit und Richtachtung geleistet wurde, läßt bei kühlem Blut sich nur durch eine Art Taumel erklären, in welchen die neuen Regeneratoren der Hochschule und Bayerns sich hineingearbeitet hatten. Einer der Berühmtesten hat Ringseis, dem greisen und selber berühmten Kollegen, dem Senator, der es seit 1826 gewesen, mit dem er die Ehren der Akademie getheilt,[1]) nicht auch die Ehre seines Besuches gegeben und nur nachträglich den unbeholfenen Anlauf genommen, bei Gelegenheit einer Geschäftsfrage das Versäumte nachzuholen. Ein Andrer, welchen als den Sohn eines Professors der Medizin an einer bayrischen Universität Ringseis schon als Knaben gekannt hatte, und der nun sein Kollege in der Fakultät geworden, hütete sich

[1]) Beim J. 1842 haben wir besprochen, daß R. aus frechem Mund ist vorgehalten worden, er sei der Akademie „oktroirt" worden. Ein eigenthümliches Verfahren späterer Tage wird uns erzählt: Als der neuberufene Professor der Physik zum Mitglied der Akademie vorgeschlagen wurde, widersetzte sich Lamont, der berühmte Astronom, indem er, — ob mit Recht oder Unrecht, das haben wir nicht zu beurtheilen — die Leistungen des Betreffenden jener Ehre nicht würdig fand, und an seinem Einspruche scheiterte die Wahl. Sie wurde jedoch wieder angeregt und nun ließ, so sagt man uns, König Max den Astronomen ersuchen, von der entscheidenden Sitzung fernzubleiben. Hier wäre offenbar eine unverhohlene Oktroirung korrekter gewesen.

ängstlich, seine Frau zu bringen, obschon auch zwischen ihr und Ringseis nebst einer seiner Töchter schon vor Jahren ein heiterer Verkehr in einem Badeorte stattgefunden hatte. [1]) Wieder Andre wirkten beim ersten Besuch sonst irgendwie verletzend.

Ein Neuberufener, welchem die kollegialen Verhältnisse an Hochschulen bis dahin fremd geblieben, frug Dönniges, wen Allen er zu besuchen habe. „Ach," war die Antwort, „wenn Sie zu Liebig gehen und etwa noch zu Diesem und Jenem, so ist es genug." Der Fragende kam zufällig mit Ringseis in Berührung und fand denselben so zuvorkommend, daß ein Besuch ihm unerläßlich schien, worauf sich alsbald geselliger Verkehr entspann. — Als Ringseis 1855/56 Rektor geworden, fand er Anlaß zur Aeußerung im engeren Kreis: „Ich meinestheils habe niemals versäumt, dem jeweiligen Rektor meine Aufwartung zu machen." —

Zur Zeit, da die populär wissenschaftlichen Vorträge im Liebig'schen Hörsaal geplant wurden, frug Franz von Kobell die Berathenden, ob sie nicht Ringseis aufzufordern gedächten. Was Liebig antwortete, wurde uns nicht ausdrücklich mitgetheilt, läßt sich aber aus dem vermuthen, was Kobell, der übrigens sehr gut mit den Neueren stund, erwiderte: „Wissen Sie nicht, daß Ringseis schon bei seiner Promotion mit einer centuria positionum sich als einen Ritter in der Wissenschaft kundgegeben hat? Versuchen Sie einmal einen Gang mit ihm, da sehn Sie nur zu, ob Sie nicht den Kürzeren ziehn!" „Oho," entgegnete Liebig, „ich bin ja selber promovirter Doktor der Medizin." Der Gang wurde nicht gemacht, Ringseis auch nicht auf-

[1]) Ueberhaupt hat R.'s Familie die Angehörigen mehrerer hervorragender Berufenen theils gar nicht, theils nur zufällig kennen gelernt.

gefordert zu einem Vortrag, und obwohl in jenem ersten Jahre die Einladungen zum Besuche der Vorträge in alle Richtungen Münchens ausgeworfen wurden, an R. und die Seinigen gelangte keine.

Es versteht sich, daß wir von den erwähnten Armseligkeiten nicht reden würden, wären sie der Ausdruck persönlicher Spannungen und Verdrießlichkeiten gewesen. Nein, sie haben historische Bedeutung, weil sie die Gesinnung und Absicht charakterisiren, mit welcher damals Männer von R.'s wissenschaftlicher, kirchlicher und patriotischer Richtung abgethan werden sollten, und wenn solche Nichtachtung mehr auffiel gegenüber einem Manne seines Alters, seiner Stellung und Bedeutung, so war, was Andre erfuhren, darum keineswegs zu entschuldigen.

Wir haben hiemit übersichtlich vorausbesprochen, was sich in einer Reihe von Jahren entwickelt hat und kehren zu unsrem Ausgangspunkte zurück.

2. 1852: Enthebung vom Amt am Spital und vom Personalreferat am Ministerium. Verkauf der Steinsammlung; kleine Erfahrungen. — G. Görres †. Gedichtchen. — Herbstferien in Oesterreich. 1852/53: 136 Thesen.

Im Frühjahr 1852 war es, daß an den zu Heidelberg dozirenden Prof. Dr. Karl v. Pfeufer die Einladung erging, in sein Vaterland Bayern zurückzukehren, indem ihm mit der Professur zugleich die Stelle als Mitglied des Obermedizinal-Ausschusses geboten wurde. Er erklärte, den Ruf nicht annehmen zu wollen, wenn er nicht auch eine Klinik im Spital erhalte; ob es wahr sei, daß er auch das Personalreferat im Ministerium begehrt habe, lassen wir dahingestellt; jedenfalls wurde ihm Beides gewährt.

Das Personalreferat und hiemit den „einflußreichen Mann" hat Ringseis leicht verschmerzt, — andere Referate behielt er, — jene erste von Pfeufer gestellte Bedingung aber bedeutete für R. die Aufgabe seiner liebsten Beschäftigung, nebenbei den Verlust seiner anmuthigen Amtswohnung, (die Pfeufer übrigens nicht bezog,) nebst Garten und allerhand Gefällen, — hiedurch, last not least, die Frage, was anfangen mit seiner geliebten köstlichen Mineraliensammlung.

In der Familie war damals ein kleines kunstgeselliges Unternehmen geplant, das einer der Töchter besonders am Herzen lag. Mit jugendlicher Glückesempfindung eilte sie eben heim, im Hochgefühl einer besiegten Schwierigkeit Bericht zu erstatten, als sie von der Mutter kurz abgefertigt wurde: „Davon kann jetzt gar nicht mehr die Rede sein; soeben hat der Vater die Nachricht seiner Entlassung am Krankenhaus erhalten, wir müssen aus der Wohnung scheiden." Der päpstliche Nuntius Msgr. Graf Sacconi (jetzund Cardinal,) der seinen Arzt Ringseis auf's Innigste schätzte und liebte, war gekommen, um mitzutheilen, endlich hätten „die Minister" (des Innern und des Cultus?) in R.'s Enthebung „gewilligt". Wir sind nicht sicher, ob die vereitelte Hoffnung in jenem Augenblick das junge Mädchen nicht eben so schmerzlich traf als die nicht völlig unvorhergesehene Nachricht. Da bei Tisch von dem Ereigniß und nebenher von dem geplanten Unternehmen als einem selbstverständlich aufgegebenen die Rede war, sagte Ringseis ruhig: „Das seh ich gar nicht ein, was das miteinander zu schaffen hat; führt euer Vorhaben getrost zu Ende!"

Die Entlassung war geschehn „in billiger Berücksichtigung seiner vorgerückten Lebensjahre." Diese vorgerückten Lebensjahre — R. zählte

deren 67 – scheinen dem König als besonderes Motiv vorgestellt worden zu sein. Als derselbe später R. begegnete, betonte er seine Ueberraschung über dessen Rüstigkeit.

Man sagt, ein Unglück komme selten allein; noch sicherer vielleicht zieht vermöge der menschlichen Erbärmlichkeit eine Kränkung die andre nach sich. Beim Jahr 1837 wurde gezeigt, in welcher Weise Ringseis das Krankenhaus von seiner Besoldung entlastet hatte. Der im J. 1852 bestehende Magistrat unter Bürgermeister v. Baur entließ nach 35 Jahren beinah besoldungslos, mit unbeschreiblicher Liebe und Treue geleisteter Dienste Ringseis ohne Sang und Klang, ohne ein herzliches Wort des Dankes. Auch hierüber hat R. kaum eine Silbe verloren.[1]) Doch erbat und erhielt er in Ansehung der Schwierigkeit, seine Sammlungen rasch unter- oder an den Mann zu bringen, die Erlaubniß, noch ein Jahr lang seine Amtswohnung innezubehalten.

Nun galt es also eine Entscheidung bezüglich der Mineralien. Sollte die Last des Umzugs und der Wiederaufstellung zum drittenmal getragen werden, dazu für die stets reicher angewachsene Sammlung der Aufwand theurer Miethräume? Still kämpfte R. den Kampf in sich durch und entschloß sich zur Trennung. Was sie bedeutete, wird nur Der ermessen, der selber mit Fleiß, Sachkenntniß und Liebe sich solchen Besitz geschaffen. Hatte R. doch schon als Knabe den Grund gelegt, jene ersten Stücke in der Umgegend von Amberg und Schwarzenfeld auflesend, worauf sein Lehrer Graf ihn durch Geschenke von Dubletten beglückt, auf der Universität von Kameraden erworbene kleine Sammlungen und was auf den Jugendreisen das

[1]) Bürgermeister v. Steinsdorf hat 1862 bei R.'s Doktorjubiläum das Versäumte in herzlichster Weise nachgeholt.

Beutelchen vermochte, den Schatz gemehrt hatte; die Hauptfundgrube aber war ihm bei besseren Geldmitteln Italien geworden, die Umgegend von Rom und Neapel, vor Allem jedoch Sizilien, von wo er die köstlichsten Sachen mitgebracht; seine sizilischen Cölestine, Selenite und Schwefel-Krystalle, dazumal bei uns noch hohe Seltenheit, waren der Gegenstand bewundernden Neides. Und noch war er nicht zu Ende, denn zu einer Sammlung von 4000 Stücken, um 600 fl. aus dem Nachlaß des Malthesercomthurs Pezl (Mitgliedes der bayr. Akademie) erworben, einer südtyrolischen Sammlung und der ebenfalls 4000 Stücke zählenden von Schmitz (Eleven der Akademie) gesellte sich vieles einzeln durch Kauf oder Tausch Errungene, unter Letzterem sibirische und brasilianische Kostbarkeiten.

All' diese Schätze fortwährend sichtend, ausscheidend, ordnend, hatte er nicht nur neben seiner Hauptsammlung in Großformat ein paar erlesene in geringerem, bezw. Miniaturformat sich gebildet, sondern immer wieder kleine, mit Liebe geordnete vollständige Sammlungen verschenkt an bayrische Gymnasien — etwa deren sieben — sodann an eine bedeutende Zahl wißbegieriger Knaben und Jünglinge; (von einer Schankung nach Griechenland haben wir bereits gesprochen.) Es war eine seiner liebsten Erholungen, in seinen Steinen zu mustern und zu kramen. Den Steinhammer hatte er im Leben so fleißig gehandhabt, daß er diesem Umstand das Eingehen einer Sehne zuschrieb, wodurch er den Mittelfinger der rechten Hand nicht mehr zu strecken vermochte. Der briefliche und mündliche Verkehr mit ausgezeichneten Mineralogen hatte ihm interessante Bekanntschaften zugeführt; viele der schönsten Lebenserinnerungen waren innig mit dieser Sammlung verwoben. Als echter Liebhaber hatte er sich nicht entschließen können, glänzende Angebote für einzelne Schätze

anzunehmen; so z. B. hatte ihm ein Holländer für drei Stücke, nämlich einen Tantalit von seltener Größe, einen Cölestin von wunderbar schön durcheinanderverwachsnen Krystallen und einen großen und schönen Dichroit von Bodenmais in Bayern genau die Summe geboten, um welche er dann die ganze Sammlung, jene drei Stücke mitinbegriffen, hat hergeben müssen. Der von uns Bd. III. S. 279 erwähnte russische Ministerresident bei den Hansestädten, Herr v. Struve, der nach langjährigem mineralogischem Briefwechsel eines Tages als „alter Bekannter" sich auch persönlich einführen ließ, versicherte, seine eigene Sammlung, die er um 40,000 Rubel an die russische Regierung verkauft hatte, habe bei weitem nicht an die Ringseisische gereicht, eine so schöne Privatcollection sei ihm noch niemals vorgekommen. (S. Beilage.)

Die Großformatsammlung also sollte veräußert werden, sobald ein Käufer sich fände. Nuntius Graf Sacconi nahm der Sache sich an, als gälte es den Nutzen eines Bruders. Beim Herzog von Leuchtenberg ward angefragt, ob er den Kauf nicht machen wolle für seine naturwissenschaftlichen Sammlungen zu Eichstätt. Er zögerte, denn für den in Rußland Lebenden hatten die schönen sibirischen Stücke, die Ringseis besaß, nicht den Werth wie für Andre. Doch führten endlich die sizilianischen zu günstigem Entscheid. Im Verhältniß zur Auszeichnung der Sammlung ward allerdings ein geringer Preis geboten, doch unter den Umständen mußte R. froh darum sein und der Handel ward abgeschlossen. Der Herzog, schon an seiner Todeskrankheit leidend, hat seinen Erwerb nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Mit äußerer Ruhe sah R. seine geliebten Schätze, auf die er so stolz gewesen, in wochenlanger Packarbeit des herzoglichen Conservators Frischmann, der im

August sich meldete, in die Transportkisten verschwinden. Gesprochen hat er nicht viel darüber und einem Beileidbezeugenden erwiderte er freundlich gelassen: „Je nun, was man besitzt, davon ist man besessen.“ Aber als nach des Herzogs Tod dessen im Königreich liegende Güter durch Kauf an den bayrischen Staat übergingen und seine Sammlungen jenen der Akademie einverleibt wurden, da dauerte es lang, bis R. sich entschließen konnte, sie zu besuchen. Endlich that er es, und Kobell, der Conservator, der übrigens nach dem Erwerb in einem Artikel der „Allg. Ztg.“ besonders die Ringseisischen Schätze hoch gerühmt hatte, zeigte ihm einen Riesen-Stronzian mit den Worten: „Gelt, Ringseis, so einen Stronzian haben Sie doch noch nicht gesehen?“ Wehmüthig lächelnd erwiderte dieser: „Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß er aus meiner Sammlung stammt.“ — Schade in der That, daß Letztere, schon in Eichstätt eingereiht, nicht besonders als „Ringseis-Sammlung“ konnte aufgestellt werden.

Die beiden Kleinformatsammlungen behielt R. bis zu seinem Ende. Noch klingt aus der Zeit, bevor die Abnahme seines Augenlichtes ihm deren Genuß entzog, der Schreiberin der Ton liebenswürdiger Befriedigung in's Ohr, womit er den leider unwissenden Töchtern, für die sie bestimmt waren, versicherte: „Kinder, das sind kostbare Sächelchen; das Format ist klein, aber die Stücke sind vielfach vollendet schön.“ Als nach seinem Tod die Frage herantrat, was mit diesen Sammlungen zu geschehen habe, ging es der Schreiberin tief zu Herzen, daß sie und ihre Schwestern versäumt hatten, sich dilettantisch in dieses Lieblingsfach ihres Vaters einzuleben und gern hätte sie sich der Selbsttäuschung hingegeben, es noch nachzuholen. Aber vor ihr lagen andre Lebensaufgaben

und die Schwierigkeit, mit Collectionen umzuziehen, die man nicht selber zu ordnen versteht, war entscheidend: Beide Sammlungen wurden durch Ordenshäuser für ihre Erziehungsanstalten käuflich erworben.

Hier noch das eine und andre kleine Erlebniß, das sich an R.'s Sammlung und Sammellust knüpfte.

Einem Herrn von der englischen Gesandtschaft in München hatte R. erlaubt, aus einem Dublettenkasten sich Stücke nach Belieben auszusuchen und ihn bei der Arbeit allein gelassen. Da kam der Herr und zeigte ihm einen Krystall, der einen lebendigen Wassertropfen enthielt, für den Liebhaber ein werthvolles Stück; R.'s Beobachtung war der Tropfe entgangen. „Ich habe Ihnen Freiheit gelassen, auszusuchen, was Ihnen gefällt," erwiderte dieser, „so mögen Sie ihn auch behalten," aber der echte Gentleman weigerte sich durchaus, unter solchen Umständen von der Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Nicht immer freilich waren die Erfahrungen mit Liebhabern so befriedigender Natur. Häufig gab R. auf Treu und Glauben Sammlern von Stand schöne Mineralien, für welche sie andre von entsprechendem Werthe schicken sollten und nicht schickten, andremale wurde er schmählich und undankbar bestohlen. Schreiberin erinnert sich, mit welcher Verwunderung, ja Betretenheit sie einst von R. die sehr ernste Versicherung hörte, daß er niemals sich erlaubt habe, irgendwo ein Stück mitzunehmen; das verstehe sich ja von selber, dachte sie; noch war ihr unbekannt, wie viele Sammler, die in allen andren Stücken sich als rechtschaffene Leute fühlen und aufführen, in Sachen ihrer Lieblingsneigung glauben, sich eine Ausnahme gestatten zu dürfen.

Einstmal, da Ringseis in Frankenburg weilte, sandte General Ostermann ihm den höchst reichhaltigen, merk-

würdigen Katalog einer Mineraliensammlung, welche als Nachlaß eines Bergbeamten in Wels von dessen Schwestern als Erbinen zum Verkauf ausgeboten war. Ringseis, auf das Lebendigste angeregt, konnte dem Drange nicht widerstehn, die Sammlung zu besichtigen, womöglich sie zu erwerben. Friederikens Schwager selbst fuhr ihn nach dem Städtchen, wo die Besitzerinen, zwei alte Jüngferchen, ihn freundlich und erfreut empfingen und alsbald im Sammlungszimmer seinen Forschungen überließen. Er begann beim ersten Schrank, aber da wollte keine Nummer zu der des Katalogs stimmen. Er versuchte es mit einem zweiten, dritten — vergebens! Die Sammlung war zahlreich aber gewöhnlich, jedenfalls vollständig anders als im Verzeichnisse stund. Als er endlich den Besitzerinen den Befund mittheilte, da sahen sie bestürzt einander an: „Um Gotteswillen, und wir haben viele Wochen lang den Zeichnungslehrer N. aus L. bei uns in Kost und Wohnung gehabt und ihm Taggelder gezahlt, damit er den Katalog abfasse!" „Den kenne ich," erwiderte ein Student, welcher Ringseis begleitet hatte; „nie aber habe ich gehört, daß er etwas von Mineralogie verstehe." Offenbar hatte der Schlingel den Katalog irgend einer ausgezeichneten Sammlung einfach abgeschrieben. Ob Friederike mit dem Erfolg dieser Steinfahrt zufrieden gewesen sei oder nicht, das aufzuzeichnen hat die Geschichte vergessen.

Am 14. Juli 1852 starb zu R.'s großem Leidwesen Guido Görres. Lang ein Bild jugendlicher Kraft, Gesundheit und Schönheit, war er von einem Siechthum ergriffen worden, dessen Vorgefühl vielleicht schon mit der Trauer um seines Vaters Tod zusammengeflossen; denn seit diesem Zeitpunkt hatte man ihn verändert gefunden. Ein im englischen Garten kurz vor seiner Erkrankung er-

lebtes Abenteuer, das ihm vielleicht eine Schädigung hinterlassen, hat er uns noch selber erzählt. In der Dämmerstunde vom Aumeister heimkehrend war er einem sensebewaffneten Mann begegnet, der ihm sein Geld abforderte. Nicht gewillt, es zu geben und gewandt in körperlichen Uebungen, begann Guido, mit dem Manne zu ringen und drückte ihn so geschickt an einen Baum, daß die Sense zwischen Stamm und Mann gerieth; er hätte diesen furchtbar verwunden können, zog aber vor, die Sense zu zerbrechen und die Stücke weit fortzuwerfen; da soeben Leute nahten, entsprang der Räuber.

Es rührte uns, in späteren Jahren den Franzosen Boré sich ereifern zu hören, daß der französische Verfasser einer Geschichte der Jungfrau von Orleans dem bahnbrechenden Werk „de ce bon Guido" nicht die gebührende Ehre erwiesen. „Mais quoi?" meinte er, „ein Fremder wendet so viele Kraft und Mühe daran, unsre nationale Heldin in einer Weise zu verherrlichen, deren Gründlichkeit jedem nachfolgenden Schreiber ihrer Geschichte zur Unterlage und zum Muster dient, und ein Franzose, der nicht umhin gekonnt, recht vielen Nutzen aus Guido's Werk zu ziehen, fertigt zu allem Dank ihn mit etlichen vornehmen Worten ab!"[1]) —

Wir können nicht der Versuchung widerstehn, unsern Text noch mit einem niedlichen Gedichte Guido's zu schmücken, das er ehdem an R.'s jüngstes Töchterchen gerichtet. Dasselbe hatte in Kinderweise ein geliebtes Hauskätzchen besungen und das Opus war in Guido's Hände gekommen, der hierauf die folgenden Strophen sandte:

---

[1]) Guido G. und Gf. Montalembert sollen seinerzeit in einer Art freier Konkurrenz gearbeitet haben, in welcher der Franzose die ungarisch-deutsche Heilige, der Deutsche die französische Heldin zu verherrlichen übernahm.

Ich wollt' ich wär' ein Kätzchen,
Dann spräng' ich flink herbei,
Du schmeicheltest dem Frätzchen
Und gäbst ihm Zuckerbrei.

Ich wollt' ich wär' ein Kätzchen,
Dann legt' ich mich auf's Ohr,
Du sängest deinem Schätzchen
Die schönsten Lieder vor.

Ich wollt' ich wär' ein Kätzchen
Und eine Spanne groß,
Dann gäb' ich dir mein Prätzchen,
Du nähmst mich auf den Schooß.

Ich wollt' ich wär' ein Kätzchen
Und von der feinsten Art,
Dann gäbst du mir ein Schmätzchen
Auf meinen seidnen Bart.

Ich wollt' ich wär' ein Kätzchen,
Ein kleiner Cavalier,
Dann hätt' ich auch mein Plätzchen,
Bettinchen, stets bei dir.

„Sei mir von Herzen gegrüßt, o du Einsame, nun nicht bloß deines Mannes, sondern auch deiner Töchter Ledige," schreibt in den Herbstferien 1852, während die Töchter anderwärts weilten, Ringseis an seine Friedel aus dem östreichischen Chorherrenstift St. Florian bei Linz, wohin der Verkehr mit dem herrlichen Chorherrn Stülz, (damals noch Ortspfarrer,[1]) 1854 Stiftsdechant, 1859 Prälat) ihn gelockt hatte. „Ich ward hier wieder so wohl aufgenommen als vor 5 Jahren. . . und bin bedient von denselben Personen . . . Ich arbeite

[1]) Das Stift besetzt eine große Zahl von Pfarreien. Ueber Stülz s. Bd. II S. 97, außerdem sein Lebensbild vf. v. Wilh. Pailler. Linz, Ebenhöch (Korb) 1876.

gern und bin in der Lösung der mir gesetzten Aufgabe vorangeschritten. Täglich von 1/2 6—7 Uhr mache ich mit Hrn. Stülz einen Spaziergang.“ — Ohne Zweifel war die Aufgabe, wovon er redet, die Fertiglegung zum Druck eines Heftchens, dessen reicher Inhalt auf wenige Seiten (das Vorwort zählt deren 12, die Schrift selber 14) das Ergebniß seines ärztlichen Denkens zusammendrängt, wie es seit Herausgabe seines Systems der Medizin sich gefestigt, ausgeklärt und erweitert hatte. Es heißt:

Vorwort nebst 136 Thesen zu seinen Vorträgen über allgemeine Pathologie und Therapie (System der Medizin) von Dr. v. Ringseis.[1])

Zum Motto setzte er: Bene docet qui (non solum) bene distinguit, sed etiam bene distincta bene unit, — denn nur wer recht unterscheide und einige, habe wahre Erkenntniß und vermöge den Dingen ihren rechten Namen zu geben. Die heutigen Wortführer sähen den Wald vor Bäumen nicht, das Ganze, die Gemeinheiten nicht vor mikroskopischen Elementen, Zellen und Zellchen, Fasern und Fäserchen und Molekulen. Nach Prof. Wunderlich's Ansicht seien Physiologie und Pathologie zwar geschieden, aber nicht, weil sie in Wahrheit verschieden, sondern weil das Gesammtgehäcksel, das sie enthalten, in einen Sack gefüllt, zu groß und unübersichtlich würde; was das Einzelne verbinde, sei der Sack, der Faden, der Einband.

Wir haben aus dem Vorwort schon an verschiedenen Stellen, besonders im 19. Kap., theils Ringseis citirt, theils seine Worte in unsren Text verarbeitet, begnügen uns darum hier mit kurzem Bericht. Hatte Harvey dereinst durch die Behauptung vom Kreislauf des Blutes all' seine Praxis verloren, so durfte auch R. sich darüber trösten, daß angeblich über seine Lehren bereits der kritische

1) Erlangen. In Komm. bei Palm und Enke.

Stab gebrochen war; hielt er doch den seinem Werk ertheilten Tadel für gar nicht vereinbar mit dem von den Nämlichen ihm ertheilten Lob. Herr Siebert[1]), der in R.'s System „logische Einheit, musterhafte Anordnung, gedrängten Styl, meisterhafte Form," — „treffliche Auffassungsgabe und spekulative Verwendung, eingestreute Goldkörner, Geistestiefe und Geistesschärfe" gefunden, „Eigenschaften, die Bewunderung erregen würden, wenn ɀc.," nenne es „ein vielgegliedertes System, bei dessen organischer Ordnung, die das Besondere stets dem Allgemeinen folgen läßt, keine Auslassung möglich, keine Zeile entbehrlich," das aber zeuge in Siebert's Augen zwar für meisterhafte Form, aber keineswegs für innere Wahrheit und zwar gerade, weil es keine Lücke biete, weil es erschöpft scheine. Aehnlich habe für Hrn. Griesinger (Archiv f. physiol. Medizin) „in diesem strengen, ja starr abgeschlossenen System" „die Feinheit und Kunst, mit der es bis in's Einzelne ausgeführt ist, etwas Anziehendes; „das Haus," sagt er, „ist so fertig, daß keinem Anderen etwas zu thun bleibt; aber es ist auch so künstlich zusammengefügt, daß wenn es Einem einfiele auch nur ein Steinchen daran zu ändern, der ganze Bau zusammenfiele."

Warum, (meint R.), nahmen meine Gegner nicht wirklich ein oder das andere Steinchen heraus und zeigten vor den Augen der Leser thatsächlich den Einsturz meines Gebäudes? . . . Seit wann sind Ganzheit und Lückenlosigkeit Mängel, Unganzheit und Lückenhaftigkeit Vorzüge? . . .

Mit wissenschaftlichen Gründen widerlegte man nicht ein Jota meiner Lehre. Man bekämpfte sie mit Phrasen, Ausrufungen, Fragen, Gemeinplätzen, (z. B. „das ist Ontologie,[2]) Dogmatismus, Jesuitismus, Ultramontanismus") mit An-

[1]) Sieh Bd. III. S. 206.

[2]) R. bemerkt, er erkenne zwar in den verschiedenen Momenten der Krankheit etwas Autonomes, Ontologisches, nie aber sei ihm der

dichtung von Behauptungen, die ich widerlegte, ja Dr. Siebert mit Schimpfwörtern, Lügen und Verläumdungen . . .

Sollte man nicht vermuthen, daß ein System, welchem selbst seine Gegner die oben erwähnten Lobsprüche zu ertheilen sich genöthigt sahen, gerade in dieser Zeit (der wissenschaftlichen Auflösung) als Bedürfniß gefühlt und freudig begrüßt oder mindestens einer gründlichen Bekämpfung gewürdigt würde? Weit gefehlt! Lehret und übet den größtmöglichen Wahnsinn, stellt Alles auf den Kopf, lehrt, daß in jeder Krankheit der Vergiftungs- und Kränkungsprozeß der Heilprozeß sei, ihr werdet, wenn ihr dem leidenschaftlichen Zeitgeiste huldiget, vom litteraten und illitteraten Pöbel gepriesen und auf den Altar erhoben. Prediget dagegen die tausendjährige, von den Weisesten aller Zeiten verkündete, aber den herrschenden Zeitirrthümern und Leidenschaften widrige Wahrheit, seid gewiß, es wird fast Niemand euch glauben, ihr werdet verhöhnt, verläumdet, selbst thätlich mißhandelt.

Von den Thesen selber, worin R. wie gesagt die Grundzüge seines Systems in Aphorismen neu gefaßt hat, meint ein Berichterstatter in der N. med. chir. Ztg.[1]): Bei sehr Vielen, welche R.'s Lehre verketzerten ohne sie zu kennen — theils weil sie im Urheber den Ultramontanen witterten, theils weil Andre vor ihnen die Lehre verurtheilt hätten — werde die neue Brochure vielleicht Eingang finden, weil sie ihnen in nuce zeige, was R. gewollt habe, — um so leichter, als sie frei sei von der „bei naturwissenschaftlichen Studien mehr als überflüssigen Beigabe von Theologie und Dogma".

Anders urtheilte in einer Wiener Zeitschrift ein Dr. W., der mit „wehmüthigem Gefühl" die große Menge

Unsinn eingefallen, die ganze Krankheit etwas Autonomes oder Ontologisches zu nennen. Seine Lehre eines autonomen Momentes in der Krankheit habe Griesinger als mit Geist und Konsequenz durchgeführt anerkannt; warum derselbe dann sie verwerfe, ohne sie mit Gründen zu widerlegen?

[1]) Nro. 23 d. Jahrg. 1853.

von Irrthümern besprach, welche R. in so kleinem Raume zusammengedrängt. R. fand, Dr. W.'s Besprechung errege noch etwas Anderes als wehmüthiges Mitleid, fand aber Methode in der stereotypen Weise, worin seit dem Jahr der Julirevolution, besonders aber seit 7, 8 Jahren die lügenhaftesten, widersinnigsten und lächerlichsten Behauptungen über seine Lehre verbreitet worden seien, wie durch Verabredung, von den verschiedensten Seiten, in Parteischmierblättern, aber auch in Schriften, die Anspruch machten auf wissenschaftlichen Charakter. Wie man eine Weile geglaubt habe, ohne Leichtsinn und Liederlichkeit könnte Einer unmöglich ein rechter Künstler sein, so verziehen die Theo- und Christophoben das Christenthum am wenigsten dem Naturforscher, unter diesen am allerwenigsten dem Arzte. Namhafte Naturforscher hätten die Aufrichtigkeit gehabt, mit Eifer ihm in's Gesicht zu betheuern, sie hielten es für unmöglich, daß Jemand, der ernstlich an's Christenthum glaube, ein tüchtiger Arzt und Naturforscher sein könnte. An die ärztliche Gesellschaft, in deren Zeitschrift das wehmüthige Gefühl Dr. W.'s zum Ausbruch gekommen war, stellte R. die Frage, ob sie es mit Gewissen und Ehre verträglich halte, daß eines ihrer Mitglieder, statt einfach objektiv zu berichten oder ein wissenschaftliches Werk mit wissenschaftlichen Gründen zu bekämpfen, förmlich aus Parteischriften oder von reisenden literarischen Commis mitgetheilte Unwahrheiten vorbringe und zwar über ein Ehrenmitglied derselben Gesellschaft. Wäre dieses der Fall, so würde er, Ringseis, es mit seiner Ehre unverträglich erachten, das ihm übersandte Diplom zu behalten.[1]) Er sorgte durch die öſtreichische Gesandtschaft,

[1]) Unterzeichnet von Malfatti, Wirer, Czermak und Knolz, stammte dasselbe aus dem J. 1838, da R. die erwähnte Masse von Irrlehren bereits 11 Jahre hindurch öffentlich vorgetragen hatte.

daß Erwiderung und Frage an die rechte Adresse gelangten und da die Gesellschaft sich stumm verhielt, so schickte er das Diplom zurück und veröffentlichte dies in einem Münchner ärztlichen Blatt im Oktober 1854.

3. 1853: Tischgeister. — Umzug in die Theatinerstraße. — Kein Maximiliansorden; Geschichts-Kommission; Edm. Jörg. — Versammlung der kathol. Vereine in Wien.

Im Frühjahr 1853 wurde von einer dort weilenden Tochter R.'s aus Linz geschrieben: „Ich glaube, wenn man Abends die Dächer abhöbe und aus der Vogelperspektive in die Wohnungen blickte, so sähe man überall geduldige Familien stundenlang um den Tisch sitzend und auf guten Erfolg hoffend; selbst die bösen Zungen sind für den Augenblick anderweitig beschäftigt; Alles spricht nur von elektrischer, magnetischer Kraft, von mechanischem Einfluß, — vom Tischrücken. Wenn auf einer Einladungskarte steht: U. A. w. g., so bedeutet es: Und Abends wird gerückt." Aber die Briefschreiberin fügt auch bei, daß eine Hausgenossin am Tag, nachdem sie das Experiment selbstthätig mitgemacht, sich so todtenübel gefühlt habe, daß sie ihr letztes Stündlein gekommen glaubte. Ebenso hörte man dort von vielen Erkrankungen, die das Tischrücken sollte herbeigeführt haben, Starrkrampf, Schmerzen verschiedener Art u. s. w. Zugleich wurden andre geheimnißvolle Experimente hervorgesucht, von denen man bereits wußte, z. B. das bekannte Orakel, in welchem ein an einem Haar angefädelter Ring in einem Glasgefäß so oft anschlagen soll, als die Person, von deren Haupt das Haar genommen ist, Jahre zählt, u. dgl. m.

Aus dem Ringseisischen Haus aber wurde zur Erwiderung humoristisch geschildert, wie auch hier eines

Abends drei Händepaare — eines mageren Studenten (R.'s Neffen,) der Briefschreiberin und einer Dienerin — eine Stunde lang ein Tischchen umklammert gehalten, „endlich," so heißt es, „kam der Vater dazu und machte kleine Teufeleien, nackelte, bockte — plötzlich ließ er los," und gerissen waren Kette, Geduld und Aussicht auf Erfolg.

Es war das also ganz kurz nachdem die „Allg. Ztg." zuerst die Sensations-Nachricht gebracht hatte von einer in Amerika entdeckten Naturkraft, oder einer neuen Seite und Wirkungsweise einer bereits bekannten Kraft, etwa des Magnetismus oder der Elektrizität, wodurch die erstaunlichsten Bewegungen an sich bewegungsloser Dinge hervorgerufen würden. Beim Namen Magnetismus kam dem Spiel mit Worten zu gut, daß Niemand, wenigstens unter den Laien, dabei klar zu denken brauchte, ob jene rein physikalische Kraft gemeint sei, welche dem Erdball innewohnt oder jenes nebulose Ding, welches, wenn auch theilweis auf physikalischer Grundlage, im Somnambulismus spukt.

Hatte Ringseis, wie wir so eben gesehen, im Anfang den Versuch des Tischrückens in seinem Hause zugelassen, so bildete sich ihm doch sehr bald die Ansicht aus, daß hier bewußte, und zwar unheimliche Bewegungskräfte wirkten; vollends ward ihm das zur Gewißheit, als jene orakelhaften Erscheinungen sich breit machten, welche in der That das kirchliche Verbot des Tischbefragens nach sich gezogen.

Wenn schon beim bloßen sogenannten Tischrücken ohne orakelhafte Befragung es im Salon einer geistreichen und gewissenhaften Dame von R.'s Bekanntschaft geschah, daß ein großer Theetisch mit daraufgestellter schwerer Lampe sich in Bewegung setzte, aber nicht in einfach rotirende, wirbelnde oder polternde, sondern er den einen

Fuß um den andren hob und hinsetzte wie ein lebendes Wesen, das sehr wohl weiß, wie hoch es die Füße zu heben, wie schwer es sie hinzusetzen habe, und hiebei die mächtige Lampe nicht von der Tischplatte herunterfiel, und wenn dann von gewissen Leuten die zwei Kräfte, deren eine den Tisch so merkwürdig bewegte, die andre die Lampe so merkwürdig festhielt, mit eleganter Virtuosität als elektro-magnetisches Fluidum erklärt wurden, so betrachtete Ringseis das als ein Wort für Unwissende und Denkfaule, das jedoch eines ernsten Forschers und Denkers unwürdig sei.

Aber bekanntlich hatte es bei solchen Erscheinungen nicht sein Bewenden. Bald kam das orakelhafte Tischklopfen an die Reihe und da dasselbe mit den großen Tischen zu schwerfällig war, verfiel man auf die kleinen spielzeugartigen und in Bälde anstatt des umständlichen Klopfens auf das Schreiben dieser Tischchen mittels eines an den Tischfuß befestigten Bleistiftes. Taschenspielerei war im einzelnen Falle möglich; aber hätten auch nicht so viele sehr respektable Personen sich damit abgegeben, bei welchen an Betrug nicht zu denken war, — woher auf einmal so viele Taschenspieler? Es mußte also auch hier das „Mädchen für Alles“ herhalten, das elektro-magnetische Fluidum, das angeblich aus dem Geiste dessen, der das Tischchen oft nur ganz leicht berührte, in das Holz übergehe. Aber sieh, die Tischchen offenbarten auch Dinge, die Derjenige, von welchem das Fluidum ausgehen sollte, nicht wissen konnte, und schrieben in Sprachen, die er nicht verstund!

Für Ringseis also unterlag es sehr bald keinem Zweifel, daß bei gewissen Arten jener Phänomene dämonische Einwirkungen sich geltend machten. Wandte man ihm ein, die Erscheinungen seien zu ungleich, zu unverlässig,

um auf ein vernünftiges Wesen schließen zu lassen, so bemerkte er: Gerade umgekehrt! Naturgesetze wirken mit Nothwendigkeit, kapriziös kann nur der freie Wille (oder die thierische Willkür) sein. Fand man das durch die Tischgeister Geschriebene häufig abgeschmackt, so frug er: „Wer sagt denn, daß der Teufel nicht gelegentlich auch abgeschmackt sei oder nicht über den Menschen sich lustig mache?"

Bei R.'s großer Belesenheit war es ihm ein Leichtes, Belege zu bringen, daß solche orakelhafte Erscheinungen in allen Jahrhunderten stattgefunden, daß aber zu verschiedenen Zeiten der Teufel verschiedenen Hokuspokus nöthig erachtet, in den unsrigen den der geschlossenen Händekette, der eine natur-wissenschaftliche Prätension aushing, aber beseitigt wurde, sobald der Zweck erfüllt war, die Menschen im Garn ihrer Neugier zu fangen und nun durch seine Orakel zu seinen, des Dämons, Zwecken zu gängeln. Besonders gern und oft erzählte Ringseis aus dem alten Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, wie ein Soldat, angeklagt der Orakelbefragung, dem Kaiser Valentinian vorgeführt worden sei und bekannt habe, was er, um den Nachfolger des Kaisers zu erfahren, mit einem Kameraden Zauberhaftes vorgenommen: Aus den Fasern gewisser Pflanzen hätten sie eine Schnur gedreht und an derselben einen Ring aufgehängt ob einer metallnen Platte, welche die sämmtlichen Buchstaben des Alphabets im Kreis geschrieben trug; vermuthlich unter gewissen Sprüchen der Fragenden — (da wir aus dem Gedächtniß nacherzählen, sind wir nicht mehr jeden Umstandes sicher,) — begann der Ring sich zu bewegen und schlug die Buchstaben an, welche die Sylbe Theod bilden. In Folge dieses Bekenntnisses des Soldaten ließ Valentinian seinen Geheimschreiber Theodot hinrichten; sein Nach-

folger auf dem Thron war aber Theodosius. Den Soldaten selber frug Valentinian: „Da Du so begierig bist, die Zukunft zu erfahren, so wirst Du wohl auch nach Deinem eignen Schicksal gefragt haben?“ „Das habe ich,“ erwiderte der Soldat, „und das Orakel sagte mir, Du werdest mich hinrichten lassen.“ „So will ich das Orakel nicht Lügen strafen,“ entschied der Kaiser und ließ die Hinrichtung vollziehen.

Wenn R. zu jener Zeit seine Anschauungen und ihre geschichtlichen Belege mit zäher Unermüdlichkeit Jedem vortrug, der sie hören wollte, und auch Manchem, der sie nicht zu hören begehrte oder schon gehört hatte, so kam das zwar zum Theil auf Rechnung der beginnenden Redseligkeit des Alters, womit ihn Friederike wohl neckte; der eigentliche Grund aber lag im dringenden Wunsch, etwas Klarheit in die Verworrenheit der Ansichten und Vorstellungen zu bringen und durch sein unerschrockenes Bekenntniß der aufklärungsduseligen Zaghaftigkeit Jener zu begegnen, die sich Bildung halber nicht trauen, an den Teufel und seine Macht zu glauben. Besonders konnte er sich ereifern, wenn Männer der Wissenschaft, darunter sehr erlauchte Größen, der Untersuchung solcher Thatsachen sich entzogen. Mochte immerhin Alex. v. Humboldt in einem öffentlichen Schreiben äußern, mit Dingen, von denen er keine Rechenschaft geben könne, sich nicht beschäftigen zu wollen, — das war seine Sache, wennschon der forschende Geist sich damit nicht befriedigt. Wenn aber eigens gesetzte Kommissionen der französischen Akademie — im J. 1784 der Physiker Franklin, der Astronom Bailly und der Chemiker Darcet, im J. 1853 der Physiker Arago in ihren Kommissionsberichten erklären, daß sie von den „seltsamen, wunderbaren“ Erscheinungen Umgang nehmend, nur über die auf natürliche Weise er-

klärbaren, (die faits acceptables et admissibles) sich auslassen wollten, so nannte das Ringseis feige Flucht vor dem Gegenstand. Andre Forscher, welche ohne Untersuchung die objektive Realität aller wunderbaren Phänomene läugnen, sind ihrer Sache so gewiß, daß zwei derselben, ein Deutscher und ein Franzose, (Schleiden und Bouillaud) mit gleichen Worten sich äußern: „Und wenn ich derlei mit eignen Sinnen gewahrte, würde ich sie nicht glauben.“ Ja, der französische Arzt Leurret verweist Geistergläubige ohne Umstände nach Charenton. Geschichtliches Zeugniß gibt es für diese Herren nicht. Während von jeher vor allen Gerichten zwei tüchtige Zeugen genügen, um ein Urtheil über Leben und Tod zu fällen, gelten ihnen Hunderte von Zeugen, darunter die berühmtesten Aerzte, Naturforscher u. s. w., z. B. über die staunenswerthen Ereignisse auf dem Gottesacker von St. Medard in Paris, oder jene bei den Camisarden keinen Deut, obwohl gerade wegen ihrer Seltsamkeit und wegen des Mißtrauens, das ihnen entgegen getragen wird, sie gründlicher beobachtet worden sind als vielleicht je eine andre schwer erklärliche Erscheinung. Die größten philosophischen Zweifler der zwei letzten Jahrhunderte, P. Bayle und D. Hume beugten sich dem Gewicht dieser Zeugnisse, die objektive Wirklichkeit jener Thatsachen zuzugestehen,[1]) ja in seinem dictionnaire, Art. Plotinus, sagt Bayle über das Zauberwesen: Am besten erklärt man diese Dinge aus der Einwirkung mit Willen begabter

[1]) Morand, erster Chirurg am Hôtel-Dieu, in seinen chirurgischen Werken und der Artikel „Convulsions“ im großen dict. des sciences médicales, beide berichten, daß die Camisarden von den gewaltigsten mechanischen Werkzeugen, ja selbst vom Feuer unverletzt blieben, namentlich das Mädchen Sonnet, das darum Salamander genannt ward.

Wesen. Mußte doch Arago selber, angesichts der Thatsachen des s. g. thierischen Magnetismus gestehen: „Unbesonnen ist, wer mit Ausnahme der Gegenstände reiner Mathematik Unmöglichkeit behauptet.“[1])

In Bergzabern in der Rheinpfalz spielte 1853 eine seltsame Spukgeschichte, die sich um das elfjährige Töchterchen eines dortigen Handwerkers drehte. Ein zuerst leises Klopfen von Märschen an die Wand, welches zuletzt so heftig wurde, daß die Fenster klirrten und der Boden zitterte, während das Kind in seinem Bette schlief oder ruhig den ihm dargereichten Thee trank, später ein Schütteln und Rücken der Bettstatt, dann ein Werfen des Kindes, daß der Kopf zur Bettstatt hinausstand, (nicht hing,) und dasselbe schwer wie ein Bleiklumpen („wohl 2 Zentner schwer,“ hieß es) von Einem Mann allein nicht konnte in die richtige Stellung zurückgebracht werden, lang anhaltendes Musiziren von einem unsichtbaren Musikus, ein zuletzt fürchterliches und doch wider lächerliches Klopfen der mit leisester Stimme begehrten Rhythmen, richtige Angabe von Alters- und andren Zahlen u. s. w. wurden von vielen Zeugen wahrgenommen. Dann kam das heftige Umwerfen und Wiederaufstellen von Stühlen. Merkwürdig war auch, daß an der Hand des Mädchens wie an einem Magnet schwere Gegenstände hängen blieben, Schlüssel, Geldstücke, ein Portemonnaie, endlich ein Offizierssäbel mit Scheide und silberner Kuppel. Diese Kraft theilte das Kind auch Andren mit. Außerdem zeigten sich Erscheinungen wie an vielen Somnambulen, Starrkrampf, Visionen, Heilvermögen u. s. w.

Daß der Lärm nicht durch das Kind selber konnte hervorgebracht werden, war zwar offenkundig; zur Versicherung aber wurden ihm wollne Handschuhe und Strümpfe

---

[1]) In seinem Bericht v. J. 1853, S. 445.

angezogen und alles Holz der Bettstatt mit wollnen Decken verkleidet. Sehr viele Aerzte der Rheinpfalz, heißt es, behandelten (außeramtlich) die Sache als Betrug, ohne sich zum Nachweis des Betruges herbeizubemühen, ein für die Familie des Kindes sehr kränkendes Verfahren, das alle böswilligen Urtheile und Nachreden unterstützte; doch liegen nebst andren Zeugnissen[1]) uns von zwei Aerzten bestätigende Berichte vor ohne Versuch einer Erklärung der seltsamen Vorgänge. Obschon das Kind theilweise großen Schrecken und arge Schmerzen litt, öfter heftig jammerte und schrie, mochte es sich doch interessant vorkommen als Mittelpunkt solch wunderbarer Phänomene und vielseitiger Theilnahme; wenigstens scheint es ihm Spaß gemacht zu haben, daß ein Geräusch, welches es durch eine gewisse Bewegung der großen Zehe hervorzubringen vermochte, als mit zum Spuk gehörig betrachtet wurde. Nachdem aber die große Entdeckung dieser Kunstfertigkeit des Kindes gemacht war, — siehe, da erhob sich Jubel und Siegesgeschrei im Lager der Philister. Nun war Alles begreiflich, waren alle Räthsel gelöst, das Klopfen der Märsche, das Musiziren, das Rütteln der Bettstatt, das Werfen der Stühle, das Steif- und Zweizentnerschwersein des Kindes, die magnetische Kraft u. s. w. u. s. w. Und wäre dem Mädchen wie weiland dem Propheten Muhammed der Mond durch den Aermel geschlüpft, die Bewegung der großen Zehe hätte Alles erklärt.

Zu einer Zeit, da Ringseis gegen das Befragen der Hellsehenden noch nicht die schweren Bedenken gehegt wie später, hatte er die Somnambule gekannt und behandelt, welche, magnetisirt von Dr. Koreff, dem preußischen Staats-

[1]) Unter diesen Zeugnissen befindet sich der Brief eines Offiziers, vermuthlich desjenigen, mit dessen Säbel die vorhin erwähnte Erfahrung gemacht wurde.

kanzler Fürst Hardenberg die gewünschten Rathschläge und Aufschlüsse in politischen Fragen ertheilte; in Wien kannte er den Magnetiseur, welchen der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich mit Befragung einer bestimmten Somnambule in Staatsgeschäften betraut hatte. Jetzt, seit der großen amerikanischen Entdeckung und ihren Entwicklungen ging Alles bequemer und ein Staatenlenker konnte seinen spiritus familiaris im Orakeltischchen mit sich führen.

Im J. 1853 ward zu München in einem Familienkreis in Ringseis' Gegenwart ein Brief eines Diplomaten aus Petersburg vorgelesen, worin es im Wesentlichen hieß: „Einen der letzten Abende fragte der Kaiser eines seiner Orakel und dieses antwortete: Am 8. Okt. 1854 ziehen die Russen in Konstantinopel ein." Nun soll der Czar zwar selber ein Befrager des Holzes gewesen sein und zwar habe ihm auf Reisen sein Stiefelholz dazu gedient, aber auch mit andren Spiritisten stund er im Verkehr. Als man vernahm, daß er im Krimkrieg den vor Silistria gefallenen General Schneider, der ebenfalls seine Orakel täglich befragt hatte, noch als Leiche all seiner Orden entkleiden und zum gemeinen Soldaten hatte degradiren lassen, da führte man diesen Akt ohnmächtigen Zornes auf die furchtbare Enttäuschung zurück, welche der stolze Selbstherrscher in seinem Zutrauen auf die Orakelbefragung erlitten hatte. „So regiert denn," pflegte Ringseis zu bemerken, „der Fürst dieser Welt dieselbe oft ganz wörtlich, indem die Fürsten unter den Menschenkindern bei ihm sich Raths erholen und so das Szepter ihm in die Hände legen."

Ob dann nicht auch der Beschluß zum französisch-italienischen Kriege gegen Oesterreich durch den „Teufelskerl Hume", wie Ringseis ihn nannte, zur Reife ge-

kommen? (Sieh hierüber beim J. 1859.) So wollen wir denn gleich hier anfügen, was R. über diesen Menschen durch den Hrn. Nuntius dei Chigi erfahren hat. Amerikaner und Protestant, hatte derselbe sich zum Uebertritt in die Kirche gemeldet; wenn wir nicht irren, war es der große Pariser Prediger P. Ravignan, welcher ihn unterrichtete, aber nicht recht klug aus ihm werden konnte und ihn nach Rom adressirte, wo Msgre. Talbot seinen weiteren Unterricht übernahm, aber ebenfalls kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen konnte und ihm eines Tages einfach sagte, in seinem Wesen sei etwas Unklares, Unheimliches. Hume erwiderte: „Ja, es ist wahr, ich habe vor so und so viel Jahren mit dem Teufel einen Bund geschlossen und mit meinem Blut unterzeichnet." Er wurde bedeutet, wenn er sich ernstlich zu Gott bekehre, verliere der Teufel seine Macht an ihm. Bei der Erneuerung des Taufbundes vernahm er nach den Worten: „Ich widersage dem Teufel," die Einsprechung: „Jetzt muß ich dich lassen; über ein Jahr aber bist du mehr als jemals mein." Wiederum versicherte man ihn, wenn er getreu bleibe, werde auch Gott Sich nicht von ihm wenden. Aber es war kaum ein Jahr vergangen, so gingen von Paris die ersten Gerüchte von den merkwürdigen Beschwörungen und Tischorakeln des Amerikaners Hume bei Napoleon III. in die Welt. Der ganze Hof und viele Fremde haben an jenen Vorgängen Theil genommen und Zeugniß dafür abgelegt. Durch eine Person, deren Wahrhaftigkeit keinen Zweifel erlitt, vernahm R., wie dieselbe mit eignen Augen bei solch einer Produktion eine Hand ohne Zusammenhang mit einem Körper über dem Tisch erscheinen gesehen; dieselbe beschrieb verschiedene Zettel, deren einen der Kaiser eilig ergriff und sorgfältig verwahrte, bevor ihn Jemand zu lesen vermochte. — König Max II. er-

zählte bei einem Abend im „Rauchstübel", zu welchem er R. geladen hatte, auch er habe bei seinem Aufenthalt in Paris Merkwürdiges miterlebt. Er sei zu einem spiritistischen Abend nach Fontainebleau geladen gewesen, wo in einem Insel-Pavillon Hume den Anwesenden nach Verlangen Verstorbene zu zitiren verhieß; sichtbar wurden sie nicht, aber Jedes versicherte, beim Ausstrecken der eignen Hand den Druck einer eisigen Todtenhand empfunden zu haben. Eine Ungläubige sagte: „Woher aber weiß ich denn, daß diese Hand der von mir gewollten Person angehört?" Da drehte ihr das kalte Unding einen Ring am Finger herum, den die Zweiflerin kurz vor dem Tode der betreffenden Persönlichkeit von derselben erhalten hatte. „Ich empfand Schauder und Widerwillen," fügte Kg. Max der Erzählung bei, „und kreuzte meine Hände auf dem Rücken, weil ich nicht gesonnen war, mich an dem Experiment zu betheiligen. Hume legte mir es nah, ihn hieher an meinen Hof zu laden. Aber ich habe mich wohl davor gehütet." — Da unter den Gästen des „Rauchstübels" vermuthlich auch solche waren, die den Glauben an den Teufel in's alte Gerümpel geworfen hatten, erinnerte Kg. Max: „Auch Schelling hat an den Teufel geglaubt."

Ueber Hume's Ende ist uns Schauriges erzählt worden, was mit obigem Bericht in Einklang stünde.

Seither hat der Spiritismus noch manche Phasen durchlebt. Nach Allem, was wir hören, meinen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen zu dürfen, daß Ringseis auch den s. g. Hypnotismus wenigstens in einigen seiner Erscheinungen nur für eine neue Variante der alten „Teufelsfaxe" erklären und ein Schutzmittel gegen die unheimlichen Fernwirkungen desselben in Gebet, Sakramenten und Sakramentalien erblicken würde. Jedenfalls

aber hätte er in der Anwendung solcher magischen Kraft auf Menschen, die nichts davon wissen wollen oder wissen, eine höchst unerlaubte und den bösen Mächten Handhabe gebende Vergewaltigung erkannt.

Der Termin von Ringseis' Auszug aus der Amtswohnung am Krankenhaus war gekommen. Obschon durch den Verkauf des Hauptstockes seiner Mineralien die wichtigste Erleichterung eingetreten war, der noch die Weggabe von etlichen hundert Bänden aus der Bibliothek zu Hülfe kam, so setzten sich doch die übrigen neun- bis zehntausend Bände, drei mächtig große und einige kleinere Schränke mit Gestein, ein großer Kupferstichkasten, ein Münzkasten, so und so viele Bilder, Büsten, Statuetten u. s. w., vom übrigen Hausrath nicht zu reden, schwerfällig genug in Bewegung, um es begreiflich zu machen, wenn Friederike, welche die Sechzig mehr als überschritten hatte, zum Erstenmal Ermattung und Entmuthigung empfand und es gern geschehen ließ, daß zum Ordnungschaffen in der neuen Wohnung eine jüngere Hand vorübergehend nach den Zügeln griff. In Ansehung aber, daß die Familie die allerdings sehr liebgehaltenen Haus- und Gartenräume an der Sendlingerland-, (jetzt Lindwurm-)Straße, in der ungeminderten Zahl ihrer Häupter verließ und daß in den letzten Jahren die entfernte Lage öfter ein Gefühl der Vereinsamung herbeigeführt hatte, war alle Ursache vorhanden, auch diesen Wechsel als eine gnädige Fügung zu betrachten. Zu Anfang Mai ward die neue Wohnung Nr. 17 in der Theatinerstraße bezogen und als am ersten Abend Alles noch so kunterbunt umherlag, daß Niemand wußte, wie all das Zeug solle geschichtet und geschlichtet werden, erregte doch die ganz veränderte Welt einer gasbeleuchteten Stadtstraße, der Blick in den gegenüberliegen-

den, damals noch kleinen aber traulich altdeutsch geschmückten Seidl'schen Bäckerladen ein Gefühl des Behagens und neugieriger Erwartung, wie das fernere Leben sich gestalten werde.

Das Haus, in welchem die neubezogene Wohnung den ersten Stock (eigentlich das s. g. bel étage über einem Zwischenstockwerk) einnahm, im 18. Jahrhundert von einem italienischen Baumeister gebaut und ehdem im Besitz eines Kanzlers v. Herting, hatte viel weniger Gelaß als das bisherige Amtsquartier, die Räume waren aber unvergleichlich höher und stattlicher. An den hohen Langwänden seines nun einzigen Bücherzimmers mußte Ringseis die Bände freilich zwei- und dreifach hintereinander stellen. Aber wenn auch Friederike sich veranlaßt fand, die Wohnung mit einer heutigen Herrenweste zu vergleichen, vorne bunt in Sammt und Seide, rückwärts grau in gemeinem Baumwollzeug, und wenn auch manche bedeutende Unbequemlichkeit sich fühlbar machte, so war doch der Sammt- und Seidentheil hervorragend schön und erfreuend sowohl am Tag wie bei abendlicher Geselligkeit. Dazu die angenehme Stadtlage, das Ministerium des Innern so gut wie nebenan, die Universität nicht eben fern; den meisten Freunden sah sich Ringseis näher gerückt; was Wunder, wenn er sich behaglich fühlte in der unfreiwillig größeren Muße, welche ihm körperlich so wohl bekam, daß er, der immer von großer Magerkeit gewesen, nunmehr begann, Fleisch und Fett anzusetzen. (Noch aus der alten Wohnung hatte ein Brief Friederikens erzählt, R. lasse sich die unerbetene Ruhe schmecken und bleibe alle Morgen länger als vordem im Bette liegen.) Der amtlichen Beschäftigung hatte er noch genug, um keinem Gefühle drückender Quieszenz Raum zu geben; eine kleine Praxis bei den Freunden, welche sich den Vortheil seiner leichteren Erreichbarkeit

nicht ungenutzt entgehen ließen, konnte dem alten Arzte nur angenehm sein. Und so begann für ihn in gewissem Sinn eine neue Aera, deren heitre Geselligkeit im Gegensatz zu der vormaligen Einsamkeit der Sendlinger-Landstraße ohne Zweifel beitrug, ihn frisch zu erhalten.

Im Lauf des Jahres 1853 hatte König Max den Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft gestiftet. Daß die von Sr. Majestät ernannte Vorstandschaft es sich nicht werde einfallen lassen, Ringseis unter die Ordenskandidaten einzureihen, stund zu erwarten;[1]) wir wüßten auch nicht, daß er über diese fast in's Komische fallende Hintansetzung, wenn man ihm davon sprach, mehr als ein ruhiges Lächeln gehabt hätte. Es war dies nicht Unkenntniß der eigenen Bedeutung, nicht Stolz, der die Aeußerung seiner Kränkung verschmäht, nicht Geringschätzung berechtigter Auszeichnung, — wo solche ihm zu Theil wurde, hat er sich dankbar gefreut, — nein, es war einfach die christliche Gesinnung: Wie alle gute Begabung von oben kommt, so auch die Zulassung über das Maß von Anerkennung seitens der Menschen, das wußte er und nie ist uns merklich geworden, daß er über derlei Dinge auch nur einen Groll hätte zu bekämpfen gehabt. Um so eifriger ward er, wenn Andre nicht nach Gebühr gewürdigt wurden. Als die von Max II. gegründete

---

[1]) Es wurde erzählt, daß als Kg. Max dem verdienstvollen Juristen Hieron. v. Bayer den Orden ertheilt (oder zugedacht?) hatte, die Herren der Vorstandschaft ihr Mißvergnügen über solchen Eingriff in ihre Befugnisse sehr unverblümt Sr. Maj. kundgethan hätten. Wie wenig in der That Männer von Ringseis' und Bayer's Gesinnung in den Orden paßten, zeigte sich, als bei der ersten Feier desselben Bluntschli der menschlichen Vernunft als einziger Autorität der Wissenschaft einen öffentlichen Toast ausbrachte.

Geschichts-Kommission eine Weile bestanden, ohne daß man Döllinger den Kirchenhistoriker beigezogen, — er hatte damals noch nicht Front gemacht gegen Rom, — da war es Ringseis, welcher Leop. v. Ranke das Versäumniß vorhielt, auch in einem (1859) vom König ihm abgeforderten Memorandum (über verschiedene Gerüchte in Bayern) darauf aufmerksam machte. Und er hat sich geschmeichelt, daß Döllinger's in Bälde erfolgte Berufung in die Kommission seinen Bemerkungen zu verdanken sei. Schlechteren oder doch erst später bewirkten Erfolg hatte seine Vorstellung bei der Majestät darüber, daß ein so hervorragender Historiker wie Edmund Jörg eher geächtet als geehrt worden, worüber man im Ausland ironisch Bayern Glück wünschte, es müsse einen außerordentlichen Reichthum ausgezeichneter Menschen besitzen, weil ein Mann von solchen Leistungen wie Jörg bis dahin nur zu einem untergeordneten Posten in einer Provinzialstadt hatte gelangen können.[1])

[1]) Ringseis sagt: Als vom Jahre 1853—1858 die „Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus" in den hist. pol. Bl. anonym erschienen, fragte mich Prof. Witte aus Halle nach dem Verfasser: „Wir Protestanten haben unter uns Keinen, der die Geschichte des neuesten Protestantismus so gründlich kennt als dieser!" Er besuchte Jörg noch in der nämlichen Stunde. — Als diese Streiflichter dann gesammelt erschienen, (Gesch. d. Prots. in s. neuesten Entwklg., Freiburg i. B., Herder 1858) entstund in der ganzen protestantischen Journalistik ungeheure Bewegung. Die Kreuzztg. besprach das Buch in acht langen Artikeln mit großer Anerkennung, Menzels Literaturblatt nannte es ein „Meisterwerk", Leo eine „Macht", Staatsr. Dr. Stahl in Berlin die „merkwürdigste Erscheinung des Jahrs", und machte sie zum Thema seiner Präsidialrede auf der Pastorenkonferenz in Berlin; Prof. Gelzer in Basel sagte: seit Möhlers Symbolik sei von katholischer Seite kein so bedeutendes Werk mehr erschienen. — Aehnlich günstig war

Als im Herbst 1853 die Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands Ringseis nach Wien führte, wo Hofrath Philipps ihn gastfrei beherbergte, die begleitende Tochter aber mehr von kleinen geselligen Freuden, die ihr Vater und sie genossen, zu berichten wußte als von den Reden und Thaten der Versammlung, da betheuerte Friederike brieflich, sie verstünde zwischen den Zeilen zu lesen und sehe den frommen Pilger durch Fasten und Abtödtung zum Reden und Hören sich vorbereiten.

4. 1854: Ein Obergutachten; Mania cum et sine delirio. Brief aus Passau. — Abbé Gratry und andre Franzosen. — Zweite Cholera. Herbstwanderung. — König Ludwig krank.

Im Juni 1854 mußte Ringseis in Sachen einer seltsamen Gerichtsverhandlung, wahrscheinlich um

schon Jörg's 1851 herausgegebenes Werk über den Bauernkrieg im 16. Jahrh. als eines der 3 Hauptquellen-Werke gerühmt und benützt worden. Ueber Jörg's publizistische und politische Auffassungen wollen wir nur noch erwähnen, was Graf Montalembert am 25. April 1859 schrieb: Dites-moi, si fas est, à qui je dois le très-grand plaisir, que je viens d'éprouver en lisant les trois articles: 1) Politische Neujahrsbetrachtung p. 1 bis 43; 2) Frankreich und England im Lichte des Prozesses Montalembert; 3) die indische Krisis p. 217. Ce dernier surtout m'a frappé par l'extrême perspicacité de l'auteur, qui a parfaitement saisi la question, et dont les critiques sont éminemment acceptées par moi etc. An späterer Stelle: „J'ai été encore plus content, si c'est possible, de l'article du 16 févr. intitulé: „Der französische Kriegslärm rc." „Celui qui a écrit ces pages, connaît à fond les hommes et les choses de notre temps: dites-moi de grâce, qui c'est, afin que j'inscrive son nom parmi ceux des esprits les plus sagaces, que j'ai encore rencontrés. Je pense en tout comme lui.

das oberärztliche Gutachten zu vertreten, sich nach Passau verfügen. Ein ehemaliger höherer Beamter, Herr v. X., einem Uebermaß des Trunkes und wie es scheint noch andren schlimmen Dingen ergeben, hatte auf seinem Gut an Dienstboten und sonstigem Personal grobe Mißhandlungen bis zu Verwundungen mit scharfer Waffe und vielerlei Unfug ausgeübt, aber mit großem Vorbedacht gesorgt, daß die Wunden nicht gefährlich wurden und hinterdrein mit vieler List und Verschlagenheit sein Treiben bemäntelt, zu motiviren und an Bedeutung zu verringern versucht und nach Art und Weise eines Irrsinnigen sich gebärdet. Nachdem die Sache bei Gericht anhängig geworden, gab sie Ringseis, und das ist uns das Wichtige daran, die Veranlassung, sich über Zurechnungsfähigkeit und ihre Gründe auszusprechen, was wir in Folgendem zusammenfassen.

Zwei ärztliche Kollegen, (ein Medizinalrath und ein Professor,) hatten in einem Separatvotum aufgestellt, eine Mania sine delirio, d. h. ein krankhafter Willenstrieb (Wuth) ohne Irresein des Geistes sei unstatthaft anzunehmen, weil Intelligenz, Gemüth und Wille nur drei Richtungen Eines Grundvermögens seien, und der Wille (im Normalen) nicht ohne vorausgegangene Vorstellung handle. Im Anschluß an eine irrige Folgerung Henke's, des bekannten Schriftstellers über gerichtliche Medizin, identifizirten sie Vernunft und Willensfreiheit, wobei freilich einer der Herren mit sich selber in Widerspruch gerieth, denn wenn er auch läugnete, daß der Wille erkranken könne ohne Trübung der Vernunft, so stellte er doch auf, die Intelligenz könne leiden ohne proportionelle Störung des Willens.

Indem Ringseis selbstverständlich die Einheit des Grundvermögens zugab, betonte er, daß eine relative

Selbständigkeit jener drei Fähigkeiten schon sich kundgebe in der Verschiedenheit der Organe, bez. w. der verschiedenen Gebiete eines und desselben Organes, worin die Fähigkeiten ihren Sitz haben.

Selbstbestimmung (sagt R.) ist ein aus Selbstbewußtsein, Selbstwollen und Selbstthun zusammengesetztes Handeln, dessen einzelne Momente in drei Zeiten auseinanderfallen können; z. B. ich denke an's Spazierengehen, (erster Moment,) ich fasse den Entschluß dazu, (zweiter,) und ich gehe wirklich spazieren, (dritter Moment.)

Nun ist allerdings im positiven und ungehemmten normalen Handeln das Thun bedingt durch das Wollen und dies durch das Wissen, wie die Drei durch die Zwei und diese durch die Eins. Aber dasselbe ist nicht der Fall im Negativen, im Unterlassen. Gehe ich nicht spazieren, so folgt nicht, daß ich nicht früher den Entschluß dazu gefaßt, und wenn ich auch denselben nicht gefaßt, so folgt nicht, daß ich nicht an das Spazierengehen gedacht habe.

Henke hingegen und seine Anhänger schlossen: Weil im normalen freien Thun und Handeln das letzte Moment, das Thun, bedingt ist durch das Wollen, und dies durch das erste, das Wissen oder Vorstellen: also ist auch bei Abwesenheit, Unthätigkeit oder Abnormität eines späteren Momentes, abwesend, unthätig oder abnorm jedes vorausgegangene. Also „Unfreiheit nur von Unbewußtheit", „verkehrtes Thun nur von verkehrtem Wollen und Denken." Dies aber, erklärt Ringseis, sei eben so unlogisch geschlossen als es gegen die Erfahrung verstoße.

Ringseis stellt auf, es gebe ein doppeltes gesetzwidriges Thun trotz entgegengesetzter besserer Einsicht, nämlich

1) mit richtiger Einsicht und entgegengesetztem sittlichem Wollen, aus einem besiegbaren Triebe, somit unter Zurechnungsfähigkeit,

2) mit richtiger Einsicht und zugleich sittlich gutem Wollen, aus einem unbesiegbaren Trieb, somit unter Unzurechnungsfähigkeit.

Wer den unter 1) aufgeführten Fall läugnen wollte, würde damit die Freiheit des Menschen läugnen, mithin alle Verantwortlichkeit, allen Begriff von Verbrechen und Strafwürdigkeit. Wer ihn aber zugibt, hat kein Recht, unbesehen die Möglichkeit des zweiten Falles zu läugnen.

Zu den beurkundeten Thatsachen, in denen das Thun nicht bloß mit dem besseren Wissen, sondern auch mit dem besseren Wollen in Widerspruch steht, rechnet Ringseis das unwillkürliche, oft beinah konvulsivische Lachen, Weinen, Gähnen, Zucken, Kratzen u. a. (von Spuck- und Beißwuth nicht zu reden), obwohl die Thäter wissen, daß sie damit Andre beleidigen oder durch heftiges Trauern und Weinen ihre Augen, ihre Gesundheit und selbst ihr Leben gefährden und obwohl sie nichts eifriger wünschen und wollen, als diesen Zustand zu ändern und alle ihnen zugänglichen Mittel anwenden.

Aus Henke's eigener Zeitschrift erwähnt R. einen von Mende berichteten Fall, in welchem eine Amme das schon ergriffene Messer, womit sie das Kind zu morden getrieben ward, hinwegwarf, davonlief, und durch Flucht der Gefahr zu morden zu entgehen versuchte. Hier war offenbar Besinnung während der schon vorhandenen Versuchung zum Morde. Pinel erzählt mehrere Fälle, unter andren von einem Mann, der seine innig geliebte Frau, und, in's Bicêtre aufgenommen, den nicht minder geliebten vortrefflichen Wärter, dessen Wohlthaten er preisend anerkannte, in seinen Wuthanfällen zu ermorden versucht ward und die eine und den anderen warnte. Wäre in diesen Fällen nicht der Mordtrieb, sondern der Irrwahn das vorzüglich Bedingende, so müßte ein erkenn-

barer Zusammenhang obwalten zwischen dem Wahn und dem Morde, wie denn Wahnsinnige oft diejenigen zu tödten streben, von denen sie glauben, daß dieselben ihnen nach dem Leben trachten, oder von denen sie sich für beleidigt, verfolgt, gequält, vergiftet, verzaubert u. dgl. halten.

Es war der Versuch gemacht worden, das Beißen der Wasserscheuen aus ihrer Vorstellung, daß sie Hunde seien, zu erklären, während doch der krankhafte Reiz, welchen das Wuthgift auf die Kau- und Schlingorgane übt, den wüthenden Trieb genügend erklärt.[1]) Um zu beweisen, daß solch krankhafter Trieb bei besserem Wissen und Wollen bestehen könne, führt R. jenen Prinzen v. Condé an, der bisweilen den unwiderstehlichen Drang gehabt, gleich einem Hunde zu bellen. Bei einem Besuche des Königs überwältigte ihn dieser Drang; um nicht dem König in's Angesicht zu bellen, eilt er zu einem Fenster, öffnet es geschwind und bellt in das Freie. Ist hier, sagt R., die geringste Wahrscheinlichkeit, daß Condé in diesem Augenblick für einen Hund sich gehalten? Hätte er dann die zarte Rücksicht für Se. Majestät haben können? Selbst Hunde lassen das Bellen auf Drohen ihres Herrn. Condé bellte, weil er gegen seinen Willen es nicht lassen konnte.

Hat man ein Recht, ohne Weiteres die Aussagen der betreffenden Kranken über sich selbst, über ihre Einsicht, ihr bessres Wollen, ihr Nichtkönnen zu verwerfen? Desgleichen so viele Zeugnisse Solcher, welche diese Kranken beobachtet haben?

Diejenigen Fälle, in welchen ein fremder dämonischer Wille den menschlichen Willen bindet wider des Geknechteten bessres Wissen und Beabsichtigen, deutete R. nur im Vorübergehen an.

---

[1]) Wenn auch im Augenblick des Wuthanfalles Trübung der Vernunft eintritt, so ist das Folge, nicht Veranlassung.

Aus der Identifizirung von Vernunft und Freiheit würde folgen, daß der Freie nie unvernünftig und unsittlich handeln könne, was Henke und seine Anhänger kaum zugegeben hätten; „stat pro ratione voluntas."

Der menschliche Wille ist zwar frei, ob und worüber er denken wolle, und insofern geht der Wille sogar dem Denken voraus; im Denkvorgang selber aber ist die Vernunft materiell durch Natur und Inhalt des Objektes, worüber sie denkt, und formell durch die unabänderlichen Denkgesetze gebunden. Wären Vernunfterkenntniß und praktische Freiheit identisch, so müßte die Vernunft das von ihr Erkannte nicht bloß auszuführen im Stande sein, sondern auch wirklich ausführen, was in unzähligen Fällen keineswegs geschieht. Die Vernunft ist also nicht frei und das weitverbreitete Vorurtheil der „Freiheit der Vernunft" ist eine Unwahrheit. Frei ist nur der Wille. Identität der Vernunft und Freiheit erweisen wäre soviel, als Unfreiheit erweisen.

Es war gesagt worden, die Lehre einer Mania ohne Delirium sei in der Anwendung bedenklich, indem von Verbrechern, Advokaten und Aerzten, wie die Erfahrung lehre, „unwiderstehliche Triebe als Motive gesetzwidriger Handlungen vorgeschützt werden." „Jede Wahrheit," erwiderte Ringseis, „kann mißbraucht werden," und die Verurtheilung eines Menschen, der in Folge von Manie gesetzwidrig gehandelt habe, sei eine größere Ungerechtigkeit als die Lossprechung eines Verbrechers.

„Die Gefahr zu irren soll unsre Vorsicht verdoppeln." Also schließt er.

Was aber Hrn. v. X. anbelangt, so scheint Ringseis an Manie weder mit noch ohne Delirium geglaubt zu haben, sondern einfach an, durch Trunksucht und andre Schnödigkeiten gesteigerte Bosheit. —

Während der Prozeß verhandelt wurde, trieb Hr. v. X. sich in einem größeren bayrischen Badeort umher, wo er schon in früheren Jahren sich als toll gebärdet

und auf öffentlichem Platze Spektakel gemacht hatte. Dies Jahr nun den Unbefangenen spielend äußerte er zum dortigen Landrichter: „Sie werden aus den Akten entnommen haben, daß ich mit Ihrem Amtsvorfahren nicht gut gestanden bin . . .“ Der Landrichter erwiderte: „Ich weiß es, und wenn Sie Sich jetzt wieder so betrügen, würde ich Sie ohne Weiteres zu den Unruhmachern in den Karzer stecken lassen.“ Friederike, welche zufällig damals in eben jenem Badeort die Kur gebrauchte, nicht ohne Bangen war vor dem Patron, wenn er erführe, daß Ringseis gegen ihn aufträte, und mit Humor einen besonders festen Riegel an ihrer Zimmerthür wegen Gedankenverbindung mit dem Namen des Herrn v. X. belegt hatte, wußte zu erzählen, die ersten zwei Tage seines Aufenthalts sei er besoffen herumgetaumelt, nehme sich aber nun zusammen und habe für die Einwohner eines benachbarten abgebrannten Städtchens 20 fl. geschenkt mit der Bedingung, daß es im Amtsblatt des Badeortes mit Nennung seines Namens angezeigt werde. Später bittet sie:

Schreibt doch ja, wie der Prozeß des Herrn von X. ausgegangen ist. Es will uns bedünken, daß er seit ein paar Tagen sich besonders gut gelaunt zeigt und sich stets an vornehme Herrn hindrängt.

Ueber diesen Ausgang vermögen wir des Lesers und unsre Neugierde nicht zu befriedigen, vermuthen aber, daß er die Verurtheilung des Herrn herbeiführte.

Von Ringseis besitzen wir von besagter Amtsreise folgenden Brief, in erster Reihe zwei Töchtern in München, in zweiter seiner Frau und der dritten Tochter im Badeort zugedacht, schließlich, wie die Datenreihe zeigt, nur an Letztere gesandt:

Liebe Kinder!	Passau, den 17. Juni 1854.
Lieb Friedel!	„ „ 18. „ „
	„ „ 19. „ „
	„ „ 20. „ „
	„ „ 21. „ „
	München, „ 23. „ „

Gott zum Gruß!

Fünf Anläufe zum Briefschreiben an Euch machte ich, wie ihr seht, schon in Passau. Immer ward ich im Fortfahren gehindert durch plötzliche Besuche u. a. Richtete ich mich nicht brieflich an Euch, so geschah es doch täglich oft in Gedanken. Nun aber in München hoff' ich nicht unterbrochen zu werden.

Reisebeschr. Am 16. Morg. halb 6 Uhr versäumte ich beynah den Stellwagen, den ich neben dem „goldnen Hirschen“ erwartete; hier fuhr er aber nicht an, sondern im „goldnen Hahn“, wo ich mit Noth ihn erreichte und in der Hast den Wein aus meiner Reiseflasche ausgoß. Im Dampfwagen fast nur Bauern und Händler, weil keine dritte Klasse im Eilzug. Um halb 9 Uhr in Donauwörth. Diese ganze Zeit Regen. Auf dem Dampfboot erheiterte sich allmählig der Himmel; von Neuburg bis Regensburg das günstigste Wetter; ein Franzose, ein Preuße und ein Altenburger waren entzückt von der Gegend; der Franzose ein Bekannter von Montalembert und Rio. Ein Graf Arco stieg mit zwei andren Adligen aus in der Nähe von Stepperg. Da hin und wieder heftiger Wind wehte, so konnte der wiewohl kräftige Steuermann das Steuerrad nicht bewältigen, ward zu Boden und beinah in die Donau gerissen, seine Haube flog in dieselbe; ein Fuß wurde in der Knöchelgegend heftig gequescht, und obwohl ich nach gemachter Untersuchung versichert hatte, daß sein Bein nicht gebrochen, hat sich doch auf dem Schiff das Gerücht ausgebreitet und noch am folgenden Tag erhalten, das Bein sei zweimal gebrochen. — In Regensburg nach 4 Uhr angekommen, ging ich in die „drei Helme“, hierauf zu Frl. Diepenbrock, ihr einsames, friedliches und heimliches Spitälchen besuchend, dann zum Herrn Bischof und mit ihm in den Dom, der mich immer rührt, erfreut und

erhebt, dann zum Essen in den Gasthof, und nachher bis 11 Uhr wieder zum Herrn Bischof, der mich gleich beim ersten Besuch nöthigen wollte bei ihm zu wohnen und mich dringend einlud, es künftig auf längere Zeit zu thun.

Den 17. um halb 6 Uhr auf dem Dampfschiff angelangt, theilte ich das gemeinsame Schicksal, bis nach 7 Uhr Nebel zu feiern. Bei mäßig bedecktem Himmel und angenehmer Temperatur großes, mit dem Vorschreiten des Schiffes bis Passau gesteigertes Vergnügen der Fremden über die schönen Umgebungen der Donau. Ein Mann mit einem Fez, vermuthlich ein Franzose, wurde für den geflüchteten Omer Pascha gehalten. Mit der Beköstigung auf dem Schiffe die beiden Tage war man zufrieden. — Nach 2 Uhr in Passau angekommen stieg ich in der Vorstadt Neumarkt auf der Post ab. Ich war kaum in's Zimmer getreten, so kam App.-Rath Fischer, der gerade der Post gegenüber wohnt, und dessen Nichte aus Schwarzhofen mich hatte ankommen sehen. F. erbot sich sehr freundlich, mich gleich an mehrere Orte, wo ich Besuche zu machen hatte, zu führen, und so gingen wir in's Haus des Präsidenten, den und dessen Frau wir nicht trafen, — in den bischöflichen Palast, als eben der Herr Bischof [1]) (Abends 6 Uhr) zu Tisch war, zum Oberstaats-Anwalt, dann zum Seminars-Direktor Dirschedl, (der mit uns bei Phillips in Wien gewohnt hat), und zu einem ehmaligen Amberger-Seminariums-Genossen, den ich seit 40 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Alle begleiteten mich zurück in den Gasthof, wo ich mich unsäglich schläfrig sehr bald zu Bette legte.

Das Reden von Schläfrigkeit und Bettlegen mahnt mich auch izt, $^3/_4$ Stunden nach dem Mittagessen, ans Schlafen. Ich lege mich auf kurze Frist.

Nachmitt. 4 Uhr. Am Sonntag Vormittags führte mich Dr. Bernhuber auf den Berg am nördlichen Donauufer, worauf Schloß Freudenhain und die Festung liegen, und von wo aus man entzückende Aussichten hat ins Bayrisch-Wald-Gebirge, in die Alpen, in die nahe Umgebung der Stadt und besonders in's höchst reizende Ilzthal. Wir stiegen in dieses hinab und gelangten durch ein erst in jüngster Zeit durchbrochenes Felsenthor wieder hervor ans nördliche Ufer der Donau. Noch vor Tisch kamen

1) Bischof Heinrich Hofstätter.

Präsident Bar. v. Wulffen und der Hr. Bischof, jener um mich auf Dienstag zum Mittagessen, dieser um mich auf Nachmittags zu einem Besuch seiner Anstalten und einer Ausfahrt einzuladen. Schon vor 2 Uhr erschien der Herr Bischof mit dem Wagen vor dem Posthaus. In seiner Residenz angekommen, zeigte er mir seine verschiedenen Zimmer mit der prächtigen Aussicht auf den eben sehr wasserreichen majestätischen Inn und die ihn südlich begrenzenden wunderschönen Hügel. Darauf führte er mich in den Dom, die anstoßenden Höfe und Kapellen, die er hergestellt und worin er eine Menge verworfener und verschleuderter Grab- und andrer Monumente aufgerichtet hat; dann in mehrere Häuser, die er in günstigen Zeiten und Gelegenheiten angekauft, und eins für 100 Lateinschüler, ein zweites für 100 Gymnasiasten, ein drittes für 100 Theologen, die bereits darin wohnen und essen, hergestellt hat. Wunderschöne Gärten mit beneidenswerther Stille und Einsamkeit, umgeben von altrömischen Mauern und mit der Aussicht auf Inn oder Donau gehören zu diesen palastähnlichen in der Nähe des Domes und der bischöflichen Residenz gelegenen Häusern. Die drei Klassen dieser Studirenden sind jede auf unterscheidende Weise gekleidet. — Von der Stadt fuhren wir nach der gleichfalls vom Bischof erworbenen Villa Freudenhain, mit ihrem herrlichen Garten bestimmt für Rekonvaleszenten, oder zum Ferienaufenthalt von Studenten und Geistlichen. Von hier ging's durch das Felsenthor in die Ilz-Vorstadt zu einer bereits völlig wiederhergestellten wundersam schönen gothischen Kirche, die der Bischof mehreren Dutzenden armseliger Taglöhner und Bettler, die sich darin eingenistet hatten, abkaufte. Durch die Lage an einer senkrechten hohen Granitwand, (sie ist zum Theil in den Fels hineingebaut,) durch die ganz nahe Ilz und die schmale zwischen Fluß und Kirche befindliche Straße ward der Baumeister zu einem ganz eigenthümlichen Baue veranlaßt und er löste seine Aufgabe mit großem Geschicke. Die ganze Kirche ist aus Granitquadern, sonst wäre sie bei der gänzlichen Vernachlässigung und Schutzlosigkeit gegen das Wetter zu Grunde gegangen. Erst später erwarb der Bischof ein an die Kirche stoßendes großes Haus. Er verband es durch einen gemauerten Gang mit der großen an drei Wänden der Kirche hinlaufenden ganz steinernen Gallerie, die von der Unterkirche völlig gesondert ist. Das Ganze be-

stimmte er zu einem großen Erziehungsinstitute, wenn ich mich recht erinnere unter Leitung von englischen Fräulein. Von hier fuhren wir über die Donau- und Innbrücke hinüber in die entgegengesetzte Innstadt und zur, auf einem hohen Hügel gelegenen „Mariahilf"-Wallfahrtskirche. Neben der Kirche errichtete der Bischof ein Hospiz für jüngst ausgeweihte 20 Priester, um sie 2—3 Jahre hindurch durch Beichthören, Predigen, Christenlehrehalten in die Seelsorge einzuführen; wozu bei den vielen Wallfahrern u. a. reiche Gelegenheiten vorhanden. Am Abhange des Berges erwarb der Bischof allmählig mehrere Häuser, die gleich nach der Säkularisation der Liederlichkeit dienten und bestimmte die einen für verrichtungsunfähige, die andern für straffällige Priester. — Man sieht, hier ist eine in vielen Gliedern zusammenhängende, innig ineinandergreifende Organisation, und ein wunderbares Glück, vielmehr der sichtbare Segen des Himmels hat alle Unternehmungen begleitet. Auch ein Haus für Verwahrloste und eine Kinderbewahranstalt unter Leitung von Ordensschwestern sind im Entstehen. Gemeinde, Magistrat, Staatsbeamte, Generalität und Offiziere ꝛc. sind dem Bischof zu Willen geworden seit seiner 14jährigen Verwaltung... Man tadelt hie und da seine bei seinen Untergebenen eingeführte „zu strenge, der Gesundheit nachtheilige" Ascese sowie eine „zu große Nachgiebigkeit der weltlichen Regierung gegenüber". Den ersten Vorwurf betreffend, so fand ich die Zöglinge seiner Institute nicht übel aussehend. Den zweiten anlangend weiß ich nicht, inwieweit er, in äußern Dingen, der Regierung nachgab, und er scheint es gethan zu haben, damit ihn die Regierung in geistlichen weniger störe: „Noli turbare circulos meos."

Am Montag den 19. war die öffentliche Verhandlung über X. Vormittag von 8 bis nach 1 Uhr, und Nachmittag von 3 bis nach 7 Uhr, bei einer wahrhaft furchtbaren Gewitterschwüle. Sein Vertheidiger und Freund Adv. Dr. S. hat sehr gut gesprochen. Tags darauf aß ich bei Präs. Wulffen; er und sie und Frau v. P. grüßen herzlich... Am Mittwoch den 21., Mittags 1 Uhr reiste ich ab[1]) mit dem Eilwagen. Präs. W., App.-Rath Fischer und mehrere Aerzte kamen noch vor meiner Ab-

---

[1]) Das Appellgerichts-Urtheil wurde erst Donnerstag, also 1 Tag nach meiner Abreise mitgetheilt.

reise und blieben bis zur Abfahrt des Wagens. Der Weg ging über Neuhaus, Karpfham, Pfarrkirchen, wo wir zur Nacht aßen, Eggenfelden, Ganghofen, Biburg, Velden, Taufkirchen, Erding und Planing nach München, wo ich Schlag 12 Uhr ankam. Somit Gott empfohlen, empfehlt mich euren alten und neuen Bekanntschaften.

Von Herzen Euer

Ringseis.

Im Frühsommer 1854 dürfte es gewesen sein, daß P. Gratry, der berühmte Philosoph und Begründer der neuen französischen Oratorianer München und daselbst auch Ringseis besuchte. Ihn begleiteten ein paar junge Männer, P. Lescueur und ein Lyoner Arzt Dr. Faivre. Der große Denker und Gelehrte hinterließ den Eindruck ausnehmender Herzensgüte und einer fast kindlichen Naivetät. Ob seine Absicht, Fäden für die Uebersetzung deutscher Werke, insbesondre der Mystik von Görres anzuspinnen, gelungen sei, wissen wir nicht. Es knüpfte sich an seinen Besuch in der Folge derjenige verschiedner interessanter Franzosen, die er an Ringseis adressirte, unter ihnen des P. Perraud, des jetzigen ausgezeichneten Bischofes von Autun (Mitglied der französischen Akademie) und der beiden Freunde Alfred Tonnellé und Guillaume Alfred Heinrich, deren Namen auch in der französischen Literatur untrennbar verbunden sind. Denn als der, Dezember 1831 geborene Tonnellé, der hoffnungsvolle junge Mann voll feiner Beobachtung, eigenthümlicher Anschauungen und religiöser Tiefe im J. 1858 in der Kraft der Jahre seiner Mutter entrissen worden, die in ihm ihr einziges Kind beweinte, da war es sein älterer Freund, Reisebegleiter und Lehrer Heinrich, der seinen literarischen Nachlaß ordnete und so ein Werk zu Stande brachte, welches von der französischen

Akademie mit einem Preise gekrönt worden,[1]) aber auch für Deutsche von besondrem Interesse ist, weil es vielfach deutsche Dinge, Beziehungen und Verhältnisse behandelt. Auch die eigenen Werke Mr. Heinrich's, des Dekans der literarischen Fakultät in Lyon, sind uns in dieser Beziehung von Wichtigkeit. Hat er doch in drei Bänden die deutsche Literaturgeschichte seinen Landsleuten nahe gebracht,[2]) den dritten unter ungünstigen Auspizien, weil nach dem für Frankreich so verhängnißvollen Jahr 1870/71 herausgegeben. Ringseis und den Seinigen ist er ein treuer Freund geblieben, dessen wiederholtes Erscheinen in München stets mit der herzlichsten Freude begrüßt worden. Auch in besagtem Kriegsjahr kam er (mit Abbé Planus) im Auftrage des Erzbischofes von Lyon, in Deutschland den Gefangenen aus der französischen Armee Unterstützungen zu bringen, wozu ihn seine vielen Beziehungen mit Deutschen geeignet machten. Ein kleines Juwel von Büchelchen, das er anfänglich nur seinem ältesten Sohn zur ersten hl. Kommunion gewidmet, hat er, nachdem es auf Rath der Urtheilsberechtigten der Oeffentlichkeit übergeben worden, einer Tochter Ringseis' zur Uebersetzung anvertraut; zu beiderseitiger Freude ist dieselbe zu Stand gekommen.[3]) Aber

---

[1]) Fragments sur l'art et la philosophie suivis de notes et pensées diverses recueillis dans les papiers de Alfred-Tonnellé publiés par G. A. Heinrich professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres de Lyon. Tours Impr. de Ad. Mame et Cie. 1859.

[2]) Histoire de la Littérature allemande par G. A. Heinrich ... Paris libr. A. Franck, F. Vieweg propr. 1870—1873. (3 Bde.)

[3]) Le livre de persévérance, conseils après la première communion par G. A. Heinrich.... Tours, Alfr. Mame et fils édit. 1884. Deutsch: Das Büchlein der Beharrlichkeit. Rathschläge nach der ersten hl. Kommunion.... Einzig autoris. Uebers. von Bettina Ringseis. Augsburg, Huttler 1886.

während wir von ihm erzählen, erreicht uns die schmerzliche Nachricht seines zu frühen Todes, dem er mit jenem Muth und jener Hingebung an Gott in's Antlitz geschaut, wie sie von einem so ausgezeichneten Christen zu erwarten waren. Am 14. Dez. 1829 zu Lyon geboren, starb er ebendaselbst am 19. Mai 1887.

Im nämlichen Jahr 1854 hielt die Cholera zum zweitenmal eine Erndte in München. Einem Briefe Friederikens vom 14. August entnehmen wir:

„Unbegreiflich ist's, daß die Behörden noch gestern Tanzmusiken erlaubten. Ein Gendarme sagte mir, es ekle ihn der Leichtsinn der Leute an, um 4 Uhr Morgens seien solche Nachtvögel noch in den Straßen herumgelumpt. Natürlich war heute der Zugang von Kranken im Spital stärker. Ringseis erhob sich in der Sitzung gegen die Tanzgelegenheiten, allein er wurde überstimmt. Die Methode, das liebe Volk, eigentlich den süßen Pöbel, heiter zu erhalten, wurde geltend gemacht. Es wäre doch gar zu abergläubisch finster, wenn man die Leutchen gar an das Sterben erinnerte!"

Daß Ringseis auch diesmal in der bedrängten Zeit sich der Praxis nicht entzog, versteht sich. Friederike meldet brieflich, bloß im Kreis befreundeter Häuser habe er nach der Zahl der Musen — neun Köchinen zu behandeln, — zum Glück keine bedenklich.

„Aber der Herr kann noch springen wie der Deixel," meinte ein Fiaker, als er den bald 70jährigen Doktor zu seiner Praxis so rüstig aus dem Wagen und wieder hinein sich schwingen sah.

Ein paar zwischen Fußwanderung und Fahrten wechselnde Ausflüge, deren einer die merkwürdige Tempelherrenkirche zu Altenstadt bei Schongau berührte, zeigten Ringseis immer noch als wandertüchtig. Wohl aber finden

wir gegen Ende dieses Jahres eine Klage Friederikens über Abnahme seines Augenlichtes verzeichnet.

Dann folgte eine schwere Gemüthsbewegung. König Ludwig, dessen von ihm innig geliebte Gemahlin Therese nach vermeintem Erlöschen der Cholera noch derselben zum Opfer gefallen war, hatte bei seiner ältesten Tochter, der Frau Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt Aufheiterung gesucht; dort aber befiel ihn eine gefährliche Entzündung im Unterleib. Die Bestürzung in Bayern war groß und Alles freute sich, als die Jahreswende dem königlichen Kranken auch eine Wendung zum Guten gebracht. Einige Monate später besuchte König Ludwig seinen einstigen Reisearzt und erzählte ihm von seiner Krankheit, dann wandte er sich zu Friederike mit den Worten: „Es war der Gram, der Gram!"

5. 1855: Gf. Majláth. — Stiftungsfestmahl. — Brief an Stülz; (Rektorswahl.) Veterinärwesen. — Overbeck; eine Jugendarbeit desselben.

Kaum war die Sorge um König Ludwig gestillt, als ein tragisches Ereigniß Ringseis und Viele seines Kreises erschütterte: der Doppelselbstmord des ungarischen Geschichtschreibers Grafen Joh. Nep. v. Majláth und seiner Tochter Jertha. Seit einigen Jahren lebten dieselben in München. Man wußte, daß der Graf wegen gänzlicher Zerrüttung seiner einst glänzenden Finanzen sich in Oestreich nicht mehr hatte halten können und aus eben diesem Grund auch in München die große Welt nicht besuchte, wogegen sein Schriftstellerthum und seine gelehrte Bildung ihm andre Kreise eröffneten. Sein Umgang war anregend; durch eine früher geschriebene Ehrenrettung Tilly's hatte

er bei Ringseis sich einen Stein ins Brett gesetzt; er sprudelte über von Anekdoten, besonders aus dem Theaterleben, gab gern in allerhand Kunststückchen Proben seines fabelhaften Gedächtnisses zum Besten, nahm Theil an regelmäßigen sommerlichen Zusammenkünften seiner Bekannten, spielte bei dem S. 15 erwähnten kleinen Festunternehmen in einer Szene aus Racine's Athalia con amore den Götzenpriester Mathan und in einem Vorspiel zu den verschiedenen Unternehmungen des Abends einen herrschaftlichen Haushofmeister in tausend Aengsten. Trotzdem möchten wir nicht sagen, daß einem wohl wurde in seiner Nähe. „Was für ein seltsamer kleiner Zauberer mag dieses sein?" hatte Friederike bei seinem ersten Anblick gedacht. Gräfin Jertha gewann die Herzen durch gutmüthig freundliches Wesen. Obschon die Beiden fast ärmlich lebten, war nicht zu verkennen, daß sie nicht zu sparen verstunden und man munkelte von neuen Schulden. Die Tochter, so wurde erzählt, habe ihren Vater einst vom Selbstmord abgehalten und er ihr hierauf gesagt, sie dürfe ihn nie mehr verlassen. Und nun fand man sie am Morgen des 5. Januar 1855 als Leichen im Starnbergersee! Von einem Shawl umschlungen und verknüpft waren sie vom Ufer bei Ammerland aus hineingegangen und hatten sich ins Wasser gelegt.[1]) „O Gott, aus dem naßkalten Grab in die Ewigkeit," stöhnte Frl. Linder, ohne mit einer Sylbe der bedeutenden Summe zu gedenken, welche sie kurz vorher auf der Gräfin verzweiflungsvolle Bitte ihr geliehen hatte. In R.'s Haus aber ergab sich noch ein seltsames Spiel des Zufalls. In

[1]) „Ich will nicht," soll nach Aussage des Schiffers, der sie am Abend über den See gesetzt, die Dame gesagt — „Und Du mußt" der alte Herr erwidert haben. Ob sie nicht leben oder nicht sterben gewollt, bliebe unentschieden.

dem obenerwähnten dramatischen Vorspiel erschrickt ein etwas albernes Mädchen an Benehmen und Ausrufungen des Haushofmeisters, welchen Gf. Majláth darstellte, und bildet sich ein, er wolle sich ein Leid anthun, — bis das Räthsel sich löst: er ist erregt durch Aufträge zu einer Festvorbereitung. Eine ins Stocken gerathene Abschrift dieses Vorspiels, nach dem tragischen Ereigniß hervorgesucht, brach genau nach jenen Worten des Haushofmeisters ab, welche das Mädchen erschrecken: „Meine Flinte — hinaus in den Wald — oder lieber gleich zum See . . . was geschehn soll, muß bald geschehn."

In einem Brief Friederikens vom 27. Juni 1855 an eine Tochter heißt es:

„Gestern war Universitäts-Stiftungs-Diner auf der Menterschwaig. Nicht ohne Sorge von Sorglichen unterzeichnet, wie etwa Alt und Neu sich zusammen behagen werde — ob nicht der Wein die Zungen auf unliebsame Weise lösen möchte — aber es ging Alles über Erwartung, ja schmalzpeterlgut. Der unvermeidliche X. schnappte zwar dem Vater den Toast auf den Rektor, den dieser ausbringen wollte, vor dem Munde fort — allein auch dieses wurde verziehen — und „Millionen seid umschlungen, diesen Kuß der ganzen Welt" war die Parole!

„O daß es doch immer so bliebe hier unter dem wechselnden Mond" — sang ich, während mein sehr fröhlich erregter Gatte nur vom Fest erzählte, — leise — ganz leise vor mich hin."

Und im Herbst:

Der Vater ist, was Arbeiten betrifft, ein Herkules, denn was er jetzt von früh bis spät zu leisten hat, ist entsetzlich, dabei hält er noch Vorlesungen, und springt, wenn er sich einen Augenblick verschläft, mit beiden Füßen aus dem Bette.

Daß sie Recht hatte, ergibt sich aus dem, was der Siebzigjährige selber im Juli des Jahres an den Stiftsdechanten Jodok Stülz geschrieben:[1])

[1]) Gedruckt in dem auf S. 23 erwähnten Lebensbilde des nachmaligen Prälaten.

„Gott mit Ihnen, Ihrem verehrungswürdigen Hrn. Prälaten und allen Ihren Herrn Mitbrüdern. Zunächst meinen und aller der Meinigen freundlichsten Dank für die sehr liebe Gabe der Lebensgeschichte der Charitas Pirkheimer, die auch uns eine sehr theure Freundin geworden. Und nun bitte ich Sie, zürnen Sie nicht, daß ich Ihren Brief vom St. Johann Nep.-Tag nach St. Johann Baptist, ja gar erst nach St. Peter und Paul beantworte; hören, bedauern und entschuldigen Sie mich. Vor Jahr und Tag schon erhielt ich den ministeriellen Auftrag, ausführlichen Vortrag über Reorganisation des Veterinärwesens im Königreiche Bayern zu erstatten. Ueber zehnmal wurde ich schon amtlich erinnert, — das geschieht maschinenmäßig durch die Registratur alle vierzehn Tage — ich konnte und durfte nichts anderes vornehmen und so habe ich denn vor einigen Tagen meinen über 100 Folioseiten langen Vortrag zur Berathung übergeben. Und hierauf war es mein erstes Geschäft, diesen Brief an Sie zu beginnen. Dummheit, Neid, Mißgunst, Eifersucht und Religionshaß, wie sie zur Zeit der Charitas Pirkheimer blühten, feiern gegenwärtig in Deutschland ihre, ich weiß nicht wievielte Auflage. Wir haben nichts gelernt und nichts vergessen und verdienen nicht, daß Gott der Herr sich nochmals unser erbarme. Der satanische Haß gegen die Kirche überwiegt den Trieb der eignen Erhaltung: gerne selber Schaden leiden, wenn nur der Kirche größeres Weh geschieht; ja lieber zu Grunde gehn als mitwirken, daß der Kirche wohl werde. Der Haß gegen Oesterreich ist so groß, weil hier noch am meisten kirchlicher Sinn ist;[1]) man hält zu Preußen und Rußland, weil sie die größten Feinde der Kirche . . . . (23. Juli.) Seit acht Tagen fast täglich zwei Sitzungen und außerdem die laufenden Geschäfte, — das hinderte die Fortsetzung meines Briefes . . . . (28. Juli.) Ich hatte den besten Willen, Ihnen noch Mehreres zu schreiben, aber beständige Unterbrechungen! Obwohl ich heute seit halb 5 Uhr aus den Federn, konnte ich zu keiner freien Stunde gelangen. Außer einem langen amtlichen Gottesdienste zwei Sitzungen an der Universität, eine Wahlsitzung an der Akademie, außerdem Besuch einiger Kranken

---

1) Man wolle nicht vergessen, daß wir noch beim J. 1855 stehn und von der damaligen kaiserlichen Regierung die Rede ist.

und noch sind meine Geschäfte nicht beendigt. Ich will meinen Brief nicht länger zurückhalten .... Vorigen Donnerstag war Rektorswahl; die fremdländisch gesinnten und die nationalen maßen ihre Stärke gegen einander; jene mit 24 Stimmen wählten Siebold, die andern mich mit 29 Stimmen; vielleicht schon im nächsten Jahre, wenn es so fort geht, werden wir unterliegen. Wir werden versuchen, nächstes Jahr Lasaulx zum Rektor zu wählen.[1]) Nun sieht man aber, daß Gott auch die Zeit segnet; heute, da ich die wenigste Zeit habe, finde ich wunderbarer Weise zum Schreiben die meiste; von 5 Fischlein 5000 gespeist. — Da mein ehrfurchtsvoller Gruß an Ihren Hochw. Herrn Prälaten und Ihre HH. Mitbrüder schon über 14 Tage alt und altgebacken ist, so bring' ich einen neugebackenen von heute; nun Gott empfohlen von ganzem Herzen!"

Obenerwähnten Vortrag über Reorganisation des Veterinärwesens betreffend, erklärte Ringseis darin, die zwei Hauptübelstände dieser Sparte seien in Bayern laut übereinstimmenden Berichten und Gutachten: 1) zu geringe praktische Befähigung, 2) ungenügender und nicht hinreichend gesicherter Nahrungsstand vieler Thierärzte. In tragikomischem Mißverhältniß zu diesen beiden Uebelständen befand sich die Aufgeblasenheit und Ueberschätzung der eignen Wichtigkeit, in welche viele Veterinäre seit Jahren künstlich waren hineingeschraubt und gespreizt worden und womit sie (analog den Forderungen der Schullehrerversammlung zu Eisenach) anmaßende Begehren gestellt hatten, z. B. eines selbständigen Referenten bei jeder Kreisregierung, ja selbständiger thierärztlicher Kollegien in beiden Instanzen, bei denen kein Menschenarzt mitzurathen habe, während ein der Gymnasial- und Universitätsstudien entbehrender Veterinär im Obermedizinal-

[1]) Es gelang. Als Gegenkandidat war Frhr. v. Liebig aufgestellt. Ueber R.'s Wahl s. nächstes Kapitel.

Ausschuß für Menschen Sitz und Stimme haben sollte![1])

Indem R. solche Anmaßungen zurückwies, begehrte er, daß, um Zeit und Mittel für größere praktische Ausbildung zu gewinnen, aller Ballast von unnützen Lehrgegenständen als obligaten solle über Bord geworfen werden; so die mehrjährigen Kurse der Geographie, französische Sprache, Buchhaltung, Algebra, Geometrie, Stereometrie und Trigonometrie (!), Technologie, theoretische Landwirthschaft und Linien-Zeichnung; denn das Alles hatten sie in der Gewerbschule zu treiben; diejenigen Zeichnungen aber, welche ihnen nützlich gewesen wären, nämlich zootomische, lernten sie nicht. Gewann auf die von R. vorgeschlagene Weise der Veterinär größere praktische Tüchtigkeit, so besserte sich von selbst durch Mehrung seines Kredits der Nahrungsstand; diesen aber zu sichern, dazu hielt R. für besonders geeignet den Betrieb gewisser, von jeher mit der volksthümlichen Thierheilkunde sich berührender Gewerbe, wie z. B. in Preußen und anderwärts die Veterinäre meist Hufschmiede waren. Nicht nur bildet solch ein Gewerb an sich eine tüchtige Grundlage der Existenz; es zieht dem damit sich befassenden Thierarzt das Volksvertrauen zu, das dem halbgelehrten, für ein Gewerbe sich zu vornehm dünkenden Veterinär fast immer gebricht.

[1]) Offenbar geärgert und vermuthlich nicht ohne Spott frägt Ringseis, warum einen eignen Referenten für ein Fach, wo es weit weniger Krankheiten als beim Menschen gibt, keine Spitäler, keine Gebärhäuser und Hebammen-Anstalten, keine Geburts- und Sterbelisten, keine Leichenhäuser, keine Todtenschau, keine Materialisten- und Apothekenvisitationen, keine Impfungen, keine Militärkonskriptionen, keine Kriminalgutachten, und in ganz Bayern ein Personal von etlichen Hunderten. Man brauche die Vielregiererei und Vielschreiberei nicht unnöthig zu steigern.

Selbstverständlich heischte R. für den Lehrer, den Professor der Thierarzneikunde eine völlige gelehrte Bildung und zwar auch in der menschlichen Medizin.

Es ist uns nicht ersichtlich, was R. von seinen Bestrebungen durchgesetzt habe. Viel keinenfalls. Der Respekt vor der Viellernerei ist heutzutag so groß, daß selbst Solche, die den Schaden einsehn, häufig nicht den Muth besitzen, dem unklaren Drängen danach die Stirne zu bieten.

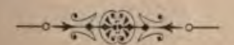
Wir erlauben uns hier ein Anekdötchen anzuknüpfen, das seinerzeit auch Ringseis Spaß gemacht, und worin der ehrenwerthe Stand der Thierärzte nicht den Kürzeren zieht.

Emanuel Veith, dem wir in den Erinnerungen schon ein paarmal begegnet sind, war bekanntlich, bevor er Christ, Priester und eine Zierde der katholischen Kanzelberedsamkeit geworden, schon ein gesuchter Arzt, und Veterinär noch obendrein. Bei der genialen und liebenswürdigen Wiener Schauspielerin Sophie Müller war der häßliche aber geistvolle Mann gern gesehen; und bei ihr traf er öfter mit einem berühmten Dichter zusammen, dessen Namen wir an dieser Stelle lieber verschweigen. Gewöhnt, durch seinen glänzenden Geist und scharfen Witz vielfach die erste Geige zu spielen, empfand der Dichter es unangenehm, daß hier diese Partie bereits von Veith übernommen war. Da stach ihn eines Tages der Haber, in sauersüßem Scherz zu sagen: „Hören Sie einmal, Herr Doktor, es muß doch was recht Schwieriges sein, den Thierarzt zu machen; so ein Vieh kann ja nicht reden; ich meine, so ein Stück Seelenverwandtschaft gehöre immer dazu." „Ei nun, Herr N.," erwiderte Veith, den Dichter fixirend, „das Erste ist, daß ich mir den Ochsen recht anschaue." Der Dichter sprang auf, griff nach seinem Hut und lief davon; Veith soll er mit seinen Scherzen nicht mehr aufs Korn genommen haben.

Groß war Ringseis' Freude, als im September 1855 sein hochverehrter und geliebter Freund Overbeck auf der Rückkehr von Köln, wohin er in Sachen seines Dombildes gegangen war, in München erschien; es geschah in Begleitung seiner Adoptivtochter Frau Hofmann nebst deren Familie. Von allen Seiten gesucht und gefeiert, brachte der Künstler auch bei Ringseis manche Stunde zu, so auch einen geselligen Abend, zu welchem nebst einer Anzahl von Künstlern, sein Lübecker Landsmann Geibel gebeten war. Mehr oder minder jedoch war Ringseis Tag für Tag im Geleite des Freundes, dessen vergeistigte Güte und Liebenswürdigkeit ihn mit neuen Banden an denselben fesselte. Und doch blieb von diesem Besuch ein kleines Leidwesen zurück. Im vorhergehenden Jahr hatte Dr. Schwab, Prof. der Veterinärkunde in München, dessen Frau eine Jugendfreundin Overbeck's aus der Wiener-Zeit gewesen, Ringseis mit einem anmuthigen Geschenk erfreut: zwei Jugendarbeiten des Künstlers in Aquarell aus dem J. 1809. Das eine stellte einen als Eremiten gekleideten Maler dar, bei ihm ein Mädchen, das etwa an Göthe's Mignon erinnern mochte, — das andre denselben einsiedlerischen Künstler im Gespräch mit einer Gestalt, die wie ein Kardinal aussah, in Wahrheit aber, (so erfahren wir aus Overbeck's Biographie,) St. Lukas vorstellen sollte, denn es handelte sich um eine ideale Konversation zwischen dem Maler und dem Schutzpatron der Kunst. Beide Blätter waren entstanden als Illustrationen zu poetischen Versuchen des jungen Fritz Overbeck, „jugendlichen Schwärmereien auf dem Flügelpferde“, worin innigste Religiosität sich mischte mit unschuldigem Wohlgefallen an mädchenhafter Holdseligkeit der Sanftmuth und Reinheit, allerdings nicht ohne die süßliche Romantik jener Zeit. Besaß Ringseis auch nicht den

Schlüssel zur vollen Bedeutung der Bildchen, so war es doch für Einen, welcher die Zeit und Overbeck kannte, nicht schwer, sich einen Reim darauf zu machen.[1]) Er hatte große Freude an den für des Freundes Entwicklungs-Geschichte so bezeichnenden Blättchen, schenkte sie aber seinen Töchtern in's Album. Als nun Overbeck nach München gekommen war, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als ihres Besitzes sich zu rühmen und ihn herbeizuholen. Wie bestürzt aber waren sie, da der Künstler beim Anblick der Bildchen die größte Beschämung empfand über das, was ihm nunmehr als kindische Vorstellung von Kirche und kirchlicher Kunst erschien und er sie dringend bat, ihm das zweifache kleine corpus delicti zu überlassen. Hätten Ringseis und die Seinigen zu temporisiren verstanden, so wären die kleinen Schätze vielleicht gerettet worden; daran aber dachten sie nicht, fanden es nur unmöglich, dem werthen Gaste wehzuthun und thaten ihm, wenn auch höchst ungern, seinen Willen. Zur Entschädigung sandte er ihnen ein von ihm ausgeführtes Bleistift-Porträt von Ringseis aus dem J. 1818, gewiß ein werthvoller Besitz; aber ganz zu trösten vermochte er sie nicht; denn dieses Porträt wäre erhalten geblieben, auch wenn nicht sie es bekommen hätten; die beiden Bildchen aber — das wußten sie nun — waren der Vernichtung bestimmt und preisgegeben.

1) Ueber die Bedeutung (der zwei illuminirten Zeichnungen), schreibt eine Tochter R.'s, sind wir nicht im Klaren... Eine wunderschöne Kardinals-Figur auf dem einen läßt schon den werdenden Meister erkennen, obwohl man sonst schwer Overbeck darin entdeckt.





Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von 1855—1860.

1. 1855/56: Universitätswahlen; R.'s Antrittsrede als Rektor; daran geknüpfter Streit; das Publikum und die beiden Könige. Stiftungs-Fest und Festmahl; Prof. Stadlbaur. Eine dramatische Vorstellung und ihre Zuschauer. Krisis.

Wir haben auf Seite 61 vernommen wie Ringseis dem Freunde Stülz seine Wahl zum Rektor erzählt. Auch Friederike giebt brieflich einer Tochter davon Kunde. „Es versteht sich," sagt sie, „daß der Vater keinen Schritt machte, hingegen unterließen es die Freunde nicht, — es war aber auch nöthig, denn die Gegenpartei war rührig und warb nach allen Seiten." Die Unbeliebtheit der neuen Herren aber habe bewirkt, daß sogar entschiedene Gegner R.'s, (sie nennt dieselben,) für ihn gestimmt hätten; beim Ergebniß habe es verplüffte Gesichter gesetzt. Die Studenten, sage man, hätten Freude, daß R. gewählt worden, denn das Benehmen der Neuen sei auch ihnen zu verletzend. Nun komme es noch darauf an, ob S. Maj. der König den alten Ringseis bestätigen werde.

Wenn wir nun den Streit berichten, der an diese Wahl und Ringseis' Antrittsrede sich geknüpft hat, so mögen Manche, deren Mißfallen uns nicht gleichgültig ist, unmuthig die Achsel zucken: „Warum den alten Hader

noch einmal aufwärmen?" Aber der völlige Gesinnungsumsturz an der größten und durch ihre Lage wichtigsten bayrischen Hochschule war und ist so tiefeingreifend in Lebensmark und Zukunft unsres Volkes, der Unglaube sammt Allem was damit zusammenhängt an sozialen und politischen Umsturz-Gelüsten und -Mächten, hat seither unter unsrer studirenden Jugend, der aus ihr hervorgehenden Männerwelt und hiemit in ganz Bayern so gewaltige Fortschritte gemacht,[1]) daß Alles, was die Anfänge hievon beleuchtet, von Belang erscheint. So versöhnlich Ringseis auch nach jenem Streit sich den Einzelnen erwiesen, für so einverstanden dürfen wir ihn damit halten, daß die Dinge beim rechten Namen genannt werden, und daß in seiner Biographie nicht über Ereignisse hinweggeglitten werde, welche bezeichnend waren für die Gestaltung der ihm so innig am Herzen liegenden Universität, und eng im Zusammenhang mit den Geschicken des so heiß von ihm geliebten Vaterlandes.

Bei den Wahlen für den Senat war es gelungen, Lasaulx ausscheiden, zwei Neuere eintreten zu machen; aus der theologischen und kameralistischen Fakultät konnte keiner der Neueren gewählt werden, weil sich keiner darin befand, doch erhielten die Männer ihrer Wahl die Stimmenmehrheit. Man hätte denken sollen, damit könnten die Leiter für's Erste zufrieden sein. Doch der (nach R.'s Ausdruck) „ungebärdige Zorn", der sich in den Blättern aussprach, bewies, daß sie gerechnet hatten, in allen sechs Neuwahlen zusammt jener des Rektors Männer ihrer Partei durchzusetzen und es erhob sich auf's Neue die lärmende Klage über die „Unwissenschaftlichen". Ein Artikel der

[1]) Wir wissen wohl, daß hieran die Universität nicht einzig Schuld trägt, so z. B. sind theilweise schon die vorausgehenden Schulen mit Lehrern ungläubiger Richtung besetzt; allein hier findet eben Wechselwirkung statt.

Allg. Ztg. hatte die Stirn, anzudeuten, bei der Wahl hätte ein Falsum stattgefunden. Rektor Stadlbaur stellte an die Redaktion die Forderung, den Verläumder zu nennen und drohte mit Injurienklage. Die Sache wurde beigelegt, ohne den Stachel aus der Wunde zu ziehen. — Die Wahl des Herrn v. Ringseis, so wurde gesagt, sei ein Triumph derjenigen Partei, welche eine exklusiv katholische Universität wolle und sich beängstigt fühle, seitdem der König für die deutsche Wissenschaft eine geehrte und fruchtbare Stätte in München bereitet habe, — „der deutschen Wissenschaft, die schon lange die Fesseln konfessioneller Beschränktheit abgestreift," (dafür aber die der Nationalität sich angelegt?) Es habe keinen Menschenverstand mehr, von katholischer Mathematik oder von protestantischer Chemie zu sprechen, (in welchem Jahrhundert hatte man davon gesprochen?) und um Aristoteles oder das corpus juris zu erklären, sei es gleichgültig, ob man katholisch gefirmt oder protestantisch konfirmirt sei. Den Ultramontanen sei jede Wissenschaft unbequem, hassenswürdig, welche vor Allem nach Gründen frage, nicht nach Autoritäten, — wohlgemerkt, den Ultramontanen, die man beileib nicht mit der katholischen Kirche verwechseln dürfe. Man sieht, immer wieder kam die katholische Kirche, — in gewissen Blättern und gegenüber einem gewissen Publikum der eigentliche Popanz, — hier, wo man katholische Leser zu schonen hatte, ordentlich zu Ehren neben ihrem unheimlichen Doppelgänger, dem Ultramontanismus. — Der Zeitungsartikel, der Obiges besagte, wurde von Vielen als Wink an den König betrachtet, daß seine Bemühungen durch das Wahlergebniß gefährdet seien. Doch ließ die königliche Bestätigung des Rektors nicht auf sich warten.

Bedürfte es bei jener Rektors-Wahl überhaupt der Rechtfertigung, so rechtfertigte sich das Nichtwählen Sie-

bolds schon dadurch, daß derselbe bis dahin sich um die allgemeinen Universitätsangelegenheiten gar nicht, um die der Fakultät nicht genügend gekümmert hatte, um sich für jenen obersten Posten zu eignen, der doch ein Eingelebtsein in die Verhältnisse voraussetzte. Daß die ganze Bewegung aus reinem und unverfälschtem Eifer für die Wissenschaft hervorgehe, unterlag um so größerem Zweifel, als ein so reiner Eifer mit manchen Erscheinungen sich schwer zusammenreimte. Hatte doch Einer der „Männer und Schöpfer der Wissenschaft," wie sie genannt wurden, im ganzen Semester nur dreimal sich sehen lassen in den Sälen, wo er die Arbeiten der Schüler zu leiten hatte. Bei den Promotionen der medizinischen Fakultät war nie einer der Neueren, wenn er nicht eben als Präses fungirte, vom Anfang bis zum Ende zugegen; öfter fehlten Alle gänzlich, oder sie erschienen eine Stunde nach dem Anfang und gingen nicht selten vor dem Schlusse. Hätten es die Aelteren gemacht wie die drei Jüngsten, so hätte in der Regel keine Promotion angefangen und in Gegenwart von doch wenigstens dreien vollendet werden können.[1]) „Nur bei den Wahlen fehlte Keiner," hat Ringseis betont. Die unter dem Vorsitz der Neueren vertheidigten lateinischen Streitsätze wimmelten von Sprachfehlern, wovon wohl einige als Druckfehler konnten angesehen werden, andre aber in groben Germanismen und zweifellosen Schnitzern bestanden, und zwar solcher Art, daß R. den Bericht davon für schlechten Witz oder Uebertreibung hielt, bis er sie selber in die Hand bekam. Obschon er nicht der Meinung war, daß ein schlechter Lateiner darum auch ein schlechter Arzt sein müßte, so erachtete er das Erscheinen solcher Thesen doch für unverträglich mit der

[1]) Wir werden übrigens weiter unten sehen, wie durch Bischoff's ehrenhafte Initiative dies sich später geändert hat.

Ehre der Universität und hielt darum dem Präses die Fehler vor; derselbe erwiderte unwirsch, er habe nicht Zeit, sich mit diesen Dingen abzugeben; aber eines der Thesenhefte mußte auf Verlangen des damaligen Rektors nach der Promotion noch umgedruckt werden. „Sonst,“ bemerkte R. zu diesen Dingen, „sagt man doch, neue Besen kehren gut.“

Am 11. Dezember 55 hielt Ringseis seine Antrittsrede „Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft.“ Den Anlaß zur Wahl dieses Stoffes mag ihm wohl der (auf S. 41 in Anmerkung erwähnte) Toast gegeben haben, welchen beim ersten Maximiliansordensfest Prof. v. Bluntschli auf die menschliche Vernunft als einzige Autorität der Wissenschaft gebracht hatte. War es im J. 1833 für Ringseis an der Zeit gewesen, eine Lanze für die Freiheit zu brechen, so sprach er jetzt von den Schranken derselben, erörternd, wo in der Wissenschaft Freiheit geboten, wo Autorität, — wo die menschliche Vernunft ausreiche, wo nicht. Abermals machte er durch Klarheit, Kraft und Schwung einen so bedeutenden Eindruck, daß selbst ein gegnerischer Artikel in der Allg. Ztg. die Rede ein „Ereigniß“ nannte. Mündlich und schriftlich kamen ihm Stimmen des Beifalls und der Bewunderung von Katholiken und Protestanten zu, auch König Max bezeigte sich gnädig, sprach, was ungewöhnlich, bei der Neujahrs-Cour einige Worte mit ihm und empfing noch am 3. Januar die gedruckte Rede aus des Rektors Händen.

Im Druck hatte Ringseis Anmerkungen beigesellt, in deren einigen er Rücksicht nahm auf Artikel in- und ausländischer Blätter und Verwahrung einlegte wider diejenige Art von Reform, welche darin als für Bayern und die Hochschule nothwendig und bevorstehend angekündigt

worden und welche in religiöser wie vaterländischer Beziehung sein Herz empörte. Als Rektor fühlte er sich doppelt berufen, solchen Unwürdigkeiten zu begegnen.[1])

In Bälde las man neue Artikel, welche den Sinn von R.'s Rede schnöd entstellten, sie konfessioneller Gehässigkeit verdächtigten und als Glück es priesen, daß das „höllische Feuer" nicht in R.'s Hände gegeben sei. „Wie würde er," so hieß es, „die armen Seelen der wissenschaftlichen Forscher peinigen, die einen andren Weg zur Wahrheit sich gesucht haben, als den Herr v. Ringseis sich erwählt hat!"[2])

R. enthielt sich der Erwiderung in Blättern; seine Selbstvertheidigung bestund in dem Wenigen, was er erläuternd „um der Schwachen willen" als Vorwort der 2. Auflage seiner Rede mitgab.

Am 20. Januar erschienen bei Ringseis vier Studenten, (bezeichnender Weise drei Norddeutsche und nur Ein Bayer;[3]) diese begehrten und erhielten von ihm die

---

[1]) Es wurde geäußert, R. habe seiner Würde vergeben, indem er auf ein bekanntes untergeordnetes Münchner Blatt Rücksicht genommen. (Solches dozirten wohl auch eifrige Leser dieses Blattes.) Was würde man zu einer Sanitätsbehörde sagen, die sich zu vornehm bedäuchte, eine gemeine, aber von Hoch und Nieder umdrängte Bude wegen Fälschung von Lebensmitteln zu untersuchen? Das Blatt war verbreitet in 16,000 Exemplaren.

[2]) Ein oder zwei Jahre vor R.'s Tod wurde dies albern bösartige Gerede wieder aufgewärmt in einer Zeitungsbesprechung von — R.'s „Erinnerungen", (die damals in den hist.-pol. Bl. zur Erscheinung kamen)! Dem Greis wurde diese Thatsache vorenthalten, denn in seinem Leben haben ihn wenige Verdächtigungen mehr empört, als diese so muthwillig aus der Luft gegriffene, und nach seiner Erkrankung kehrte in aufgeregten Stunden öfter die Erinnerung wieder, daß der Urheber dieser Beschuldigung sie niemals begründet und doch niemals widerrufen habe.

[3]) In unsrem Abschluß zu den „Erinnerungen" in den hist.-pol. Bl. haben wir in Anmerkung gesagt, dieser Eine Bayer sei nachmals

Erlaubniß, dem Univ.-Professor v. Bluntschli einen Fackelzug zu veranstalten. Unter dem Vorgeben, auch schon die polizeiliche Genehmigung zu besitzen, verlangten sie vom Hausmeister der Universität ein Zimmer, um die Liste für den Fackelzug aufzulegen, und da jener mißtrauend es verweigerte, klebten am nächsten Morgen an verschiedenen Orten (Universität, Anatomie u. s. w.) Aufforderungen zur Betheiligung, wurden dreimal abgerissen, dreimal erneuert, zuletzt von je zwei Studenten bewacht. Einer der drei Norddeutschen hatte die Kühnheit, nochmal zu R. zu kommen, um schriftliche Erlaubniß zu begehren. Einstweilen aber war es stadtkundig geworden, daß Prof. v. Bluntschli als der Verfasser der Schmähartikel in den Neuesten Nachrichten gelte, somit gestaltete sich eine Huldigung für diesen Herrn zugleich als nicht zu duldende Kundgabe wider den Rektor; die Deutung Einiger, man müsse den Professor trösten für die Kränkung, daß so schnöde Aufsätze ihm zugetraut worden, wäre sicherlich nicht die des Publikums gewesen.

Es verlautete, Corps- und andre Studenten beabsichtigten, den Fackelzug zu stören, selbst Bürger seien bereit zu Gegenkundgaben, der Polizeidirektor erklärte, nun und nimmer werde er die Erlaubniß zu solcher Demonstration von Studenten wider ihren Rektor ertheilen. Ringseis zog also selbstverständlich die Tags zuvor ertheilte Gewährung zurück, bis der Professor von jenem Verdachte sich werde gereinigt haben. Da erklärte der junge Mann und gab es zu Protokoll, er sei vom Professor ermächtigt,

---

offiziell mit Abfassung einer Biographie König Ludwigs I. betraut worden. Wir wurden aber berichtiget, daß genannter Biograph nicht Eins sei mit dem im Text erwähnten Einen Bayern.

denselben als Verfasser jener Artikel zu nennen.[1]) Nicht wenig war er betroffen, als er vernahm, der Professor läugne amtlich die Verfasserschaft.

R. übergab die weitere Verhandlung dem Prorektor Stadlbaur. Des Rektors Schuld war es also nicht, wenn Prof. v. Bluntschli nicht unter Abforderung des Ehren-Wortes zu zweifelloser und öffentlicher Läugnung oder-aber aus seinem Schlupfwinkel der Anonymität herausgedrängt wurde.

Durch R.'s „Anmerkungen" brauchte außer den betreffenden Zeitungsschreibern und Hrn. v. Dönniges sich Niemand getroffen zu fühlen. In unglaublicher Erhitzung der Gemüther jedoch wurde von einigen Herren der Hochschule behauptet: „Wir Alle" (Wer Wir Alle?) „sind beleidigt," — am Liebsten hätte man eine Beleidigung des Königs herausgedeutelt und es soll das Wort gefallen sein, man müsse den Rektor absetzen. Als getreues Echo dieser Entrüstungen lief bei R. ein amtliches Schreiben des Cultusministers v. Zwehl ein und bat um Erklärung gewisser Stellen der Rede, welche „direkt gegen die geheiligte und unantastbare Person Sr. M. des Königs gerichtet erschienen". R. willfahrte in ehrerbietiger Zuschrift: „Dem unchristlichen, autoritätswidrigen und antimonarchischen Streben des herrschenden Philosophismus galten Sinn und Inhalt nicht bloß meiner letzten Rede, sondern fast aller meiner früheren," — unterdrückte aber nicht die Bemerkung, er hätte geglaubt, sein Vorleben müßte gegen dergleichen Verdächtigung ihn schützen, — besonders im Vergleich mit dem Vorleben des Mannes,

[1]) Auf des Studenten Angabe, „Wir sind von ausgezeichneten Männern aufgefordert worden, Hrn. Prof. v. Bl. diese Demonstration zu bringen," wollen wir nur bedingtes Gewicht legen.

auf dessen Schmähungen er mit Selbstüberwindung sich begnügt habe, bloß in einem Vorwort zu erwidern.

Ein hohes Ministerium aber sprach die Anschauung aus, die an der Hochschule eingetretenen unerfreulichen Zustände seien durch Rede und besonders Anmerkungen des Rektors hervorgerufen worden, — „nicht minder“ zu mißbilligen sei allerdings das Benehmen eines andren Mitgliedes des Lehrergremiums, „sofern“ dasselbe zu einer Art Selbsthilfe gegriffen, „deren Folgen es sich bei näherer Ueberlegung gleichfalls nicht hätte verbergen sollen.“ „Nicht minder!“ Man sieht, der Rektor hatte sich es zur Gnade zu rechnen, daß er als der eigentliche Verschulder der Aufregung — das Wie zu erörtern hatte ein hohes Ministerium nicht für nöthig befunden, — nicht strenger gerügt wurde als der Professor, „sofern“ demselben etliche Unwahrheiten und Entstellungen wider seinen Rektor anonym entschlüpft waren.

R. wünschte seinen Protest durch Einblick in die Akten der Verhandlung zu stützen; als er aber zu Anfang März dieselben noch nicht erhalten, begehrte er unter ehrerbietiger Begründung die Zurücknahme der Rüge und that Solches in der letzten Semestersitzung dem Senate kund, zugleich betonend, daß nicht nur die persönliche Ehre des Rektors, sondern die des Amtes eine Genugthuung heische, wenn der Verfasser der psychologischen Studien sich nicht reinige vom angeregten Verdacht. „Behelligen Sie den Senat nicht mit Ihren Privatangelegenheiten,“ wurde ihm durch zwei der jüngsten Glieder des Senats in barscher, um nicht zu sagen schnöder Rede zugerufen.

Wie wir überhaupt viele unsrer Notizen aus R.’s hinterlassenen Concepten geschöpft, so finden wir auch Obiges erwähnt im Concept eines späteren Vortrags im April, welchen R. im Senate gehalten, nicht um ihn der

Diskussion zu unterwerfen, sondern bloß ihn als Ausdruck seiner allseitigen Verwahrung zu den Akten zu legen. „Ich meinestheils," sagte er darin, „kann versichern, daß ich, um für eine irgend einem Rektor geschehene Amtsehren-Beleidigung Genugthuung zu erlangen, und wäre der Rektor einer meiner größten persönlichen Feinde gewesen, aus allen meinen Kräften beigetragen haben würde."

Dem Publikum hatte sich die Aufregung von Anfang an mitgetheilt, halb München ergriff Partei für oder wider Ringseis. Ihm Unbekannte grüßten ihn auf der Straße mit auffallender Ehrerbietung und Herzlichkeit. Männer aus allen Ständen, aus Adel und Reichsrath, stellten sich ihm vor und besuchten ihn, um ihre Hochachtung und Bewunderung ihm auszusprechen. Wir erinnern uns, daß der greise Reichsrath Joseph v. Maffei, einer der gediegensten und vornehmsten Industriellen des Königreichs, früherhin Abgeordneter der zweiten Kammer, damals Ringseis's Rede nicht mehr von Tisch und Tasche ließ, um Jedem, der auf Zeitungsbericht hin wider sie eiferte, zur besten Widerlegung alsbald sie zum Lesen zu geben, ja daß er dem Einen oder Andren dieser voreiligen Urtheiler sie von A bis Z, Text und Anmerkungen selber vorgelesen. Die Studentenverbindung Aenania überreichte dem Rektor einen schönen Pokal. In der Universitätspredigt und bei St. Michael wurden zu R.'s Gunsten, wenn auch ohne ausdrückliche Beziehung, jene vom „römischen Stuhl" aufgestellten vier Sätze erläutert, von welchen komischer Weise der „Meister vom Stuhl" in der Presse behauptet hatte, daß R. im Uebereifer in Widerspruch mit denselben und sohin mit Rom gerathen sei.[1])

[1]) „Mit welchem beschämenden Gefühl," so schloß der theilnehmende Kritiker, „wird Herr v. R. die Entscheidung des römischen Stuhles gelesen haben, durch welche das ganze Phantasiegebäude weg-

Selbst der sanfte, friedliebende Abt Haneberg bestieg zu außergewöhnlicher Zeit die Kanzel in St. Bonifaz, um in wunderbar schöner Predigt am Gedächtnißtag des heil. Chrysostomus vom Glauben zu sprechen, der diesen Heiligen beseelte und den siebzigjährigen Greis — auch Ringseis zählte ja sieben Jahrzehnte — stark gemacht, allen Schmähungen und Verfolgungen zu widerstehen, die er um eben dieses herrlichen Glaubens willen erduldete. Protestanten fuhren fort, sich auf das anerkennendste für ihn auszusprechen.[1]) König Ludwig versammelte bei einem Fest im Palast eines Prinzen, — wir glauben des jetzigen Prinzregenten, — einen großen Kreis um sich, um R. zu vertheidigen und zu preisen und begnadete ihn eigens mit einem Besuch. Halb ergötzlich, halb rührend schildert dies im kleinen Kreise wichtige Ereigniß ein Brief vom 31. Januar aus dem R.'schen Haus:

Gestern saßen wir bei Tisch, als sehr heftig geschellt wurde und unsere naseweise Jungfer Afra gegen die Köchin äußerte:

---

geblasen wird, in welchem er sich so sicher gefühlt... Wir trauen seiner Ehrlichkeit und seiner Glaubenstreue zu, daß er nunmehr sich der von ihm verehrten Autorität unterwerfe und seinen Irrthum bekenne und bereue." Wie rührend!

1) So schreibt z. B. ein norddeutscher Universitäts-Professor an Schubert: „Die Rede von Ringseis ist ganz vortrefflich. Die unverblümte Derbheit, andrerseits die milde herzliche Sprache, endlich das Zurücktreten des specifisch Katholischen hinter dem allgemein Christlichen wird der Rede bei allen Wohlgesinnten Anerkennung verschaffen..." (Drei Tage später): „Ich habe indessen die Rede von R. wiederholt gelesen und bin ganz entzückt davon. Ich weiß in neuerer Zeit nichts Aehnliches. Daß er zuletzt von Katholiken spricht, finde ich ganz in der Ordnung, nachdem er vorher ausdrücklich allen Confessionen gerecht geworden... Die Rede ... ist ein Meisterstück, weil sie die Gegner hors de combat setzt, denn sie dürfen den Prämissen nicht widersprechen." — Schubert fügt der Mittheilung bei, dies sei das Urtheil, das in ganz Norddeutschland alle gute und geistigtüchtige Männer fällen.

„Dem pressirt 's schon recht; soll nur etwas warten." Bald darauf aber stürzt sie brennend roth in's Zimmer und ruft: „Kommen Sie nur schnell, gnädiger Herr, der König Ludwig ist vorn." Und da wiederholte der königliche Besuch dreimal dem Vater seine vollkommenste Uebereinstimmung mit der Rede und seinem Benehmen. Ich glaube behaupten zu können, daß alle Vorkommnisse bis jetzt ihn nicht so angegriffen haben, als der Besuch und die Worte des Königs. Er war tief bewegt und betheuerte dem König, daß, was ihm auch bisher begegnet sei, diese Versicherung aus seinem Mund im eigenen Haus alles auslösche und gut mache.

In einem Briefe R.'s an Overbeck lauten des Königs Worte:

„Ich komme, um Ihnen meine Zustimmung zu Ihrer Rede auszusprechen, aber meine vollkommene Zustimmung, hören Sie, meine vollkommene."

Aber nicht König Ludwig regierte, sondern König Max. Ringseis wußte, daß die Gegner dessen Ohr besaßen, und bei Gelegenheit des Studentenballes hatte Se. Majestät zum mindesten eine Kundgebung zu Gunsten des Rektors auffallend vermieden, wo nicht zu dessen Ungunsten gemacht; (er war erst nach der Polonaise erschienen, zu welcher er nach altem Brauch hätte die Gattin des Rektors auffordern müssen.) Aber seit 1848 hatte Ringseis jedes Jahr seiner amtlichen Thätigkeit als ein geschenktes betrachtet, und wenn nun das Ende kam — in Gottes Namen!

Indessen scheinen auch solche Stimmen an des Königs Ohr gelangt zu sein, welche über R., seine Rede und seine ganze Gesinnung das Richtige sprachen, denn am 6. März empfing Se. Majestät den Rektor zur Ueberreichung der dritten, gleich der zweiten mit eigenem Vorwort versehenen Auflage der vielangefochtenen Rede wieder auf das allerhuldvollste. So war die Sache schließlich im Sand verlaufen, und als Ringseis sechs Jahre später sein fünfzig-

jähriges Doktor-Jubiläum feierte, fiel dem nämlichen Minister, der ihm die wunderliche Rüge ertheilt hatte, die Aufgabe zu, ihm das Comthurkreuz des Civilverdienstordens zu überbringen.

Die hist.-pol. Blätter sagten (Bd. 38, S. 748 f.):

Wie ein Charakter in solcher Umgebung wirken muß, das hat die Rektoratsrede des Geheimrathes Dr. v. Ringseis im Dez. vor. J. zur Evidenz nachgewiesen. In nichts Andrem als diesem Erweis lag die eigentliche Bedeutung des Entrüstungssturmes, welcher über den verehrten Greis losbrach. Nicht die etwas offensiven Noten zu der Rede waren es, welche den Sturm hervorriefen: denn er brauste schon an den Thüren der Aula und ehe die Noten noch gedruckt waren. Jedermann weiß, daß Hr. v. Ringseis ein treuer und unerschrockener Katholik voll demüthigster Hingebung, ein altbayerischer Patriot voll reinster Begeisterung ist; aber er hätte das als Rector magnificus nicht zu erkennen geben sollen; daß er es that, ward als eine Beleidigung für die — Universität und noch höher hinauf dargestellt. Hr. v. R. hat in keinem Moment seines langen segensreichen Lebens seine wahre Gesinnung nicht ausgesprochen; er hat sie auch damals, vor mehr als 50 Jahren nicht verhehlt, als ein Vivat auf die deutsche Freiheit und gegen den gewaltigen französischen Zwingherrn mit augenscheinlichster Lebensgefahr verbunden war; und jetzt hätte der katholische Rektor der katholischen Universität vor (N. N.) ꝛc. sich geniren und den Mantel nach dem Wind hängen sollen? Und weil er es nicht that, beantragte (X. Y.) bei kompetenter Stelle sogar seine — Absetzung![1]) Allerdings hatte Hr. v. R. statt mit bedecktem Schild aufzutreten, sogar über „den unzertrennlichen Zusammenhang der Autorität in Kirche und Staat mit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft“ zu sprechen gewagt. Kurz gesagt: Er wagte nicht nur, selber seinen Charakter nicht zu verläugnen, sondern auch Anderen Charakter zuzumuthen. Das war allerdings zu arg; nicht zwar für die „Protestanten“, bei welchen die Rede

[1]) „Wollt ihr euch noch verhaßter machen?“ soll bei diesem Antrag ein den Neuen im Uebrigen zugethaner Ministerialrath erwidert haben.

vielmehr im Inlande wie im Auslande nicht weniger Dank fand als bei den Katholiken, wohl aber bei der „Plejade“ und ihren Verwandten. Auch blieb der amtliche Verweis nicht aus für den „mannhaften mittelalterlichen Ritter“, wie die Gegner höhnten... Sollte es sich aber treffen, daß man zu einer näheren oder entfernteren Zeit wieder einmal der verworfenen Güter der Autorität, des Vertrauens, des Charakters bedürfte — dann dürften die „mannhaften mittelalterlichen Ritter“ schwieriger zu finden sein, als sie es 1848 noch waren.

Zum Stiftungsfest der Universität hatte der Rektor abermals eine Rede zu halten. Die Ueberfüllung des Saales gab noch Zeugniß von der vorhergegangenen Aufregung. Und da außer der Rede viel Amtliches vorzutragen war, pries es Friederike als ein Glück, daß R., so sehr zu Ohnmachten geneigt, ohne solche die furchtbare Hitze des vollen Saales überstanden habe, von welcher ein Zuhörer ihr tragikomische Schilderung gemacht. Daß Minister, darunter H. v. Zwehl, und Reichsräthe, durch eine wichtige Reichsraths-Sitzung ferngehalten, sich eigenhändig entschuldigten, war immerhin ein Zeichen der Zeit. Die Rede gefiel und Friederike dankte Gott, daß damit hoffentlich ihres Ringseis Rektoratsjahr glücklich geschlossen sei.

Das übliche Festmahl anlangend, mochte Friederike in Erinnerung an das vorige Jahr wohl summen: „Es kann ja nicht immer so bleiben — hier unter dem wechselnden Mond.“ Sieh S. 59. Anfangs wurde berathschlagt, ob man eins anordnen solle oder nicht, die Stimmenmehrheit entschied für Ja. Die Coterie der Gegner unterschrieb nicht, mit Ausnahme eines Einzigen, der als Mitglied eines Preis- und Schiedsgerichtes über einlaufende Gedichte nicht wohl fernbleiben konnte.[1]) Friederike meldet:

Es kamen daher nur 27 Personen, die Alle zusammen in Stellwagen hinaus (nach der Menterschwaig) und herein

[1]) Ueber obige Preisaufgabe sieh beim J. 1857.

fuhren. War die Zahl nicht groß, so war's dafür die Einigkeit und Fröhlichkeit; Ringseis brachte den Pflicht-Toast aus, Lasaulx den auf die Universität, Stadlbaur auf den Rektor! — Und siehe da! Hr. v. Stadlbaur brachte ihn auf so ehrende, schöne, ja glänzend alle Eigenschaften Ringseis hervorhebende Weise aus, — daß es Allen schien, er wolle darin gut machen, was er im Verlauf der letzten Zeit im Bund mit dem Herrn Minister gegen ihn verschuldet habe. — Daß die Zeitungen gewisser Farbe das alles kurz oder gar nicht berühren, versteht sich. — Recht befriedigt kehrten Alle vom Fest zurück. Gottlob!!! —

Zur Erläuterung des Obigen diene, daß Stadlbaur, der in seinem Fach ausgezeichnete Professor der Theologie, welcher lang mit Ringseis befreundet gewesen, in jener Zeit eine für einen katholischen Priester bedenkliche Schwenkung in's Lager der Neuen gemacht hatte. Eine gewisse Säure des Gemüths oder der Stimmung hatte er, so lang wir uns seiner erinnern, an den Tag gelegt, weßhalb Friederike, unbeschadet der gebührenden Hochachtung, über ihn geäußert hatte, er dürfte füglich Stadlsauer heißen. Wenige Tage, bevor jener Uebergang ruchbar geworden, hatte der Professor bei Ringseis in einem Gespräch über die Lage der Dinge geäußert, er halte es mit ich weiß nicht welchem Spruch des Thomas a Kempis über die Nichtigkeit alles Irdischen und die Ruhe in Gott. Wir glauben hiebei nicht an Heuchelei, — es mochte wohl seine Seele im Kampfe hin- und hergezerrt sein. —

„Viel Lärm um Nichts," dachten in Erinnerung an jene Tage zwei von R's. Töchtern, als sie im J. 1882 in einer großen Stadt der Schweiz an geselligem Abend mit einem dortigen protestantischen Stadt-Pfarrer bekannt gemacht wurden und dieser bei Anhörung des Namens sie lebhaft frug, ob sie verwandt seien mit jenem Ringseis, dessen herrliche Rede über die Nothwendigkeit der Au-

torität in der Wissenschaft seinerzeit ihm und seinem Kreise so große Freude bereitet habe. Das also war die Rede, die wegen „konfessioneller Aufhetzung“ so schwere Befehdung sich zugezogen. Freilich, um „Nichts“ war der Lärm eigentlich nicht gewesen, aber um etwas Anderes als man vorgegeben.

Als noch im Frühjahr 1856 in Ringseis' Haus das geistliche Schauspiel „Veronika“ zur Aufführung kam, der Professor der Physiologie Dr. Emil Harleß die männliche Hauptrolle dabei übernahm und unter den Zuschauern dessen Bruder, der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums zugleich mit dem päpstlichen Nuntius sich befand, da knüpfte ein Münchnerblatt an die Notiz hievon die weise Bemerkung, es erschiene hierin ein Streben nach Beilegung der Zerwürfnisse, welche R.'s unselige Rede herbeigeführt habe. Wenn überhaupt des Präsidenten Anwesenheit, genügend durch die Mitwirkung seines Bruders erklärt, etwas Demonstratives bedeuten sollte, — die Einladung war auf seinen ausdrücklichen Wunsch erfolgt — so konnte dieß nur sein Einverständniß mit R.'s Rede sein.

Schließlich hatte der erhobene Sturm doch eine Art Krisis herbeigeführt, wenn auch nicht in der Hauptsache, so doch im Benehmen gegen Ringseis. Nicht augenblicklich zwar glätteten sich die Wogen. Mit ihren höheren Angelegenheiten beschäftigt, fanden noch immer Einige der Neueren nur wenig Zeit, gewisse langweiligere Amts-Geschäfte mitzumachen. Als denn wieder einmal Ringseis und der alte Weißbrod die einzigen Fungirenden bei solcher Gelegenheit gewesen waren, ließ Ersterer bei der nächsten Zusammenkunft der Fakultät seinen gerechten Unmuth in den Worten aus: „Die Herren scheinen uns Aeltere für Heloten zu halten, gut genug, den lästigen Theil der Arbeit zu verrichten.“ Einer der Kollegen wollte heftig

auffahren, aber mit rühmenswerther Rechtschaffenheit wehrte v. Bischoff ab und sagte: „Nein, der Herr Geheimrath hat Recht; von nun an soll es anders werden!" Und es ward anders.

Und hatten auch die prinzipiellen Gegensätze zu große Wichtigkeit, als daß nicht die Flamme von Zeit zu Zeit hätte auflodern müssen, so sahen doch die Edleren unter den Berufenen ein, wie sehr sie R. verkannt hatten, wieviel besser es gewesen wäre, von Anfang an höflich, friedlich, freundlich zu verfahren. Mehr und mehr kam es, wenn auch nicht buchstäblich, zu dem was uns Franz v. Kobell gesagt: „Zuletzt haben sie Alle (?) den Ringseis lieb und vor ihm Respekt gehabt." Jenen, auf welche dies zutraf, gereichte es jedenfalls selber zur Ehre.

Auch Seine Majestät König Max zog von da an Ringseis, wenn auch nicht oft, so doch öfter als früher zu seinen „Symposien" oder in's Rauchstübel, (in welchem er freilich durch sein Nichtrauchen als nicht würdiger Gast erschien.) Immerhin mochte es sich auch jetzt noch wunderlich ausnehmen, wenn er mit seinem Kollegen v. Sybel und den Herren v. Dönniges und v. Kaulbach zusammentraf. Warum Letzterer nicht eben der geeignetste Gesellschafter für Ringseis gewesen, das wollen wir alsbald erläutern.

2. 1856: König Ludwig, Kaulbach und Ringseis. Frohnleichnam und die Universität. — Savigny's Besuch. — Reise über Linz, Prag und Dresden nach Berlin. — 1857: Pius IX. bei Overbeck vor Ringseis' Bild. — Stiftungsfestmahl, Preisgedichte. — Kirchberg, Salzburg und Tyrol. — Verkauf der mediz. Bibliothek; historischer Bericht. — Königliche Ehrenerklärung; ein Toast (1858). — Kurreise nach Aachen; R.'s Porträt auf dem Isarthor.

Von einem Ausgang heimkehrend, erzählte Ringseis den Seinigen: „Heut ist mir König Ludwig begegnet, der sagte mir: ‚Nicht wahr, Ringseis, — Kaulbach, abscheulich — nicht wie wir, nicht wie wir!‘ — Ich weiß nicht was er gemeint hat.“ Ein Freund gab Auskunft: An der neuen Pinakothek seien die Fresken der Außenwände enthüllt, und unter andren Karikaturen zeigten dieselben auch jene von Ringseis. Es sind dies die Fresken, über welche Jul. Schnorr v. Carolsfeld geäußert hat: „So und so viele Millionen hat König Ludwig es sich kosten lassen, eine Kunst-Aera zu schaffen und dann setzte er noch etliche und dreißigtausend Gulden darauf, damit dieselbe verhöhnt werde.“ Wie es Kaulbach gelungen, bei Vorlegung der Entwürfe den König so zu gewinnen, daß derselbe den Schalk nicht gemerkt oder ihn harmlos gefunden, bleibt ein Räthsel, mit dessen äußerer Bedeutung allerdings Zeit und Witterung schnell aufgeräumt haben. — Sei dem wie ihm wolle, Familie Ringseis setzte sich eines schönen Tages in Bewegung nach der neuen Pinakothek und sah auf demjenigen Bilde, welches die Huldigung der Zeitgenossen für den König darstellen sollte, denselben umgeben von Männern, deren Einige in die Aera seines Nachfolgers gehörten oder sonstige Bedenken gegen ihr Hierstehn erregten. Im Hintergrund ragte aus der Volks-

menge, den Hut auf dem Kopf (!), ein in einem Buche lesendes Gespenst empor, das Ringseis vorstellen sollte. (Die Bleistiftzeichnung dazu von Kaulbachs Hand ist später der Familie durch einen Kunst- und Antiquitätenhändler zum Kauf angetragen worden; aus historischem Interesse hätte dieselbe vielleicht sie erwerben sollen, aber sie ist von so empörender Widerwärtigkeit, daß gar nicht daran gedacht wurde, auch nur um den Preis zu fragen.) Ringseis selber, als er die Freske beschaut hatte, lachte gleichmüthig und fand sich mit Overbeck, Heinrich Heß und Andren in zu guter Gesellschaft verhöhnt, als daß es ihm hätte zu Herzen gehen sollen. Aber seine Friederike nahm die Sache nicht so gelassen hin; es wurmte sie, daß der König solch eine monumentale Verunglimpfung seines „Muckerl" zugegeben hatte. „Zu hören muß S. Maj. es kriegen," das schwur sie; aber dem harthörigen Fürsten beizukommen ohne mitanhörende Zeugen, war schwer. Da geschah es im Mai 1856 eines Tages, daß sie, mit ihrer jüngsten Tochter gehend, den König an menschenleerer Stelle beim Obelisk begegnete. Nach Gewohnheit hielt er sie an, redete Dies und Jenes und frug, wie er schon öfter gethan, ob sie das Bild von Catel kenne, das er in seinem Wittelsbacherpalast verwahre, — dasselbe, wovon R. schon im neunten Kapitel unter Anspielung auf den hier erzählten Vorfall Erwähnung gethan.[1]) „Ja freilich kenn' ich es, E. Maj., erwiderte Friederike, „und freue mich, so oft ich es sehe; das ist was Andres, als die abscheuliche Karikatur, welche Kaulbach von Ringseis an die Wand gemalt hat."[2]) ‚Wieso? Wo? Wann?' frug S. Maj., mit

---

[1]) Bd. II. S. 88. Jetzt befindet dieses Bild selber sich in der neuen Pinakothek.

[2]) Und doch ist auch auf Catel's Bild Ringseis nicht geschmeichelt, sein in Wirklichkeit feiner Mund entschieden verfehlt.

den Augen blinzend. „Da draußen an der neuen Pinakothek.“ ‚Aber R. ist ja kein Künstler, wie gehört er dorthin?‘ „Als ein häßliches Gespenst steigt er auf im Hintergrund,“ — der gute König wand sich hin und her, dann sich zur Tochter kehrend: ‚Sie hätten Ihre Mutter in der Jugend sehen sollen, wie schön sie war!‘ „Und um den Thron Eurer Majestät,“ fuhr, ohne sich irre und kirre machen zu lassen, Friederike fort, „sind Männer versammelt, welche im J. 1848 dort nicht zu finden waren.“ ‚Und wie schön sie Komödie gespielt hat,‘ warf der hohe Herr versöhnungsdurstig dazwischen, aber — unerbittlich wie das Schicksal: „Es hat Ringseis“ (sollte heißen Friederike) „recht geschmerzt und uns Alle mit ihm.“ Mit huldvollem Kopfnicken wurden sie entlassen, und hochbefriedigt kehrte Friederike heim, der übrigen Familie das Erlebniß zu berichten. Der begleitenden Tochter aber that trotz dem Ergötzen an der originellen Szene das Herz doch weh, weil gerade zu jener Zeit, wie wir auf S. 76 f. gehört haben, der hohe Herr sich seines alten Dieners so treu und eifrig angenommen hatte. „Der König,“ heißt es in einem Brief, „fängt gewiß nicht so bald wieder an über Catel's Bild.“ Als bald darauf Graf Karl Seinsheim zu Besuch erschien und ihm die Sache lächelnd, aber auch unter Erwähnung jenes Bedauerns erzählt wurde, da meinte derselbe: „Das schadet nichts; der König wird es Ihnen auch nicht nachtragen, weil er fühlt, daß er Unrecht hat.“ Und sieh, bei der nächsten Straßenbegegnung fing in rührender Güte der König, als wäre nichts vorgefallen, wieder vom Catel'schen Bild zu sprechen an und Friederike beeilte sich, ihr Wohlgefallen daran so harmlos auszudrücken, als wäre niemals die Rede gewesen von einer Kaulbachischen Karikatur. Doch hatte S. Maj. die Sache sich gemerkt; denn wo in einem Saale

der Pinakothek bei den kleinen farbigen Entwürfen zu jenen Fresken auch die mit Nummern und Namen versehenen Umrißblätter für die Köpfe sich befinden, traf bald nachher ein Besuchender den Namen Ringseis verklebt; natürlich währte es nicht lang, so hatte ein andrer Besucher das verklebende Blättchen wieder abgerissen.

Um jene Zeit finden wir im Münchner Volksboten bereits eine Klage über die abnehmende Betheiligung der Universität an der Frohnleichnams-Prozession, (und doch waren in jenem Jahre noch neunzehn Professoren mitgegangen.) Ringseis, der ehedem vorzugsweise in der Toga den Zug begleitet hatte, erschien später in tiefer Verstimmung über die Gestalt und Richtung, welche die Hochschule angenommen, nur mehr in Uniform, unter den Räthen des Ministeriums.

In Begleitung von Mr. Guenou, dem französischen Verehrer, Anhänger und Uebersetzer des berühmten Rechtsgelehrten, kamen im Frühjahr 1856 Savigny und seine Gemahlin nach München. „Der Vater war selig," schreibt eine von R.'s Töchtern; „denn seine so treue Freundschaft ist eben so warm erwidert."

Nachdem im Herbst einer der schönsten Punkte bei Linz Ringseis und die Seinigen gastfreundlich bei werthen Verwandten aufgenommen hatte, traten sie von dort eine Reise an nach Prag, Dresden und Berlin. In Prag zu Tisch geladen bei dem „General-Großmeister des ritterlichen Ordens der Kreuzherren" vernahm R. Manches aus der Revolutionszeit von 1848. Auch dort hatte die „Lausbubokratie", wie Lasaulx die Herrschaft der Unmündigen zuerst genannt hat, ihr Unwesen getrieben,

und während bereits die kaiserlichen Truppen das jenseitige Ufer (die s. g. Kleinseite) besetzt hielten, machten diesseits die Studenten sich breit und hatten unter Andrem das Kreuzherrenstift für sich in Beschlag genommen. Einer schoß fortwährend aus des General-Großmeisters Zimmer, einem schönen Ecksaal, über die Moldau hin. Der Großmeister stellte ihm vor, das mit schweren Kosten neuhergestellte Stift komme hiedurch in Gefahr, zweck- und nutzlos zusammengeschossen zu werden. „Sehen Sie diese Brückenthürme?" erwiderte der Bursche, mit spartanischer Ruhe auf die berühmten gothischen Bauwerke deutend: „Ganz andre Gebäude als das Stift. Nun, die müssen es sich gefallen lassen, zusammengeschossen zu werden. In solcher Zeit geht es nicht anders." Einen zweiten, der auch nicht wußte, wie er genug Pulver und Blei verpuffen sollte, frug der Großmeister, wie er denn immer über die Moldau schießen möge, er könne ja doch nichts treffen. „Viere sind schon gefallen," erwiderte der Held, „und gerade fällt der fünfte um." Keine Katze hatte er getroffen, meinte der General-Großmeister. — Als Kaiser Ferdinand, nach seiner Abdankung nach Prag gekommen, den Großmeister in Einzelaudienz empfing, frug er ihn herzlich: „Habn S' unsern jungen Herrn schon g'sehn?" Welch liebenswürdige Güte liegt in diesem „unser"! —

Wie in Prag der ehemalige Münchner Kollege Prof. Constantin Höfler und seine Gemahlin, so wurden in Dresden die alten Freunde Schnorr v. Carolsfeld begrüßt, welche die Reisenden mit Ernst Rietschel, dem Bildhauer bekannt machten. In Berlin langte Ringseis unwohl an, und da in der kirchenarmen Stadt keine Thurmuhr mit ihrem Schlag ihm die schlaflose Nacht belebte, gerieth er in fieberhafte Aufregung. Doch ward ein ernstliches Erkranken abgewendet. Cornelius, in Rom

verweilend, war nur in seinen herrlichen Cartons für das projektirte Camposanto zugegen. Aber seine Schwester und ihr Gatte Brüggemann, desgleichen Immanuel Bekker der Philolog, welcher mit R. schon die Elbefahrt getheilt hatte, luden die Reisenden gesellig ein. Freifrau v. Arnim, körperlich geschwächt durch eine bedenkliche Krankheit, die sie überstanden, empfing den Freund mit rührender Freude und bat ihn und die Seinigen zu einem schönen Abend, wo ein kleiner interessanter Kreis sich bald im Gespräch, bald am Geigenspiele Joachims erlabte. Die alte Dame saß während des Letzteren neben ihrem Modell zu einem Göthe-Monument, selber wie ein geistvolles Bild zu sehen. Varnhagen van Ense war (zusammt seiner Nichte Ludmilla Assing, späteren zweifelhaften Ruhmes) mit unter den Gästen, und da vom Tischrücken gesprochen ward, sagte er zu Ringseis' nicht geringer Verwunderung: „Für uns Katholiken ist die Sache durch den Ausspruch der Kirche bereinigt.“ Ob dies ein Anfall von Kirchlichkeit zu Ehren Ringseis' war, oder ob Varnhagen an ernstlicheren Anwandlungen seiner Confession gelitten hat, wissen wir nicht.

Mit Frau v. Arnim war die Rede von den Fresken im Giebelfelde des Museums, deren Gedanken, eine Genesis des Lichtes darzustellen, sie mit angeregt hatte. Ringseis, nicht befriedigt durch die bloß mythologische Auffassung, meinte, er vermisse die Beziehung auf Den, Welcher von Sich Selber ausgesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt.“ Frau v. Arnim nahm es schweigend hin. Dagegen meinte sie, R. sei „ein garstiger alter Mensch“, weil er die Homöopathie nicht würdige. „Seht ihr, wie ich euren Vater bürste?“ fügte sie, zu seinen Töchtern sich wendend, hinzu. Er setzte ihr seine Ansicht über Homöopathie auseinander, was ihre Unzufriedenheit zum Theil beschwichtigte.

Auf Erden haben die Beiden sich dann nicht mehr gesehen. Möge das Licht der Welt sich Bettinen noch im Tod erlösend bezeigt haben! Mögen Beide es in der Seligkeit genießen!

Von einem Besuch, welchen Pius IX. am 16. Febr. 1857 Friedrich Overbeck in Rom abgestattet, berichtete ein Artikel der Augsb. Allg. Ztg. unter Andrem: „Mit besondrem Interesse stand Se. Heiligkeit vor einem — wenn ich nicht irre — photographirten Porträt. „„Welche Biederkeit und Energie spricht aus diesem Kopf! Wer ist es, lieber Overbeck?““ „„Ew. Heiligkeit! einer der Besten in Deutschland, Dr. Ringseis in München.““ — Der Aufsatz, von dem bekannten, an der Anima lebenden Tyroler Priester und Professor Flier herrührend, ging auch in die Spalten der Augsb. Postzeitung über, „umsomehr," sagt sie, „als er, wenn auch zufällig, die ächte Würdigung für den Mann ausspricht, der uns katholischen Bayern längst als unser Stolz und unsere Zierde gilt."

Um zum Stiftungsfestmahl der Universität nach der beliebten Menterschwaig zu fahren, lud Lasaulx der Rektor — vielleicht nicht ohne Demonstration — Ringseis und Bayer als die zwei ältesten Senatoren zu sich in den Wagen ein; von der Heimkehr heißt es in einem Familienbrief:

Wir standen schon erwartungsvoll an der Stiege, wissend, daß auch Liebig, Bluntschli und Andere Theil genommen. „Nun?" „„Alles gut, kein einziger Mißton."" Lasaulx, der Tags zuvor eine sehr schöne Rede gehalten bei der Universitäts-Feierlichkeit, brachte einen gelungenen Toast auf König und Königin; der Vater auf die Universität, glorreich in ihrem Aufgang, glorreich in ihrem Fortgang und glorreich in allen ihren Epochen und auf ihren derzeitigen Rektor, preiswürdig

durch Freimuth, Ueberzeugungs-Treue, vorleuchtende Wissenschaft rc. . . . In der Begeisterung des Festes dutzte Kobell den Vater. . . . . Prof. Jolly schlug eine Geldstrafe vor für die Junggesellen an der Universität, die bis zur nächsten Feier noch nicht geheirathet hätten; das galt eigentlich seinem Tischnachbarn Schafhäutl. Der Vater bat um Ausnahme für unsere katholischen Theologen; er hoffe, daß diese in Anerkennung solcher Ausnahme großmüthig das Doppelte zahlen werden. —

In einem früheren Jahr, wahrscheinlich 1855, war ein Preis ausgesetzt worden für denjenigen Festtheilnehmer, welcher das nächstemal das gelungenste Gedicht auf das beim J. 1846 von uns besprochene goldne Segelschiff der Universität liefern würde; 1856 war die Aufgabe nochmal gestellt worden und nachdem nun 1857 Kobell den Preis errungen hatte, rückte Ringseis mit nachstehenden Versen hervor:

1. Gegrüßt bei Wohlgemuthen,
 Du Schifflein Wunderhold!
 Du spielst nicht auf den Fluthen,
 Du trägst sie selbst, die guten,
 Im klaren Schooß von Gold.

2. Dir wohnt wohl auf dem Grunde
 Die allerschönste Fee
 Und beut uns gute Stunde;
 Uns Allen ward ja Kunde
 Von solchem Wundersee.

3. Gleich hellen Aeuglein blinken
 Die Wellen unterm Mast;
 Gelehrte Herren, sie winken,
 Wir sollen trinken, trinken
 Den köstlichen Ballast.

4. Tief bis zur Grund-Erscheinung,
 Tief bis zum Wunderland
 Der fröhlichen Vereinung;
 War das nicht deine Meinung,
 Erzherzog Ferdinand?

„Ach, das ist gar nicht von Ihnen," lachte Kobell — also noch vor dem Dutzen — „ich cedire den Preis." Selbstverständlich gehörte das Gedichtchen nicht in die Konkurrenz; seinen Zweck, zur Heiterkeit beizutragen, hatte es erfüllt, aber die Ehre, es mit den übrigen dem Druck zu übergeben, ließ Lasaulx ihm widerfahren. „Das muß noch eigens mit Champagner gefeiert werden," beschloß er, als er bei R.'s Familie den Verlauf des kleinen Intermezzo's erzählte, wobei er nicht unterließ, in gutmüthigem Scherz R.'s Modulation in der Frage der zwei letzten Zeilen nachzuahmen; — das nämlich kann bei aller Pietät die Schreiberin nicht läugnen, mustergiltig waren Ringseis' Tonfälle im Vortrage von Versen nicht.

Im Herbst 1857 verbrachte Ringseis mehrere Wochen in Kirchberg bei Reichenhall. Ein Tag und Nacht ihn quälender Rheumatismus im linken Arm widerstund zwar hartnäckig allen Angriffen mit Soole, Moor und magnetisirendem Streichen; aber liebe Gesellschaft, die herrliche Natur und seine Geduld wurden immer wieder der Trübsal Meister, daß er die bösen Stunden sanftmüthig ertrug und in den erträglichen bei Klein und Groß „nichts als Eroberungen" machte, — wie eine Begleitende zu melden weiß. „Ihr Bayern macht es einem schwer, von euch fortzugehen," meinte eine schlesische Dame, deren Töchterchen er noch am letzten Abende in der, Bd. I. S. 302 geschilderten Weise durch magnetische Kraft von Zahnweh befreit hatte. Nur darin zeigte sich eine Art Ungeduld, daß er, „der in der ärztlichen Behandlung Andrer — dringende Fälle vorbehalten — immer zuerst die milderen Mittel versuchte und befürwortete, am eigenen Leib so energisch zugriff, daß er gezwungen war, wieder auszusetzen. — In fast übermüthiger Laune zählt er, um

seine Friederike mit der ältesten Tochter nachzulocken, die Vorzüge des Ortes auf, die Gesellschaft, die ihrer harrt, den erstaunlichen Appetit schon beim Frühstück . . .

Unzählige schöne, nahe, schattige, ebene Spaziergänge fallen uns fast zum Fenster herein, man braucht kaum einen Schritt außer Haus zu machen. Kennt ihr Schneizelreuth, Oelbergkapellenberg, St. Pongratz, Kugelbauer, Kübelbauer, Molkenbauer? Reizt Euch das alles nicht, Herzen von Stein? Wollt ihr in Verzweiflung bringen Euren

getreuen Gemahl und Vater!?

Aber die Herzen von Stein ließen sich nicht bewegen und als er gegen Schluß seines Aufenthals auf einige Tage nach Salzburg ging, schrieb eine Tochter an die Mutter:

„Der Vater sagt alle Augenblicke: ‚Aber daß das Riekerl Hartmann nicht mit ist.‘“ (Unter diesem Namen hatte man sie einst in Salzburg gekannt.)

Bei einem Ausflug in's Oestreichische sahen die Reisenden unter den Exvoto-Gegenständen der Wallfahrtskirche von Maria Plain ein mit rührender Inschrift versehenes Kreuz, das Jemand „für Kaiser und Heer“ von Mailand bis Schwatz geschleppt hatte. Mit Bewunderung hörte R. den berühmten P. Peter Singer bei den Franziskanern in Salzburg sein merkwürdiges Orchester-Instrument spielen. Dann aber ging's in fröhlicher Fahrt im offenen Wägelchen zur wunderbaren Unkener-Klamm und weiter nach Dorf Brixen, von wo R. zu Pferd — als der erste Hohesalve-Reiter, wie man ihm sagte, — diesen Berg hinaufritt, um oben das herrliche Panorama im Sonnenaufgang zu sehen, und im köstlichen Innthal über Jenbach, Achen- und Tegernsee der Heimath zu.

Schon um die Zeit seines Umzuges hatte Ringseis Schritte gethan, seine medizinische Bibliothek mit Ausnahme der neueren Literatur zu verkaufen. Ruland, der treffliche Bibliothekar der Universität Würzburg, Vielen bekannt durch sein hervorragend mannhaftes Auftreten als Landtagsabgeordneter, hatte damals an einen Mittelsmann geschrieben, er habe den Katalog der Sammlung genau geprüft, —

„und gefunden, daß ihr Hauptwerth in den oft seltenen Suiten ganz ausgesuchter Piecen besteht, welche zusammen für die Geschichte dieser Wissenschaft und ihrer Ausbildung in einzelnen Doctrinen von ungemeinem Werthe sind. Vereinzelt wird ein großer Theil dieser Bücher in unsrer mikroscopischen und mikrologischen Zeit kaum einen Käufer finden, ähnlich einer kostbaren Statue, die, ganz, ein Werk allgemeiner Bewunderung, — in Splitter zerschlagen, werthlos ist."

Damals war Ringseis' Bemühung fruchtlos geblieben; nun aber, 1857, erging an ihn, durch Prof. Lindwurm vermittelt, eine Anfrage der katholischen Universität Dublin und der Handel kam zu Stand, wenn auch in Betracht dessen, was R. gab, nicht glänzend für ihn, dennoch ihn befriedigend durch die Natur der kaufenden Anstalt. Auf Wunsch der Vorstände ward eine Porträtbüste in Gyps mitgeschickt, welche Konrad Eberhard vor Alters von Ringseis gefertigt hatte. Ein andrer Abguß derselben Arbeit blieb im Besitz der Familie.

Aus Anlaß jenes Verkaufs mag die Angabe, woher die Hauptmassen von R.'s gesammter Bibliothek stammten, hier ihre Stelle finden. Zum Grundstock seiner Preise, Schul- und Handbücher hinzu erwarb der junge Arzt in Vohenstrauß aus dem aufgehobenen Franziskanerkloster von Pfreimt einen Leiterwagen voll theologischer und historischer Werke, darunter zwei lateinische Inkunabeln der hl. Schrift in Großfolio, welche er später einem

französischen Missionär in Nordamerika schenkte; dieser meinte, das seien vermuthlich die ältesten Druckwerke, die der neue Welttheil besitze.

Innerhalb der ersten sechs Jahre seiner Münchener Praxis erwarb er käuflich 1. den daselbst zurückgelassenen Theil der Bibliothek Häffelin's (des mehrerwähnten Gesandten, dann Cardinal): Lateinische Klassiker, historische Werke und Broschüren, (besonders über den Emserkongreß,) 2. die medizinischen Bibliotheken der Doktoren Hofer (Leibarzt des Fürstprobstes v. Ellwangen,) Barisani (fürsterzb. salzburg. Leibarzt,) v. Hartenkeil (Herausg. d. med. chir. Ztg. in Salzburg,) Chr. Brentano, Prof. A. Röschlaub — letztere nur theilweise; 3. nach dem Hinscheiden seines Freundes Oberschulrath Hofmann (s. Bd. II, S. 105 und 189 f.) dessen Sammlung, vorzüglich historische und schöne Literatur.

Durch den Historiker Rektor Seb. Mutzl aufmerksam gemacht, brachte er dann im J. 1841 in Teisendorf um den beispiellosen Preis von 100 fl. eine mehr als 2000 Bände haltende Sammlung an sich, zwar vorzugsweise Juristen, davon er nur die hervorragendsten behielt, aber auch eine ansehnliche Zahl von Historikern.

Unzählige Einzelkäufe bei Antiquaren u. s. w. verstehen sich von selbst. Von den erworbenen Sammlungen suchte er das ihm Taugliche in den schöneren Ausgaben aus, vertauschte, verschenkte, versteigerte das Uebrige, — wenn Raum- und Zeitmangel zur Eile drängten, auch mit tüchtigem Verlust.

In der um die vierziger Jahre zehntausend Bände fassenden Sammlung wußte er so gut Bescheid, daß er sich anheischig machte, jedes Buch im Finstern zu finden.

Kenner, z. B. der humanistischen Literatur der Renaissance-Periode versicherten uns entzückt, die Sammlung sei reich an den schönsten Ausgaben.

Wie die Bibliothek allmählig zusammengekommen, so ist sie allmählig auseinandergeronnen, nur mit dem Unterschiede, daß Jenes mit, und dieses ohne Sachkenntniß geschah. Wäre eine katholische Universität in Deutschland herzustellen gewesen, — was Ringseis aber bei den heutigen Anforderungen an eine Hochschule als unerschwinglich für Privatunternehmung erachtete, so würde er den nichtmediziniſchen Theil seiner Bibliothek ihr gerne vermacht haben. Da dieses nicht der Fall war, zersplitterte sich nach seinem Tode die Sammlung nach und nach. Der Erlös dessen, was verkauft worden, war so gering, daß die Hinterbliebenen nur dasjenige nicht reut, was sie an solche Empfänger verschenkt haben, die es zu würdigen wußten. —

Da der im J. 1857 vergeblich bekämpfte Rheumatismus auch 1858 noch währte, zog R. im Frühling dieses Jahres in's Bad nach Aachen; Friederike und eine Tochter begleiteten ihn. Unterwegs erquickte er sich im Besuch des neu ausgemalten Speyrer-, des wunderbar schönen, dichterisch und malerisch anregenden Wormser-, wie des ihm schon bekannten Mainzer-Doms, begrüßte in Bonn werthe Freunde und trat in Aachen in einen Kreis trefflicher und thätiger Menschen, welche wetteiferten, ihm die Denkwürdigkeiten der alten Kaiserstadt zu zeigen, sowohl die historischen und künstlerischen, als die sehr wichtigen charitativen der Neuzeit. Aus einer frommen Schaar junger Mädchen, welche schon in der Welt lebend dem Dienste des Nächsten sich gewidmet hatten, waren allmählig Nonnen, Gründerinen und Oberinen von Klöstern, darunter eines neuen Ordens vom Kindchen Jesus hervorgegangen. Es waren diese Frauen sehr edle, ansprechende, zum Theil schöne Erscheinungen, ihre Anstalten vortreff-

lich, ihr Wirken hochgerühmt. Wer davon Kenntniß gehabt, der wünscht sich nicht die Verantwortung jener Kulturkämpfer zu theilen, welche die Zerstörung solcher Pflanz- und Hegestätten wahrer Kultur für das arme Volk, solch heiliger Dämme gegen Sozialismus und Anarchie verschuldet haben.

Nachdem der Dom mit seinen historischen Reich- und Heiligthümern besucht worden, schreibt Friederike einer Tochter: „Vater schwärmt Tag und Nacht von Karl dem Großen und zieht Parallelen zwischen ihm und dem ihn nachäffenden Napoleon I.“ Und da ein 73jähriges Männchen in Erinnerung seiner Feldzüge und in politischer Harmlosigkeit die verpönte St. Helena-Medaille angenommen hatte, scherzt sie: Mr. Antoine „zeigte sein ‚Dada‘, — der alte Thaddel,[1]) wie dein jugendlicher Vater ihn nennt.“ Ein andermal berichtet sie, wie sie und die begleitende Tochter durch Badgebrauch, Hitze und die Anstrengung eines gestern gemachten Ausfluges marode seien, mehr lägen als säßen, nicht ausgehen und fast nichts essen möchten, „unsrem Springinsfeld“ hingegen all das nichts anhabe. Allseitig verschont von Beschwerden des Alters war er darum freilich nicht.

Nach fünfwöchentlichem Badgebrauch mit unvollständigem Erfolg nahm Ringseis auf dem Rückweg mit großer Befriedigung die St. Apollinariskirche bei Remagen mit ihren schönen Fresken in Augenschein; in Stuttgart traf er an einem traulichen Abend bei der Wittwe von Sulpiz Boisseree den Historienmaler Neher, welcher einst auf dem großen Freskobild am Isarthor Ringseis' Kopf unter den, dem Kaiser Ludwig dem Bayern entgegenziehenden Münchener Rathsherren verwendet hatte. (Seit der

---

[1]) In Bayern übliche Bezeichnung für einen Kindischgewordenen.

Restauration des Bildes ist die Porträt-Aehnlichkeit verschwunden.) —

3. 1858 und 1859: Kunstausstellung. Kriegsaussichten. Jubiläum der Akad. d. W.; Festvorstellung bei Ringseis. „Ueber verschiedene Gerüchte in Bayern.“ Krieg in Italien.

Als im J. 1858 Dr. Adam Seufert, nach München kommend, Dr. Amann nach des gemeinsamen alten Lehrers Befinden frug, — „Geh nur in den Glaspalast,“ lautete die Antwort, „da triffst Du ihn Vor- wie Nachmittags.“ Es war die große historisch-deutsche Kunstausstellung, welche die Entwicklung unsrer Kunst seit nicht ganz einem Jahrhundert darlegte, und in welcher sich Ringseis mit unbeschreiblichem Genuß erging. Hatte er doch einen Theil dieser Entwicklung in nächster Nähe mit durchgelebt!

Im Herbst des Jahres kehrte in Schlehdorf eine fröhliche Gesellschaft, darunter Ringseis, von einem Ausflug in abendlichem Schweigen heim, als sich ein Stern bemerklich machte durch öfteres Aufflammen wie wenn er Feuer spiee. Es war der erste der beiden großen Kometen, wovon der zweite das Jahr darauf erschien. Noch glich er einem Rüthlein, bald durchkreuzte er als feurige Ruthe den halben Himmel.[1]) Am Gründonnerstag 1859 erschreckte die aus der Abendandacht Heimkehrenden eine ungeheure Röthe, wie wenn eine ganze Stadt, etwa Freising, in Flammen stünde. Bald genügte auch diese Annahme nicht und man kam zur Ueberzeugung, daß man es mit

[1]) „Nun, Regine, was sagen Sie zu diesem Stern?“ wurde, da der Komet noch in seiner Kindheit schien, ein westfälisches Kammerjüngferchen in Bayern gefragt. „Ach,“ erwiderte sie abschätzig, „bei uns in Emmerich haben wir zwei solche.“ Als er sich ausgewachsen hatte, frug man, ob die zwei in Emmerich auch so groß seien. „Das nicht.“

einem mächtigen Nordlicht zu thun habe, durch dessen bald hellere, bald dunklere Röthen Blitze hindurchzuckten. Das Volk zog natürlich aus Komet und Nordlicht düstere Schlüsse, umsomehr als der politische Himmel voll drohender Wolken hing; in den Kreisen, wo für die aus dem Norden Berufenen die Bezeichnung „Nordlichter" gäng und gäbe war, bot dies Anlaß zu allerhand Witzen; denn daß in der herrschenden politischen Conjunktur ihre und der Bayern Sympathien weit auseinander gingen, das wußte man.

Napoleon III. hatte am 1. Jan. 1859 seinen berüchtigten Neujahrsgruß an den östreichischen Gesandten Freiherrn v. Hübner von Stapel gelassen, Europa wußte, daß er, im Bund mit dem Sardenkönig, den Krieg mit Oesterreich wollte. Aber es lag in Napoleons Interesse, dem Bedrohten die Kriegs-Erklärung zuzuschieben, nicht nur weil dies immer der großen Menge Sand in die Augen streut, sondern ganz besonders, weil es den Fürsten des deutschen Bundes, vor Allem Preußen den Vorwand geben konnte, dem Bruder die Bundeshülfe zu versagen; denn nur wenn dieser Bruder der Angegriffene war, nicht der Angreifer, war durch die Bundesakte die Hülfe zur Pflicht gemacht. Darum zögerte Oesterreich, dem listigen Gegner, wie es wohl die Taktik rathsam erscheinen ließ, mit der Kriegserklärung zuvorzukommen; es wollte sich erst der Absichten Preußens versichern, des an sich mächtigsten und als solcher auch die andren deutschen Staaten beeinflussenden Bundesbruders. In größter Spannung hing das Auge ganz Deutschlands an Berlin... Wäre der edle König Friedrich Wilhelm IV. noch in Kraft und Thätigkeit gewesen, so bestund kein Zweifel, was geschehen werde; aber dem an Gehirnschwund Dahinwelkenden waren bereits die Zügel der Regierung entsunken.

König Ludwig von Bayern, welcher in seiner Muße nichts weniger als gleichgültig den Vorgängen lauschte, sang im März in einem Gedicht: wie es früher nie gewesen, gebe jetzt sich der Sinn der Deutschen in einem Herzensbund vereint zu erkennen, — einzig

Das mit dem Lorber hoch bekränzte,
Das teutsch vor Allen sich gezeigt,
In dem Befreiungskampfe glänzte,
Nur dieß ist stille — Preußen schweigt.

Bald darauf aber ruft er:

Jubel hat das Herz ergriffen,
Teutschland ist nunmehr erwacht;
Seh's mit vollen Segeln schiffen
In die Helle aus der Nacht.

Endlich ist es Tag geworden,
Und des Lichtes Sonnenstrahl
Leucht' durch Süden wie durch Norden,
Und gerüstet steht's in Stahl.

Als ein Volk sich Alle fühlen u. s. w.

Und die nunmehrige großdeutsche Gesinnung der Bayern wahrnehmend, die so wenig dem egoistischen Partikularismus glich, wie er zu Napoleon's I. Zeiten wenigstens in den maßgebenden Kreisen Bayerns geherrscht hatte, rief der greise Fürst befriedigt aus:

„Ich hab vergebens nicht gelebt."

Preußen hatte also Miene gemacht, seine Hülfe zu leisten.

Am letzten März feierte die bayerische Akademie der Wissenschaften ihr hundertjähriges Bestehen. Zwar wurden in einer der Festreden, (jener des Klassensekretärs Marcus Müller, des Orientalisten, keines Neuberufenen,) wir nicht verschont mit jenen widrig bösartigen Ausfällen auf

Katholisch-kirchliches, welche, selbst wenn sie auf Wahrheit beruhten, bei solchem Anlaß, in München, an solcher Stätte vorzubringen eine Ungehörigkeit wäre, und Ringseis fühlte darüber große Empörung; im Uebrigen waren die Festlichkeiten recht schön und im geselligen Verkehre freute er sich manch werthen Besuches, worunter der Lütticher Vetter Spring nicht fehlte. Zu einem Festabend im eignen Haus am 9. April hatte Ringseis unter Andrem Rudolf Wagner aus Göttingen geladen; da er die Anhänglichkeit König Ludwigs an die nordische Hochschule kannte, machte er ihm Mittheilung und der hohe Herr beehrte die Gesellschaft mit seiner Anwesenheit. Hiebei geschah, was schon in Bd. I S. 83 vorausgreifend in Kürze erzählt worden, was wir aber nicht umhin können, rechten Ortes ausführlicher zu wiederholen. Als die Vorstellung der Gäste und die königliche Begrüßung geendet war, trat aus einer sich öffnenden Flügelthür der kleine Mönch aus dem Münchner Stadtwappen vor den König, welcher sogleich rief: „Ach das Münchnerkindl, unser Kindl," und nun brachte dasselbe mit jenem Glas, aus welchem Kronprinz Ludwig im J. 1809 Napoleon dem I. ein Pereat getrunken, dem „treuesten deutschen Herzen" ein Vivat aus.[1]) Das

[1]) Hier gestatte man uns einen kleinen Herzens-Erguß! Das Obige zeigt, daß R. kein engherziges Bedenken hegte wider maßvolle gesellig dramatische oder künstlerische Verwerthung — auch humoristische hat man in seinem Hause sich erlaubt — einer so sehr dazu auffordernden Gestalt wie das „Münchner Kindl". Die Art jedoch, wie es in neuerer Zeit bildlich, plastisch, dramatisch u. s. w. uns vorgeführt wird, ist manchmal so unwürdig, daß es R. tief in's Herz gegriffen hätte. Beispiele sind odios und für die in München Lebenden von Ueberfluß. Wenn, wie zu hoffen steht, jene Produkte von Auswärtigen herrühren, so sollten wir Münchner diese Auswärtigen es fühlen lassen, daß wir für das Wappen unsrer Stadt Pietät empfinden, — selbst wenn wir das Mönchsgewand, das für Manchen gerade den Kitzel zu solcher Unwürdigkeit bilden dürfte, nicht in hohen Ehren zu halten gedächten.

Glas ergreifend, rief der greise Fürst die erwähnten Worte: „Was ich damals gethan, das will ich heut wieder thun,“ — aber sich besinnend: „Nicht doch, ich bin um fünfzig Jahre älter geworden, ich will es lieber unterlassen, die Gesinnung hingegen ist die gleiche geblieben.“ Dann trank er schweigend. Nun erschien die bekannte Gestalt der Schwanthaler'schen Bavaria, erklärend:

Das Münchner-Männlein sprach ein gutes Wort,
Als ich's vernahm auf hohem Piedestale,
Kam in drei Schritten ich zu diesem Saale
Und wohl gefällt es mir an solchem Ort.

Den Löwen, der kurz vorher auf der Hochzeit einer Tochter Martius in humoristischer Weise mit ihr sich eingefunden hatte, —

Den Löwen hab' ich heut nicht mitgebracht;
Nach meiner Mutter, nach Germaniens Marken
Ließ ich hinspähn den grimmen, treuen, starken —
Sprungfertig steht der Alte und hält Wacht.

Er fuhr empor beim ersten Hahnenschrei, —
Nun wetterleuchtet seiner Augen Feuer;
Wähnt noch der Franzmann denn, daß nicht geheuer
Des Hahnen Schrei dem Ohr des Löwen sei?

Ich aber ließ die große Todtenschaar
Der Bayern dort in meiner Ruhmeshalle;
Zu Lebenden mit festlich frohem Schalle
Ruft diese Zeit und ihnen bring' ich's dar . . .

Denn heute gilt des Friedens köstlich Wort
Die Wissenschaft führt friedliche Geberde u. s. w.

Ja, gewetterleuchtet hatten die Augen des Löwen, das Volk brannte vor Begier, Oesterreich beizustehen wider die Revolution, wider den Sardenkönig, der sein legitimes

Wappenschild mit dem großen Unrecht gegen seine italienischen Mitfürsten und mit dem Frevel gegen den Papst befleckte, mehr noch vielleicht wider die gekrönte Lüge an der Seine, die napoleonische Fäulniß. Aber schon hatte den alten Löwen der preußische Adler mit Einer Klaue an der Mähne gefaßt. . .

Eine Tochter R's schildert uns bald darauf, daß der Vater eines Tages in unsäglicher Bekümmerniß nach Haus gekommen:

Die Hoffnungen, die man endlich auf Preußen setzen zu können glaubte, sind vernichtet. Preußen läßt den deutschen Bruder im Stich. Oesterreich hätte das Ultimatum an Sardinien nicht stellen sollen, sagt es. Oesterreich sollte sich also durch die Tücken des Pariser Ränkeschmieds so lang hinhalten lassen, bis dieser nach tausend gleißnerischen Friedensbetheurungen mit einem vollständig gerüsteten Heere den Krieg erklärt. Es soll sich ruhig hinschlachten laßen, weil ihm Preußen morgen hilft...

Alle kleinen Kummer des Lebens sind seit den letzten Tagen wie verschwunden. Der Eine Ruf: ‚Herr, erbarme dich unsres Vaterlandes‘ drängt alle andren Gebete zurück.“

Preußen hatte noch nicht entschieden abgesagt, aber es behielt sich vor, „das Wort zu sprechen,“ wann es Zeit sei für den Bund, in den Kampf mit einzutreten, und es stund zu fürchten, daß der drittmächtigste Staat, daß Bayern, wo an entscheidender Stelle so viele bedenkliche Einflüsse sich bewegten, jenem Wort auch im ungünstigen Fall ein offenes Ohr leihen werde, — nicht als Volk, aber als Staat.

Immer wieder hoffte man. Wir erinnern uns einer Abendgesellschaft bei Freunden; der einzige Sohn des Hauses, (gleich seinem Vater Protestant,) hatte erklärt, die Schande dürfe der Vater ihm nicht anthun, in solcher Zeit begeisterter Kriegserwartung vom Militär ihn loszukaufen. Belebt waren die Gesellschaften in jenem Hause stets, heut

aber herrschte eine Erregtheit und ein Lärm, als wären es die befehdeten Franzosen, welche hier versammelt säßen. Alte Leute, besonders solche aus der Rheinpfalz gedachten alles dessen, was sie und ihre Eltern „zur Franzosenzeit“ gelitten; mit Ausnahme eines alten Mütterchens, dessen beste Zeit sich im napoleonisch-bayrischen Glanz gesonnt hatte und das nun seinen alten Erinnerungen nicht zuletzt die Treue brechen wollte, war Alles einig. Einem jungen Bildhauer wurde gesagt, das seien böse Tage für die Kunst; wenn die Franzosen kämen, scherzte man, würden sie ihm seine Bildwerke zerschlagen; er erwiderte: „Wenn es losgeht, werfe ich meine Bildwerke selber auf die Franzosen; und wenn Preußen gegen Frankreich zieht,“ (er war preußischer Unterthan,) „so treten ich und viele meiner Kameraden mit ein.“ — „Alles, Alles,“ hieß es damals, „fühlt sich jetzt so deutsch, so stolz auf seine Nation. Wenn Deutschland einig ist, bedarf es keiner fremden Hülfe. Anno 15 haben die fremden Mächte uns nur Hemmschuhe angelegt; mit Gottes Hülfe können wir den Sieg über jeden Feind davontragen.“ Schier täglich setzte es Demonstrationen; wenn die östreichische Volkshymne mit Unterlegung eines deutschpatriotischen Textes im Oratorienvereinsconcert gesungen wurde, wenn auf der Parade oder in öffentlichen Lokalen der Radetzkymarsch ertönte oder das Lützow-Lied, oder ein Wort von deutscher Einheit, von Abscheu gegen Napoleon, da wurde es mit einstimmendem Jubel begrüßt.

Zu seinem Geburts- und Namenstag hatte Ringseis die mündlich übersandte Gratulation beider Könige erhalten. Als er beim Adjutanten von König Max seinen Dank abgestattet, erhielt er unbegehrt Audienz.[1]) Vieles

[1]) Kurz vorher hatte König Max zweimal in auffallender Weise die Gelegenheit vom Zaun gerissen, um Ringseis zu sagen: „Sie sind

kam zur Sprache worüber Sr. Majestät schon von Herrn v. Steinsdorf, Münchens I. Bürgermeister Aufklärendes war gesagt worden. Der König, wie er Solches zu thun liebte, veranlaßte R. zu schriftlicher Ausführung des mündlich Angeregten, und dieser übersandte oder übergab einen in Abschrift uns vorliegenden Aufsatz: „Ueber verschiedene Gerüchte in Bayern.“ Vieles daraus haben wir in früheren wie im gegenwärtigen Kapitel schon benützt und beschränken uns hier auf Folgendes: Bei Besprechung jenes Gerüchtes, daß die Anstellungen in Bayern, besonders an der Hochschule München, systematisch darauf abzielten, das Land allmählig nicht blos seines katholischen, sondern überhaupt seines christlichen Charakters zu entkleiden, erinnerte Ringseis, daß es einen Fanatismus des Unglaubens gebe; ein solcher mache sich gegenwärtig in Bayern breit. Da R. über gewisse religions-, staats- und gesellschaftsgefährliche Grundsätze, welche gelehrt wurden, noch im J. 1872 öffentlich seine Stimme erhoben hat, gehen wir hier darüber hinweg; so lang neben allerdings ausgezeichneten Männern in der vom König berufenen Geschichts-Commission auch Sybel und Gleichgesinnte wesentlichen Einfluß besäßen, während Katholiken wie Probst Döllinger, Jörg und Andre ausgeschlossen seien, so lang — meinte R. — würde das unter allen gläubigen Christen, unter den bayrisch und großdeutsch Gesinnten bestehende Mißtrauen nicht aufhören. Und hiemit langen wir auch beim zweiten Gerüchte an, welches hieß, man veranlasse S. Maj. den König zu Maßregeln, die ihn nothwendig unpopulär machten, zum Zwecke, damit bei bevorstehenden politischen Krisen in

---

Mir verläumdet worden, aber nun weiß Ich, daß Sie es mit Meinem Hause ehrlich meinen.“ (Die Verläumdung fiel noch in die Zeit vor des Königs Thronbesteigung.)

Deutschland die Bayern es sich leichter gefallen ließen, unter preußische Hegemonie zu gelangen. R. bemerkt:

In Berlin, Bonn, Koblenz, Köln und Aachen 2c. hörte ich selber: „Bey uns in Preußen sind ja die Katholiken viel besser behandelt als in Bayern, selbst Jesuiten und ihre Missionen geduldet."[1]) Diese Aeußerungen erinnerten mich an eine schon öfter von Preußen geübte Politik, z. B. an die Auswanderung der Salzburgischen Protestanten nach Preußen im J. 1730. Ein preußischer Staatsrath gestand mir, daß die preußische Regierung jener Zeit den Erzbischof von Salzburg und seine Minister zu strengen Maßregeln gegen die Protestanten in Salzburg anreizten, zugleich aber heimlich die Protestanten zum Widerstand ermahnten und ihnen Wohnsitze in Ostpreußen anboten.

Derlei Machinationen, von jeher in der hohen Politik vorkommend, waren zwar himmelweit entfernt von Friedrich Wilhelms IV. edlem Sinn, darum konnten sie aber doch von Staatsmännern unter ihm in Szene gesetzt werden, von denen mehr als Einer die Droysen'sche Anschauung haben mochte, der preußische Staat sei von Ewigkeit her zur Herrschaft über Deutschland vorbestimmt.

Ueber ein drittes Gerücht, als wollte der König im bevorstehenden Kriege sich mit Frankreich verbünden, erklärte R., dasselbe habe sich wieder beschwichtigt. Seinen Ursprung habe es zum Theil darin genommen, daß diejenigen zwei Ausländer, welche in Bayern die ausgezeichnetste Antipathie und das größte Mißtrauen genößen, bayrische Geschäftsträger geworden an den gegen Großdeutschland feindlichsten Höfen (Paris und Turin,) sowie daß die Meisten der Neuberufenen notorisch feindlicher

[1]) Näher wurde dies dahin erklärt, von wirklicher Parität sei freilich in Preußen keine Rede, so z. B. gelange sehr selten ein Katholik zu den höheren und höchsten Staatsämtern, aber auf ihrem eigenen Gebiet bleibe die Kirche unbehelligt.

gegen Oesterreich als gegen Frankreich und Sardinien gesinnt seien. —

Am 24. Mai um 2 Uhr Nachts kam der erste Zug östreichischer Truppen durch München und wurde in dem mit Fackeln beleuchteten Bahnhof nicht bloß von den städtischen und militärischen Behörden, sondern von einer Menge Publikum, darunter besonders Studenten begrüßt; die Stimmung war eine feierliche, die östreichische und bayrische Musik spielten abwechselnd, Gäste und Einheimische umarmten sich gleich Freunden, Thränen der Rührung standen in den Augen der Oestreicher. Neben dem Gemüth fand auch die Leiblichkeit ihre Rechnung, indem besonders die Studenten mit ergötzlichen Kränzen von Würsten u. s. w. der Mannschaft ihre freundschaftliche Huldigung ausdrückten. Zu einem weiteren Zug um 11 Uhr Vormittags befand Ringseis mit den Seinen sich unter der ungeheueren Menschenmenge, welche sich um die Oestreicher drängte, meist Ungarn, auf deren braunen Gesichtern die Befriedigung stand über den herzlichen Empfang, während gebrochne Worte Dank und Liebe aussprechen sollten: „Gut deutsch Brüder,“ — „Bayern Vivat,“ — „Kaiser schöne Bayerin;“ und Eljen und Zivio brausten aus den Wägen des fortdampfenden Zuges. Unsere Soldaten fanden bei jedem neuen Transport sich fleißig ein, — „Jetzt gehn wir wieder zu unsren Kameraden; müssen uns schon jetzt an sie gewöhnen; werden ja doch bald bei ihnen sein;“ bayrische und östreichische Unteroffiziere standen Hand in Hand, sie konnten nicht mit einander sprechen, aber sie verstanden sich, wie denn auch beim Auseinandergehn bayrische Küraßiere zu östreichischen Grenadieren sagten: „Auf Wiedersehen in Frankreich.“ Bei erneutem Hinauswandern zu neuen Transporten immer die gleiche Menschen-Menge, der gleiche Wetteifer im

Gabenbringen[1]), die gleiche Herzlichkeit und wenn die den Schlachtfeldern Entgegenziehenden hochrufend, jubelnd und ihre Käppi schwingend abgefahren waren, dann sah man unter den Umherstehenden viele Augen voll Thränen. Der protestantische Oberkonsistorialrath Böckh trat auf Ringseis und die Seinigen zu und sprach zu den Letzteren: „Sie schämen Sich auch nicht, zu weinen," und schaute seine Frau dabei an, die nach eifriger Vertheilung ihrer Gaben mit rothgeschwollnen Augenlidern stund. „Ich wollte, ich könnte zu jedem Regiment herauskommen," meinte sie. Aber auch Medaillen wurden vertheilt; Soldaten und Offiziere bewarben sich um dieselben und hängten sie an ihre Uhrketten, während die gebrachten Blumensträuße, von den Soldaten an Stöcke oder Fahnen befestigt, noch zum Abschied aus den Bahnwägen herübergeschwenkt wurden.

Es war ein schöner warmer Tag, blos einige schwarze Wolken hatten an dem tiefblauen Himmel sich gesammelt und im Augenblick, als der Zug abfuhr, sah man in jener Richtung einen Regenbogen, das Friedenszeichen, prangen.

Oesterreich hatte nicht mehr seinen Radetzky, und wer sonst noch lebte von den ruhmreichen Heerführern der Jahre 1848 und 49, war alt geworden. Jedenfalls waren diesmal nicht die rechten Männer an die Spitze gestellt.

[1]) Was der Rechenschaftsbericht des freiwillig gebildeten Verpflegungs-Comite meldete von Spenden der Bäcker, Brauer, Kaufleute u. s. w., war erstaunlich. Aber was das Publikum selber zu geben sich die Freude gemacht, betrug vielleicht nicht weniger. Eine Bortenwirkerin schickte an jedem Morgen, an welchem Truppen erwartet wurden, in Wassereimern Kaffee auf die Bahn, und als sie in Folge der Anstrengung und des täglichen Aufstehens um 3 Uhr erkrankte, war ihr nur leid, daß sie nicht mehr für die Soldaten sorgen konnte.

Dennoch hoffte man auf endliches Gelingen. In einem Schreiben aus dem Hause Ringseis am 31. Mai heißt es:

Die patriotische Stimmung ist noch im Wachsen begriffen. Das herrliche einfache Manifest des Kaisers von Gottes Gnaden, von tiefer Trauer und doch männlichem Muth erfüllt, bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu dem schwulstigen, unwahren des Revolutions-Kaisers, dem der Geisterbeschwörer Hume drei glänzende Siege in Italien prophezeit soll haben.

Zu den hoffnungsvollsten gehörte in Kraft seines sanguinischen Temperamentes Ringseis; wußte er es auch genugsam aus der Geschichte, wie häufig Gott den Sieg der Ungerechten zuläßt, so flößte doch die Ueberzeugung der guten Sache ihm fröhliches Vertrauen ein. Mit Freude hörte man, daß die braven Tyroler Schützen die erste gezogene Kanone erobert hätten. Falschen Siegesnachrichten folgte jedoch bald Ungewißheit, dann bedenkliche Botschaft; auch der Nachschub durchziehender Oesterreicher zeigte durch den Ernst ihrer Stimmung, daß die Lage eine gefährdete sei. Doch blieb die Theilnahme des Publikums bis zum Schluß des Truppentransportes sich gleich und unsere Soldaten sangen bei der Rückkehr vom Bahnhofe Kriegslieder. So wechselten Hoffnung, Freude, Furcht und Bestürzung. Gern stimmte man ein in den berühmten ernsten mittelalterlichen Sang Media vita, welchen Alban Stolz an den Schluß seines volksthümlichen Büchleins „Kreuzzug gegen die Wälschen" gesetzt hatte.

Eine erst jetzt beachtete Tagebuchnotiz erinnert uns, daß jene Szene auf der Hesselloher-Kirchweih, die wir vorgreifend im 21. Kapitel aus dem Gedächtniß erzählt haben, am Pfingstmontag (13. Juni) jenes kritischen Jahres 1859 stattgefunden, wodurch ihre Bedeutung in ein neues Licht geräth. „Der König und die Königin," heißt es da, „erschienen zuerst; später kam König Ludwig. Die

Leute eilten ihm zu, umdrängten ihn beim Hin- und Zurückgehn, Eins rief dem Anderen sein Kommen zu... O König Ludwig!" — Das Volk, von den Berufungen wenig erbaut, rechnete in der jetzigen politischen Conjunktur dem hohen Herrn seine Parteinahme für Oesterreich und wider Napoleon hoch an, — von der Gesinnung für den hl. Vater nicht zu reden.

Je bedenklicher die Nachrichten wurden, je höher stieg die Erbitterung bei Hoch und Niedrig, daß Oesterreich im Stich gelassen werde. „Will Preußen nicht," so hieß es, „dann möge doch Bayern das Seinige thun, dem sich diejenigen kleineren Bundes-Glieder anschließen können, welche gleicher Gesinnung sind!" Als die Nachricht vom Einzug der Franzosen und Piemontesen in Mailand bei uns einlief, da rief man außer sich vor Bekümmerniß: „Drei kostbare Tage sind durch Preußens sogenannten Vermittlungsversuch verloren gegangen; ohne diesen wären die Oestreicher vielleicht bis Turin gekommen."

Aus ganz Deutschland strömten junge Leute, vielfach aus den besten Familien, dem öſtreichischen Heere zu. Mochte bei Manchen persönliches Interesse wirken, Hoffnung auf Carriere, Lust an Abenteuern, so lieferten Andre den Beweis, daß es ihnen Höheres galt, indem sie Dienst nur auf Kriegsdauer nahmen, Viele ohne Besoldung. Und mochte unter diesen der Eine und Andre vom unlöblichen, weil unchristlichen Begriff einer „Erbfeindschaft" zwischen dem Franzosen und uns sich leiten lassen, so folgten Andre dem Dienst der deutschen Sache im guten Sinn, wo nämlich dieselbe die Sache der Gerechtigkeit war. Und zwar galt dies nicht blos für katholische Landes-Theile wie Westfalen; auch durch protestantische Gauen wie Hannover und Mecklenburg zog ein Hauch der Liebe für Oestreich, der Entrüstung gegen die Fäulniß der napoleo-

nischen Kaiser-Wirthschaft. Was die Akatholiken bei uns betrifft, so haben wir bereits ein paar Beispiele angeführt von der Oestreich freundlichen Gesinnung von Protestanten. In Vielen von ihnen lebte noch die Erinnerung an's alte deutsche Reich und eine nicht so leicht ausgetilgte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Bei vielen Andren freilich konnte man gewahren, wie sie zwar der herrschenden Strömung nicht ganz zu widerstehen vermochten, Oestreich das Recht und die gute Sache zugestanden, Preußens Zaudern nicht lobten, überall jedoch verrieth ein Wenn und ein Aber, daß ihre Sympathien nach dem Nordosten gravitirten. Bis zu einem gewissen Grade war das naturgemäß.

In kräftigem Zorn sprach unser Volk sich aus über den nordöstlichen Bundesbruder, welcher immer noch tröstende Versicherungen gab und nicht handelte. Ringseis, der so gern Ursache gehabt hätte, Preußen zu rühmen, weil ihm mit der Sache des Rechtes die deutsche Einigkeit so sehr am Herzen lag, erinnerte warnend an's Märchen vom Fischer „und siner Fru."

Von den in München lebenden Preußen waren Einige bestürzt über die Erbitterung, welche die Haltung ihrer Regierung hervorrief, und gaben die tröstende Versicherung, Preußen werde ganz gewiß noch im rechten Augenblick das Schwert aus der Scheide ziehn. Andre äußerten unverholen, dazu sei Zeit, wenn Oesterreich gedemüthiget sei. Die im Dienste der Gothaer stehenden Zeitungen hatten anfänglich die antinapoleonisch patriotische Bewegung eifrig mitzumachen geschienen, ja sie gaben der Welt zu wissen, die „Berufenen" seien es, welche in dem trägen Bayern den Enthusiasmus für die deutsche Sache geschürzt und gerüstet hätten. Bald aber wurde abgewunken und nunmehr „die kleine, durch ihre gute Organisation

und Rührigkeit nicht unbedeutende Partei", d. h. die Ultramontanen, denunzirt, daß sie ganz überflüssiger Weise, und das nicht nur in Bayern, sondern durch irgend ein Zaubermittel auch in Hannover, Sachsen und Oldenburg, Nassau und Hessen, Baden und Würtemberg, vielleicht sogar Lichtenstein nicht ausgenommen, die Gemüther über Nacht elektrisirt und den furor teutonicus auf den Siedpunkt hart zum Ueberlaufen gebracht haben, da doch die Politik „der freien Hand" ausdrücklich verlange, daß man Oestreichs Bruderblut ruhig fließen lasse.

Trotz der bedenklichen Nachrichten vom Kriegs-Schauplatz erschöpfte sich der theilnehmende Eifer des Publikums nicht. Die fromme Welt holte sich Trost und Stärkung in Bittämtern, Novenen, in dem stets sich erneuenden Hülferuf der Litaneien. Wenn es dem bayrischen Volk nicht vergönnt war, mitzuhelfen mit dem Schwert, so betete es, so spendete es in überschwänglicher Fülle Liebesgaben für die Verwundeten, so gab es, das Auge stets in Thränen, jedem Stich an den Leinwandstücken, jedem Faden an der Charpie, die es bereitete, einen Segensspruch mit, so wechselten ihm Begeisterung und Niedergeschlagenheit, Wünschen, Hoffen, Zagen und Entrüstung in rastloser Theilnahme ab. Unter dem Vorsitz der Königin Marie bildete sich ein Comite für Herstellung von Verbandmitteln u. s. w. Ganz Unglaubliches aber leistete der „Volksbote", ein Blatt, das trotz seiner sehr offen zu Tag liegenden Fehler seinerzeit eine wohlthätige Macht für Bayern gewesen und dessen Verfall und endliches Versiegen nach Abgang seines Gründers und ersten Redakteurs Dr. Ernst Zander Angesichts der den Glauben und das alte Recht unterwühlenden Presse als eine Calamität bezeichnet werden darf. Seine Sammlung von Liebesgaben erzielte, was kein Andrer hätte zu Stand gebracht und in den bei-

gegebenen Motto spiegelte sich die Gesinnung der Geber. Z. B.:

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Oder: Von mehreren Frauen aus Kaufbeuren:

Auf, ihr Mütter, auf — den Schrein,
Sperrt nicht mehr die Linnen ein!
Oestreichs Mütter geben mehr,
Geben ihre Söhne her.

Hülferufe für die Verwundeten und Sterbenden: Maria vom Trost, die keinen verstoßt! Oder Empfehlung der Verwundeten an das kostbare Blut Christi.

Aus Feldkirchen bei Aibling von den Schulkindern (wohl im Anfang des Krieges, noch in Siegeshoffnung):

Wir Kinder haben freudig Charpie gezupft,
Als hätten wir dem gallischen Hahn die Federn gerupft;
Doch Letzteres müssen wir Oesterreichs Adler überlassen,
Wir Kinder wollen uns mit Beten, Lernen, Zupfen befassen.

Ein origineller alter Schweizer Oberst v. Schultheß-Rechberg, werther Freund des Ringseisischen Hauses, legte besondres Gewicht darauf, zum Ankauf von Leinwand, welchen ihm Friederike besorgte, lauter Fünffrankenstücke mit Louis Napoleons Bildniß zu verwenden.

Noch immer versicherten aus Oestreich Kommende, trotz der großen und gerechten Mißstimmung über die schlechte Führung und die hiedurch hervorgerufenen Niederlagen erhalte sich die Begeisterung für die gute Sache in gleicher Höhe.

Was von Ringseis und den Seinigen nach der Schlacht von Solferino empfunden ward, das sprach sich aus in einem Sonett:

An Deutschland.

Auf, Deutschland, auf, nun stürze du zum Kampfe,
Des Hahnen Brut reckt Basiliskenflügel,[1]
Dein Oestreich blutet — Währt das Wortgeklügel,
Bis wir uns winden im Vernichtungskrampfe?

Ihr Fürsten, hört der Völker Zorngestampfe!
Das edle Streitroß knirschet in die Zügel,
Unmuthes voll; schwingt euch empor im Bügel
Und freuet euch an seiner Nüstern Dampfe!

Streng ist die Zeit; gesündigt haben Alle;
So lasset uns der Läut'rung Gluth ertragen,
Durch herben Kampf durchringen uns zum Siege!

Dem Bruder Weh, der Untreu' pflegt im Kriege!
Nach elfter Stunde wird die zwölfte schlagen,
Da Recht besteht, Untreue kommt zum Falle.

Einige Tage später:

Gott, zeige Deine Nähe,
Die Schmach aus meinem Volke auszumerzen!
Sieh, wo ich geh' und stehe,
Schreit mir des Vaterlandes Noth im Herzen, —
O löse meine Schmerzen,
Zu mir Dich neige, da ich weinend flehe!

Der Feind steht vor den Thoren
Und unsre Schwerter rosten ohne Scharten!
Den gleicher Schooß geboren,
Der Bruder muß verblutend in der harten
Lombard'schen Sonne warten,
Es schlägt sein Hülferuf an taube Ohren.

---

[1] Daß unter des Hahnen Brut nicht die französische Nation an und für sich gemeint war, sondern nur eine gewisse Sorte von Franzosen, vor Allem die napoleonische Wirthschaft, brauchen wir kaum zu erwähnen.

Und der „das Wort zu sprechen"
Sich vorbehielt, was zögert er gekauert
Und läßt den Mörder zechen
Im Bruderblut? — Mein Herz ergrimmt und schauert;
Sind wir verrathumlauert?
Gott, laß Dein Wort aus Donnerwolken brechen!

Am 8. Juli lief die Nachricht vom Waffenstillstand ein. „Lieber noch länger Krieg als ein fauler Friede," meinte Ringseis und mit ihm noch Viele. Aber der milde Kaiser Franz Joseph konnte das Blutbad nicht mehr ertragen und der Friede von Villafranca wurde geschlossen.

Manche meinten, es könnte nun wohl geschehen, daß die Friedeschließenden sich gemeinsam gegen eine neutrale Macht wendeten, gegen welche Oestreich ohne Zweifel Groll im Busen trug. „Aber," so urtheilte Ringseis, „Gott bewahre uns, daß Oestreich jemals einem Napoleon die Hand reiche gegen einen deutschen Bruder ....!" Und Kaiser Franz Joseph hat mehr als einmal bewiesen, daß diese Gesinnung auch die seinige sei! —

Alles in der Welt hat seine zwei Seiten und sehr ernstliche Freunde Oesterreichs, die zugleich genauere Kenner der dortigen Zustände waren, äußerten die Meinung, die Niederlagen hätten auch ihr Gutes, — denn Sieg würde jenen spezifischen Uebermuth vieler Oestreicher, dessen geringschätzige Gleichgültigkeit gegen „die draußen im Reich" mit Schuld getragen hat an der Entwicklung der Dinge schon unter Napoleon I., bedenklich gesteigert haben. (Mußten wir es doch seither wieder erfahren, daß großen Siegen ein Taumel folgen kann, in welchem das Schwindelhafte mindestens ebenso sehr gedeiht wie die wahrhafte Größe.) So ward denn 1864 im Hinblick auf das früher Empfundene ein Nachtrag geschaffen:

Was jenes Tags Entrüstung rasch entsprungen,
Nicht kalten Blutes möcht' ich's unterschreiben.
Wir schau'n so hier wie dort zweideutig Treiben,
Das hält auch uns den sichern Muth bezwungen.

Im Geiste nicht der Zwietracht sei's gesungen!
Wir sah'n genug im Hader schon zerreiben;
Doch mag geschrieben das Geschriebne bleiben,
Ein Lied, das heiß süddeutscher Brust entklungen.

Nicht kränken soll's den Reinen von Gesinnung
In Deutschlands Nord; doch wiß' er unsre Schmerzen!
Hat er gegrollt, — so brannt' es uns im Herzen.

O Süd und Nord! Aus blinden Grolls Umspinnung
Wer reißt euch los, die Thorheit auszumerzen?!
Demuth und Großmuth hilft zur Liebgewinnung.

4. In Berchtesgaden. Versammlung in Freiburg i. Br. (1859.) Nicht mehr im Senat. 1860: Landshuterfest. Bahneröffnungs- und andre Reisen.

Nachdem Ringseis im Herbst, einer gastfreundlichen Einladung des Frl. Mathilde v. Waldenburg nach Berchtesgaden folgend,[1]) dort in vollem Feriengenuß Haus und

[1]) Es wird verstattet sein, aus einem vor R.'s Ankunft daselbst geschriebenen Brief einer seiner Töchter vom 2. August folgende Stelle auszuheben:

„Gestern kehrten wir gegen 9 Uhr von der Kirche zurück, E. und ich. Wir sahen einen sehr leicht gekleideten Herrn, der den Rock über dem Arme trug, uns entgegen kommen... Siehe, der rasch Heranschreitende war unser altes Königel, das unsern Gruß gütig erwiderte, aber als er uns erkannte, von Freundlichkeit leuchtete und lang mit uns sprach. Er erkundigte sich nach Eltern und Schwester, sagte, er fahre nie über die Salzburgerbrücke, ohne beim Haus, das die Mutter bewohnte, ihrer zu gedenken. Er kam von Frl. v. Waldenburg, die aber gerade vom Bett aufgestanden war und ihn nicht sehen konnte. Das erzählte er uns Alles, auch

Lage, Wasser und Berge, Himmel, Mond und Sterne bewundert und von der gütigen Wirthin sich hatte verwöhnen lassen, lockte ihn im September die General-Versammlung der katholischen Vereine zu Freiburg i. Br. nach dieser Stadt, wo außer den Zuströmenden auch mehrere Einheimische bedeutende Anziehungspunkte bildeten. Der hochehrwürdige greise Erzbischof Hermann v. Vicari, in seiner kinderhaften Güte und heiligen Einfalt schier zu Thränen rührend, zeigte den Besuchenden vergnügt die vielen Geschenke, welche zur Zeit des Kirchenstreites von nah und fern ihm zugekommen, — einige davon sehr sinnreich in der Anspielung auf ähnliche Verhältnisse im Leben von Heiligen und sonstigen großen Männern. Der Historiker und Convertit Gfrörer, sehr lebendig in seinem Gespräch, erzählte unter Andrem merkwürdige Zaubereigeschichten aus seiner protestantischen Heimath, wo es in der That viele „Gfrörer" gebe, Menschen nicht dieses Namens, sondern dieses Geschäftes, denn gfrören bedeute soviel wie festbannen, zauberisch besprechen. Alban Stolz, klein und so schmächtig gegliedert, daß er fast ein Gefühl wie Mitleiden einflößte, die Stimme ungemein sanft, das Auge schön, vergeistigt, mit einem Anflug von Melancholie, schien den ihn besuchenden Ringseis, der gewaltige Stücke auf den Kalendermann hielt, sogleich liebzugewinnen, während er sich mit dessen Töchtern gütig auf einen heitren Kriegsfuß stellte, ohne den warm für-

daß sie einen großen, bösen Hund habe, wie ein Löwe, und eine Jungfer aus Emmerich, die plattdeutsch spreche. — ‚Ich komme schon vom Salzberg; man muß hier vor Sonnenaufgang aufstehn, sagen Sie das dem Fräulein v. Waldenburg, (als er hörte, daß wir bei ihr wohnen.) Ich habe meinen Rock schon angezogen, wie ich zu ihr bin, erst jetzt habe ich ihn wegen der Hitze abgenommen ...‘ So lang er nach Berchtesgaden komme, sei kein so schöner Sommer gewesen wie dieser. Heut ist er nach Leopoldskron."

sorglichen Antheil an dem, was für sie wie für Jeden das Wichtigste sein soll, außer Acht zu lassen. Beim Abschied beschenkte er die Reisenden mit seinem Spanisch und mit Sem, Cham und Japhet unter der Bedingung, daß ihm nichts Lobendes darüber geschrieben werde, sondern nur, was man zu kritisiren finde, — eine Erlaubniß, von welcher ausgiebig Gebrauch gemacht wurde. Er hat in der Folge die neuen Freunde öfter durch Besuch erfreut und eine ansehnliche Zahl von höchst originellen Briefen gibt Zeugniß von seinem treuen Angedenken.

Im Katalog des Wintersemesters 1859/60 finden wir Ringseis gleich Lasaulx nicht mehr im Senate der Universität. Seit ihrer Verlegung war er mit Ausnahme des Jahres 1848 immerdar Senator gewesen. Die alte Zeit war abgethan.

Für das Jahr 1860 war der Vorschlag gemacht und angenommen worden, im Juli alle noch lebenden einstigen Landshuter Studenten zu einem Erinnerungsfest in der alten Isar-Stadt zu versammeln. Es fand sich sogar noch ein zu Ingolstadt Immatrikulirter und mit der Hochschule im J. 1800 nach Landshut Uebersiedelter, Dekan Schmidtmann aus Geltendorf, der das Fest mit einer hl. Messe in der herrlichen gothischen St. Martinskirche eröffnete. Ringseis' Zusage des Erscheinens war mit besondrer Freude aufgenommen worden und in ihm flammte die seligfröhliche Begeisterung der Jugend wieder auf und überglänzte mit einem Rosenschimmer die Erinnerung, Alles zurückdrängend, was auch in jenen alten Tagen bedauerlich war empfunden worden; in dieser frohbewegten Stimmung brachte er, der sich rühmte, den Studentenrock, „sage, den Landshuter Studentenrock," nie ausgezogen zu

haben, beim Festmahl den ihm übertragenen Toast auf Landshut aus. Dem humoristisch-herzlichen Wunsch, daß er Arme genug haben möchte, alle Anwesenden zugleich zu umarmen, reihte er jenen an, daß Kinder und Kindeskinder noch ihren Kindern erzählen sollten, was die Landshuter Studenten dereinst

„für Gott, Fürst und Vaterland enthusiastisch gedacht, gewollt, gewünscht und idealisch angestrebt und zum Theil auch ausgeführt haben. Darum die Pflanzstadt so vieles edel gedachten, gewollten und angestrebten, die edle, die schöne, die patriotische, die tapfere Stadt Landshut, sie lebe hoch!" (Stürmische und langandauernde Hochrufe.) „Ich muß nothwendig diesem Toast zur Ergänzung einen zweiten anreihen. Ich nannte mit voller Betonung die Stadt Landshut das patriotische, tapfere Landshut, und seine Bewohner verdienten sich das Prädikat der Tapferkeit und Vaterlandsliebe durch ihren Heldenmuth in den Schlachten bei Gammelsdorf und Mühldorf. Aber leider in diesen Schlachten fochten nicht bloß Deutsche gegen Deutsche, sondern Bayern gegen ihre bayerischen Brüder; (denn die deutschen Oesterreicher sind unsere bayerischen Stammesgenossen.) Mögen nie in Zukunft Deutsche gegen Deutsche kämpfen! Ein großes Deutschland, ein deutsches Vaterland, alle deutschen Fürsten unter sich und mit allen ihnen gehorchenden Völkern in Liebe, Recht und Gerechtigkeit vereinigt, ein solches Deutschland widersteht siegreich allen gegen dasselbe verbündeten Völkern Europa's und selbst allen Teufeln der Hölle. Darum auf ein einiges großes Deutschland!" (Stürmischer Hochruf und Applaus.)

Um jene Zeit gab es rasch nacheinander Eröffnung neuer Bahnstrecken nach Miesbach, Salzburg, Wien u. s. w., und Ringseis benutzte reiselustig die offiziellen Einladungen. Obschon er sich mit irgend einem Mitreisenden zusammenthat, war den Seinen doch bänglich zu Sinn, ihn ihrer Hut und Pflege zu entlassen; das mindest Schlimme, was ihm widerfahren möge, prophezeiten sie ihm, sei, daß er unfreiwillig überall von seinen Habseligkeiten ansäen werde.

Da schreibt er am 16. August 1860 aus Wien, auf dem Wege wohin er mit dem Münchner Bürgermeister v. Steinsdorf und dem Wiener Bürgermeister Baron Seiller im Waggon zusammengetroffen war:

Das Zusammensein mit Bürgermeister Seiller kam mir sehr zu statten. Mein ursprüngliches Quartierbillet lautete auf die Vorstadt Wieden, Bürgermeister Seiller änderte es ab und wies mich in's Hotel Meisel auf dem Neumarkt (ehemal Mehlmarkt), wo ich mit Hrn. Magistratsrath K. zusammenwohne. Im Zimmer angekommen merkte Hr. K., daß er sein Regendach irgendwo vergessen habe, und gestern ließ er seinen Ueberrock in der Hofapotheke, wo er etwas kaufte, liegen. Ich vermisse noch nichts von den mitgenommenen Dingen. Ich. —

Außerdem meldet er:

Das Bankett ging gestern unter den günstigsten Zeichen vorüber. Es herrschte die größte Herzlichkeit. Bürgermeister Baron Seiller kam zu mir, um anzustoßen. Ich ging dann zu seinem Tisch und stieß an mit den Ministern v. Schrenk, Neumaier, Graf Thun und Finanzminister (Plener wie ich glaube). — Gestern traf ich auf dem Ministerium des Aeußern Theophil Revertera und fuhr mit ihm zur Votivkirche. Das Modell sehr schön. Heute Früh 6 Uhr besuchte ich Salvotti,[1]) traf ihn noch im Bette und frühstückte mit ihm. Um 11 Uhr werde ich Hrn. Bernhard Meyer im Ministerium des Innern und nachher Grillparzer im Ministerium der Finanzen aufsuchen. Nachmittags 3 Uhr esse ich bei Hrn. Nunzius, der mich aufs herzlichste aufnahm. Morgen denke ich nach Linz zurückzukehren. . .

Daß Ringseis bei solcher Reiselust und Rüstigkeit nicht unterließ, die Wiederkehr des Ammergauer-Spieles zu benützen und sogar zweimal die Fahrt dahin unternahm, wird sich begreifen. Beidemal geschah es in größerem Freundeskreis, worunter einmal Ernst v. Lasaulx, das andremal Prälat Stülz sich befand. —

---

[1]) Den Reichsrath und einstigen Universitätsfreund, s. Bd. I. S. 94 f.

Auf einer Reise in die oberpfälzische Heimath (vielleicht auch aus Anlaß einer Bahneröffnung) schreibt er am 24. Sept. Morgens 6 Uhr aus **Regensburg**, er habe sehr gut geschlafen, ununterbrochen, also besser als seit Jahren — (wie hätte er nicht reisen sollen, da es ihm so gut bekam?) — nun gehe er in den Dom, dann auf die alte Brücke und darnach zum Frühstück. . .

Ueber diesen Gang heißt es dann am 27.:

Es erneuten sich alle Gefühle der Bewunderung, Rührung und Andacht, die ich hatte, da ich als Fünfjähriger diese beiden in so vielen Sagen volksthümlich gewordenen Denkmale das erstemal gesehen. Auf der Brücke, auf dem Markte, in den Gassen, in den Volksklassen häufig die nämlichen Gestalten, die ich vor 70 Jahren gesehen, in Beschäftigung, Kleidung und Haltung, trotz dem I. und III. Napoleon und trotz der 50jähr. Einverleibung in Bayern. Nur statt dem Bürgermilitär der Reichsstadt die bayrischen Uniformen, und statt der Ordensgeistlichen zahlreiche Arbeiter in den Fabriken.

Die neue Eisenbahnbrücke, „ein prachtvolles Werk", schildert er mit lebhafter Anschaulichkeit. Verschiedene Gerichtsärzte, ehemalige Zuhörer, suchen ihn auf und empfangen seinen Gegenbesuch. Dann kam er zu einem Kollegen —,

der mich am Vormittag nöthigte, mehrere Sorten guter Weine zu verkosten und mich seiner Frau vorstellte, die mit jugendlichem Enthusiasmus von meiner Landshuter Rede sprach und wieder sprach, so daß ich glaube, wenn **ich** Wittwer und **sie** Wittwe wäre, wir noch ein Paar werden könnten. Sie war nämlich mit ihrem Manne in Landshut und auf der Tribüne gegenwärtig, als ich meine Trinksprüche ausbrachte. „Was sind gegen **Ringseis** unsere jungen Leute für lahme Gesellen!" . . .

Mehrmal ward ich angeredet: „Nicht wahr, Sie sind der Dr. Ringseis aus München? Sie haben mich im Krankenhaus behandelt. . . ." Aber mein Ruhm, mein Stolz, mein

Triumph hat Schiffbruch gelitten: ich habe mein Augenglas-Futteral — ich Unglücklicher — verloren!

Aus einem zweitägigen Aufenthalt des Onkels in **Amberg** erstattet ein Neffe R.'s nach München Bericht über den Jubel, welchen des alten Klinikers Erscheinen bei den barmherzigen Schwestern, Pflegerinen des Strafarbeitshauses erregte. Fast Alle kannten ihn noch von seiner Münchner Abtheilung her und umdrängten ihn. Ebenso im Waisenhaus, wo die Kinder im Festschmuck aufziehen mußten und die Schwestern ihnen sagten: „Seht, das ist der Herr, von dem wir euch schon so viel erzählt haben.“ (Die Schreiberin wollte, sie hätten es **ihr** erzählt.)

Ueber die Eindrücke des Geburtsortes und seiner Nachbarschaft schreibt er dann aus Regensburg am 8. Okt., wie schon am ersten Abend ihn Viele begrüßten im elterlichen Hause.

Ich fand alle Verwandten wohl und in behaglichen Zuständen, die materiellen Verhältnisse bedeutend gebessert, die Häuser hergestellt, die Gassen gepflastert, den Verkehr sehr merklich gesteigert. Den 30. Septbr. wurden der Brodladen und der Pflasterzoll vom Magistrate verpachtet. Der Brodladenpacht, der zu meiner Zeit 10—12 fl. betrug, wurde auf 109 (169?) fl. und der des Pflasterzolls, der etliche 20 fl. betrug, auf 160 fl. gesteigert. Alle Vizinalwege der Umgegend sind vortrefflich. Auch das äußere Ansehen **Neunburgs** hat sehr gewonnen. Als Bezirksgericht vereinigt es die Landgerichte Cham, Waldmünchen, Roding, Viechtach, Nabburg, Nittenau ꝛc. Die alte Residenz des Herzogs Johann, Vaters des Königs Christian von Dänemark und Schweden, der in der Pfarrkirche begraben liegt, wurde hergestellt, zum Sitze des Bezirksgerichtes eingerichtet und ist, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, die schönste Zierde derselben geworden. —





Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von 1861—1865.

1. 1861: Hans Sachs und hohe Gäste. — E. v. Lasaulx †. Cornelius mit seiner dritten Frau. — Katholikenversammlung in München. — Versammlung der Aerzte und Naturforscher in Speyer. — Nach Venedig und Wien.

In dem schweren Folianten, welcher in R.'s Bibliothek den alten Hans Sachs vertrat, hatte Friederike ein Theaterstückchen aufgestöbert, das in der Ernsthaftigkeit seines unwahrscheinlichen Verlaufes, (einer gar „scharpffen" Liebes-Prob) einen drolligen Eindruck macht: Die Spechbulerey; — sie milderte ein paar gar zu grelle Züge, ließ aber die alte Sprache unangetastet und veranlaßte die Aufführung im eignen Haus [1]). Wie er kraft allerhöchstem Befehl pflegte, that Ringseis dem König Ludwig hievon Meldung; nicht nur sagte der hohe Herr

---

[1]) Ein bis zwei Jahre später kam das Stückchen mit andern zu Gunsten eines Unterstützungsvereines für Arme auch auf dem kgl. Residenztheater zur Aufführung durch Dilettanten.

sein Kommen zu, auch die mitanwesende Frau Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt gab mit huldvoller Lebhaftigkeit ihre Absicht kund, mit ihrem königlichen Vater und zwar womöglich in Gesellschaft ihrer hohen Schwestern zu erscheinen. Als R. zu Haus die allergnädigste Botschaft meldete, mischte sich zwar in die Freude über die seltene Auszeichnung einige Bestürzung, wie das Haus von bürgerlichem Zuschnitt solch ungewohnten Besuch hochfürstlicher Frauen würdig empfangen solle; man sah aber ein, daß die Sache so dankbar einfach zu behandeln sei, wie huldreich einfach sie geboten war; nur wurde allen geladenen Gästen Nachricht gegeben, damit bei den Herren die weiße Cravatte, bei den Damen der beste Putz nicht fehle. Einer kurzen Bewirthung mit Thee folgte die gleichfalls sehr kurze dramatische Darstellung und nach derselben machten die a. h. Herrschaften Cercle mit jener Leutseligkeit, welche die Bayern an ihrem Fürstenhause gewohnt waren, und der greise König ermangelte nicht, einige Späßchen zum Besten zu geben, wie er z. B. den Maler Hrn. Eduard Ille, dessen bedeutende Zeichnungen „die 7 Todsünden" kurz vorher Aufsehen gemacht hatten, der Frau Großherzogin als den „Vater und Urheber der 7 Todsünden" vorstellte. Als er zufällig vernahm, die Aufführung werde wiederholt werden, sagte S. Maj. sich auch für die Wiederholung an, — „damit auch meine Tochter Hildegard sie sehe," — die Frau Erzherzogin Albrecht war nämlich gehindert gewesen und nur J. Kgl. Hoheit Frau Herzogin Adelgunde von Modena mit ihrer großherzoglichen Schwester gekommen. Zu dieser Wiederholung, wo dann alle drei hohen Frauen mit Sr. Majestät erschienen, sandte Herr Maler Ille als liebenswürdigen Akt der Rache vier reizende färbig illustrirte Theaterzettel, welche den allerhöchsten Herrschaften über-

reicht wurden.[1]) Es war der letzte Abend, welchen Kg. Ludwig mit seinen drei älteren Töchtern[2]) und Höchstdieselben mit einander zugebracht haben; denn am nächsten Morgen trennten sie sich und bald war von den drei erlauchten Frauen nur noch die Frau Herzogin von Modena am Leben.

Zwanzig Jahre später brachte, wahrscheinlich veranlaßt durch Ringseis' Tod, der „Bazar" in seiner Nr. 4 v. J. 1881 unter dem Titel „Am Sanct Agathen-Tage 1861, eine Plauderei aus Alt-München von M. v. E." eine anmuthige, dem Haus Ringseis sehr freundlich gesinnte Schilderung obigen Abends, wofür wir der angeblichen Verfasserin — (das sich so nennende „protestantische Edelfräulein" aus dem Norden war in

---

1) Der Text der Zettel lautete:

München.
Am 5. Hornung Anno Domini 1861
(An St. Agatten-Tag)
wird gespielt
in des Doktor Ringseisen und seiner Ehefrawen Haus
„Die Spechbulerey"
(Spähwerbung),
Fastnachtsspiel von
Hans Sachs, Schuh-
Macher und Poet dazu.
Personen:

Edelfraw Plangina von Plangen-
stein . . . . Junkfraw Emilia Ringseisin.
Sophronia, ir Mümblein . . . Junkfraw Elspeth Ringseisin.
Junkher Kunrath zum Adelstein . Freyherr von Staal.
Junkher Frantz der Sternberger Freyherr von Tiesenhausen.

Anfankh nach Belieben, End bald nachher.
Seind drey Aufzüg.

Die Allerhechsten, Hechsten und Hohen Herrschaften seind gebetten, sich den Schawplatz als das wohleingericht altdeutsch Gemach der Edelfraw fürstelln zu wölln, diewelchs in Wirklichkeit nit zu sehen ist.

2) Ihre K. Hoh. Prinzessin Alexandra war zu jener Zeit schon sehr leidend.

Wirklichkeit wohl ein Edeljunker) — von Herzen Dank wissen. An der poetischen Licenz, verschiedenen wirklich an jenem Abend geschehenen Aeußerungen König Ludwigs andre anekdotisch kursirende des hohen Herrn so anzureihen, daß es erscheint, als hätte er sie gleichsam in Einem Athem gethan, haben wir höchstens auszusetzen, daß der gute König hiedurch in ein nicht ganz richtiges Licht geräth.

Am Christi-Himmelfahrtstag 1861 starb Ernst von Lasaulx, jener merkwürdige Mann, unter dessen Zauber geistig feiner Liebenswürdigkeit, sobald sie ihm in die Nähe kamen, auch solche politische Gegner geriethen, welche er mit der Gewalt seiner furchtlosen parlamentarischen Rede erbittert hatte. Da er unter Ringseis' Kollegen und jüngeren Freunden ihm einer der theuersten gewesen, halten wir uns für berechtigt, hier ausführlicher von ihm zu reden.

Als Jüngling an der Bonner Hochschule mit ungläubiger Philosophie gespeist und nicht gesättigt, kam er 1828 nach München, wo der Verkehr mit seinem Koblenzer Landsmann Görres schon durch nahe Verwandtschaft mit dessen Frau ihm gesichert war und er den Vorträgen Schellings, Schuberts u. A. lauschte. Hier ging eine neue Welt ihm auf.[1]) Mit feuriger Seele wandte er sich dem Christenthum und zwar im kirchlichkatholischen Sinne zu. Die Tiefe von Lasaulx's Anschauungen dokumentirte sich in Aufsehen erregenden Abhandlungen über die im christlichen Lichte gedeutete Antike. — Obschon er später in Anschauungen gerieth, worin sein Hellenismus sich nicht mehr ganz mit der kirchlichen Lehre vertrug, ließ er doch gleichmüthig sich immer zu den Ultramontanen zählen und mit

[1]) Sieh Beilage.

ihnen verfolgen, wo es galt, die Kirche in ihren Rechten zu schützen, wie denn unerschrockene Ritterlichkeit, für mißliebige Wahrheiten, für bedrohtes Recht, gleichviel ob Fürsten oder revolutionären Majoritäten gegenüber einzutreten, sodann eine gründliche Nichtachtung alles, wenn auch im Augenblicke machthabenden Geisterpöbels die Signatur seines Auftretens war. Durch und durch Aristokrat des Geistes und Herzens, konnte er doch auch im edelsten Sinne des Wortes Demokrat genannt werden.

In seiner Jugend trug sein noch unausgegohrener Freimuth ihm in München etliche Wochen Arrestes ein. In der irrigen Meinung allerdings, das bayrische Gesetz werde gleich dem Code Napoléon nicht als Amtsehrenbeleidigung behandeln, was unter vier Augen oder schriftlich gesagt worden, antwortete er einem regierungsräthlichen Censor, dessen Entscheidungen über einen Lasaulx'schen Zeitungsartikel [1]) ihm unbefugt und beleidigend erschienen, schriftlich mit einem Ungestüm der Offenheit, welcher amtliche Vorladung zur Folge hatte. Der ihm gewogene Regierungsdirektor Gf. Karl Seinsheim legte ihm die Entschuldigung einer Uebereilung nahe; aber Lasaulx erwiderte: „Keineswegs! Wäre ich abermal in der Lage, so würde ich abermal das Selbe sagen." Nun war nicht mehr zu helfen und Friederike hat uns öfter das Fenster der Frohnfeste gezeigt, hinter welchem der junge Stürmische von fern die Grüße der vorüberwandelnden Freunde entgegengenommen.

Wie dieser charakteristische Freimuth, nachdem Lasaulx seine Würzburger Professur mit jener in München vertauscht hatte, in der Lolazeit ihn sein Amt gekostet, haben wir Bd. III S. 269 f. erzählt. Diese Mannhaftigkeit trug wesentlich bei, ihm von Seite eines ländlichen Wahl-

1) Sieh Band III, S. 61.

bezirkes einen Sitz im Frankfurter Parlament zu sichern, und hier bekundete er sich zuerst als der herrliche Redner, als welchen ihn dann auch die bayerische Kammer der Abgeordneten zu bewundern häufige Gelegenheit erhielt. In Beilage ein paar Exempel seines Auftretens zu bringen, können wir uns nicht versagen; folgendes kleine Erlebniß aber mag schon hier seine Stelle finden:

In Frankfurt kamen im Anfang, als die Erbitterung der Parteien noch nicht in vollem Maße hervorgetreten war, in einem Kaffeehaus Abgeordnete der verschiedensten Richtungen zusammen. „Das ist doch hübsch," äußerte Einer, „daß wir hier einen neutralen Boden haben, gesellig mit einander zu verkehren." „Ich weiß nicht," meinte der sog. Affen-Vogt, „es hat das auch seine Kehrseite. Wenn unsre Partei zum Siege gelangte, so könnte sie sich wohl in der Lage finden, von der Guillotine Gebrauch machen zu müssen. Da wäre es mir doch ein fatales Gefühl, wenn ich über einen Mann das Todesurtheil sprechen sollte, mit dem ich zuvor in dieser Weise verkehrt habe." („Wird der Kerl noch sentimental," unterbrach sich Lasaulx, als er uns den Vorfall erzählte.) „Das also wäre Ihnen unangenehm, Herr Vogt?" entgegnete er demselben mit seiner klaren, nie den ruhigen Ton der Urbanität verlassenden Stimme. „Ich meinerseits versichere Sie: Wenn wir die Sieger sind und Sie werden an den Laternen-Pfahl da drüben aufgehängt, — mit der vollkommensten Seelenruhe trinke ich meinen Kaffee zu Ende und rauche meine Cigarre dazu." Auf Vogt's Seite waren die Lacher nicht.[1])

---

[1]) Bekannter, weil in der Parlamentssitzung vorgefallen, dürfte sein, daß Vogt einmal mit großem Affekt von etwas betheuerte, es thue ihm „in der Seele weh", und der preuß. Abg. v. Vinke dazwischenrief: „Der hat ja gar keine Seele".

König Ludwig I., welcher vordem Lasaulx seines Amtes enthoben, aber seither die eigne Anschauung über die betreffenden Ereignisse wohl vielfach verändert hatte, konnte nicht umhin, großes Wohlgefallen an des kühnen Professors Auftreten sowohl in Frankfurt als in der bayrischen Kammer zu hegen. Da Lasaulx, welchen König Max II wieder in seine Professur eingesetzt hatte, einmal als Rector magnificus sich wie üblich auch bei dem abgetretenen Könige zur Audienz gemeldet hatte, wurde dieselbe schleunigst gewährt. Der hohe Herr brachte die Rede unter Andrem auf den vor Kurzem zum Staatsminister ernannten Frhrn. v. d. Pfordten, welcher ehdem Lasaulx's Kollege an der Universität Würzburg gewesen und dort aus politischen Gründen seine Stellung verloren hatte, und frug nunmehr um den richtigen Sachverhalt. Lasaulx legte dar, daß Pfordten damals groß Unrecht geschehen sei „Mir wurde die Sache ganz anders dargestellt,“ erklärte der hohe Herr; „das ist nicht Recht; Königen sollte man immer die Wahrheit sagen, immer die Wahrheit sagen.“ „Gewiß, E. Maj.,“ erwiderte Lasaulx, „Königen sollte man immer die Wahrheit sagen. Man thut es wohl auch, aber sie hören sie nicht immer gern.“ „Auch wahr, auch wahr,“ stimmte der König ein und bezeigte hiemit durch die That, daß verdrießliche Wahrheit ihn nicht immer und nicht bleibend verdroß.

Der Schreiberin ist zwar nie das Glück geworden, Lasaulx auf der parlamentarischen Rednerbühne zu vernehmen, wohl aber hat sie oft dem melodischen Fluß seines geistreichen Gespräches im geselligen Verkehr gelauscht und vermag hiedurch zu ergänzen, was sie über jene Thätigkeit durch Andre weiß. Bestechend war schon sein Organ, trotz eines bedenklichen Satthalses klar und schön, sich immer nur in maßvollen Modulationen bewegend. Sein

Deutsch, kein vaterlandlos ausgewaibetes, vielmehr dem Kundigen immer noch die rheinische Heimath verrathend, trug in jedem Satze den Stempel des zu klassischer Beredsamkeit gebildeten Professors, ohne jemals in Geziertheit zu verfallen. Gediegen wie die Form war der Inhalt, voll tief eigenthümlicher Gedanken und Auffassungen. Jene klare, machtvoll gemessene Weise seines Vortrags, trotz innerer Gluth sich niemals überstürzend, bewirkte, daß öfter die Gegner erst hinterdrein sich besannen, welch grimmige Wahrheiten er ihnen ins Gesicht geschleudert, und Diejenigen unter den Frankfurter Linken, denen Solches gegolten, haben es zu seinem Vergnügen ihm wohl in nachträglicher Entrüstung ausdrücklich bescheinigt, er habe ja geradezu sie als Buben charakterisirt. Und doch war der so feurig beredte Mann nichts weniger als redselig und verfiel oft, z. B. bei gemeinsamen Spaziergängen, in tiefe Schweigsamkeit. Den Eindruck seines Redens wie seines Schweigens unterstützte ein Blick, in welchem ein Hauch der Schwermuth mit bezaubernd theilnehmendem Wohlwollen sich paarte. Noch erinnert sich Ringseis' jüngste Tochter, wie sie als Kind, aus dem Zimmer tretend, auf der Treppe einen ihr unbekannten Mann getroffen, der mit einem Blicke strahlendster Freundlichkeit aus sinnigem Auge sie begrüßend zu ihr sich niedergebeugt und ihr kleines Herz im Sturm erobert habe. Das war Lasaulx. Und auch der Schreiberin schweben unvergeßliche Züge seines gütigen Wohlwollens in ritterlichster Form vor dem Geist. Der Hang zur Schwermuth aber war bei ihm von Jugend auf hervorgetreten, gab auch in seinem literarischen Schaffen sich kund, wie denn sein Schwiegervater Franz v. Baader am 18. Januar 1839 seinen Kindern nach Würzburg schreibt:

„Etwas spät kömmt mein Glückwunsch zu Ernsts Namenstag. Sein Name ist für ihn zutreffend, denn es ward ein tragisches Element ihm eingeboren, aber er hat die heidnische Tragödie in eine christliche erhoben.“

Ein tiefer Zug des Vertrauens verband den eigenartigen Mann mit St. Anton von Padua, dem Finder verlorner Dinge.[1]) Er selber erzählte Ringseis und dessen Angehörigen mit unverkennbarer Bewegung sowohl das Familien-Ereigniß, wodurch dieses Vertrauen zuerst in ihm angeregt, als spätere Selbsterfahrungen, wodurch es gefestigt worden war.[2]) Wir selber waren Zeugen seiner tiefen Betroffenheit bei solchem Erlebniß. „Der Heilige kömmt aber nicht zu kurz dabei,“ scherzte er dann, „ich pflege ihm mehr zu schenken, als das Gefundene an Geldeswerth beträgt.“ Sein Schuldner wird der Heilige trotzdem nicht geblieben sein.

Von den Vielen, welche Lasaulx auf seinen täglichen weiten Spaziergängen im englischen Garten oder in den Isarauen theils einsam, theils in Freundes- und fremder Begleitung, aber fast immer ohne seine Gattin, wandern gesehen, ahnten die Wenigsten, mit welcher Gluth und Treue der ritterliche Mann an seiner geliebten Julie hing, die er in der schlanken Anmuth ihrer Jugend einst

---

1) Vgl. in Bd. III. S. 222 f. Ringseis' Erfahrung mit dem Heiligen.

2) Auf Schloß Lebenberg bei Meran zum Beispiel, dem Lieblingsaufenthalt Lasaulx's in den Ferien, hatten einst spielende Kinder im Gras einen Ring verloren, der seiner Besitzerin theuer war. Lasaulx forderte sie auf, den hl. Antonius anzurufen. „Aber ich bin Protestantin.“ „Versuchen Sie es doch,“ erwiderte Lasaulx, ergriff ihre Hand, fuhr damit durch das Gras — und der Ring steckte ihr am Finger. „Mir schlug das Herz,“ schloß er die Erzählung des Vorganges, „denn ich fühlte, daß es Vermessenheit gewesen; aber der Heilige hat es mir nicht übel genommen.“

heimgeführt und deren Erscheinung noch in späten Jahren die ehemalige Schönheit bezeugte. Sie war eine Frau von sehr scharfem Verstand und ausgezeichneter Charakterstärke, weßhalb gegenüber ihres Gatten tiefem und theilweise schwerem Gemüthsleben sie wohl die männliche und er die weibliche Seele dieser Ehe genannt worden. Häusliche Pflichten und Prüfungen erlaubten ihr nur selten, ihren Mann in jene Gesellschaften zu begleiten, wo der Geistreiche so gesucht und willkommen war. Von sechs geliebten Kindern waren dem Ehepaar fünf gestorben; der sinnige Blick und die letzten Leidenstage eines kleinen Mariechens bildeten immer wieder das Thema von des Vaters Erinnerungen, wenn er von Haus abwesend an seine Julie schrieb:[1]) dann nahmen schwere und seltsame Leidenszustände der heranwachsenden Tochter Anna das verwundete Gemüth aufs Neue in Anspruch; da mögen wohl der christliche Starkmuth seiner Frau, ihr unerschütterliches Vertrauen, daß Gott dem Menschen nicht mehr auferlege, als derselbe mit eben dieses Gottes helfender Gnade zu tragen vermöge, dem in Andrem selber so starkmüthigen, hier aber schwer getroffenen Manne öfter zu Stab und Stütze geworden sein. Sicherlich auch haben ihr standhaftes Christenthum, sowie der Tochter geduldige Frömmigkeit mitgewirkt, sein eigenes, in manchem Glaubenspunkt erschüttertes Christenthum zu siegreichem Durchbruch zu bringen, als er, den vergänglichen Werth auch des höchsten, edelsten, aber bloß menschlichen Wissens bekennend,

---

[1]) Auch Blick und Stimme eines kleinen italienischen Bettelmädchens, das längere Zeit nachlaufend ihn vergeblich um ein Almosen gebeten, weil er sich vorgenommen hatte, Kindern nicht mehr zu geben, haben ihn lang verfolgt; öfter erzählte er uns, wie er immer noch des Kindes Per l'amore di Madonna santissima höre; seither war jedes bettelnde Kind einer Gabe von ihm sicher.

auf dem Sterbelager mit vollem und demüthigem, weil großmüthigem Herzen sich wieder ganz in die Arme jener Kirche warf, deren Erkenntniß seine schönsten Jugend- und Mannesjahre durchsonnt hatte.

An diesem Sterbelager war auch Ringseis ärztlich mit beigezogen. „Ernst," so erzählte uns Lasaulx's Wittwe, „war immer freudig erregt, wenn der alte Herr, den er nach Sohnesweise zärtlich liebte, zu ihm kam. Er nahm sich nach Kräften zusammen, in seinem Befinden so gut wie möglich zu erscheinen, um Ringseis nicht weh' zu thun." Und als er zum letzten Schlummer die Augen zugethan, da brach Ringseis in so bitterliches Weinen aus, daß die starkmüthige Wittwe, von diesem Schmerze mitbewegt, ihm mit Trosteswort zu Hülfe kam. „Von allen Leidtragenden hat mich Keiner so gedauert, wie der Herr Geheimrath," meinte Ringseis' von Lasaulx's Begräbniß heimkehrende Hausfrau.

Im Juni kam Peter v. Cornelius, von längerem Aufenthalt in Rom nach Berlin rückkehrend, über München. „Wie ein schöner Page" (nach Julius v. Schnorr's Bezeichnung) geleitete ihn seine aus Urbino gebürtige, angeblich aus Sanzio's Familie stammende, junge Frau und versöhnte durch ihre anspruchslose Grazie, durch ihre unbefangene Freude an der über ihren Gatten ausgeschütteten Ehrenfülle alle Freunde mit der Thatsache dieser dritten Ehe, welche sie anfänglich befrembet hatte. Wohl begriff man, wie das Gefühl, diesem so Hochgefeierten von so ritterlichem Wesen anzugehören, ein empfängliches Gemüth über das Bedenken des Altersunterschiedes hinwegzuheben vermochte. — Ringseis strahlte von Glück, den Freund zu besitzen, war meist in seiner Gesellschaft und sah ihn zwei Abende bei sich, — das eine Mal mit dem

eben in München weilenden Grafen Montalembert, das andere Mal mit Oskar v. Redwitz, als dem Dichter des von Cornelius hochgehaltenen Trauerspieles „Thomas Morus“. Doch brachte der Dichter im Geleit nicht die tragische, sondern die komische Muse mit; er und der nicht minder als er mit dramatischem Nachahmungstalent begabte Graf Franz Pocci steigerten sich gegenseitig in eine Lebendigkeit humoristischer Darstellung, welche Cornelius zu hohem Ergötzen, dem über die Treppe hinableuchtenden dienstbaren Geist aber zu kopfschüttelndem Befremden diente. —

Neunzehn Jahre gingen dahin. Cornelius war längst aus dem Leben geschieden. Die noch jugendlich schöne Wittwe hatte sich wieder vermählt, — wie man sagt, auf ihres ersten Gatten eigenen Rath, — und lebte in ihrer Vaterstadt Urbino. Eines Tages erschien sie in München auf der Reise nach Düsseldorf, wohin sie zur Enthüllung des Cornelius-Denkmales geladen war. Mit Rührung begrüßte sie Ringseis, welcher, dem Tode nicht mehr fern, auf dem Krankenbette lag; seinen Töchtern aber schilderte sie, wie sehr sie stets der alten Zeiten gedenke, wie oft sie, wenn ihr Mann, seinem ärztlichen Berufe nachgehend, außer Haus verweile, ihren heranwachsenden Kindern erzähle von dem großen Maler, dessen Gattin sie gewesen, von den Festen ihm zu Ehren, die sie mitgemacht, von seinen Freunden, von Deutschland... Es war immer dieselbe einfache Grazie, dasselbe schlichte Gefühl, eingetaucht in den Zauber einer schönen, reichen Vergangenheit. —

Die jährlich im September tagende General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands sollte im Jahre 1861 in München stattfinden; schon waren die Zeiten so beschaffen, daß es freudige Ueberraschung her-

vorrief, als der Magistrat erklärte, in corpore an der Versammlung theilnehmen zu wollen, die Gewerbvereine veranlaßte, das feierliche Hochamt und den Zug vom Dom zum Versammlungsort (der östlichen Hälfte des Glaspalastes) mit ihren Standarten zu verherrlichen, und sein vielseitiges Entgegenkommen krönte durch Veranstaltung einer Festaufführung von Haydn's „Schöpfung", zu welcher der große Saal des Odeons sich mit den Geladenen füllte. Es war auf lang hinaus die letzte größere katholische Demonstration des Münchener Magistrats.

Dringendem Bitten entsprechend hatte Ringseis das Präsidium des Vorbereitungs-Comites übernommen, sich dabei jedoch so angestrengt, daß er am Morgen des Eröffnungstages mit Symptomen schwerer Erkrankung erwachte. „Gedenke, was dein Diener St. Bernhard von dir gesagt hat," rief er mit der ihm eigenen Inbrunst und Zuversicht zur hl. Jungfrau, „und mache es an mir wahr!" Todmatt verließ er das Haus, frisch und kräftig erreichte er den Dom und nichts mehr hinderte ihn, sein Amt zu Ende zu führen, nichts vergällte ihm den Genuß jener feierlich schönen Tage.

Außer den Eröffnungsworten hielt Ringseis einen Vortrag über „Die naturwissenschaftliche Auffassung des Wunders". Wir haben diese seine Auffassung sowohl mit als ohne Nennung seines Namens mehr als einmal verwerthet gefunden. Er legte dar, daß schon innerhalb derjenigen Welt, die wir die natürliche nennen, jede höhere Klasse von Existenzen an den niedrigeren solche Wirkungen ausübt, welche diese niedrigeren, wenn sie Bewußtsein hätten, als Wunder empfinden müßten; denn dasjenige, was für die höheren Existenzen unterscheidendes Merkmal, das sei für die geringeren Naturen eben Uebernatur.

. . . Die Pflanzenlebenskraft oder die Naturseele der Pflanzen verbindet und gestaltet die aus der unorganischen Natur aufgenommenen Stoffe in ganz anderen Weisen als es in dieser der Fall ist. Und die Naturseele der Thiere, die thierische Lebenskraft verbindet und gestaltet wieder anders als wir es in jenen beiden beobachten. Das niedrigste Thier besitzt Empfindung und willkürliche Bewegung, deren selbst die vollkommensten Pflanzen entbehren. Wie die Pflanzen durch Anziehen der Bodenbestandtheile und durch ihr Wachsthum die Oberfläche der ganzen Erde verändern, so verändern die Thiere durch ihre willkürliche Bewegung, ihre Weiden und Wanderungen, die Verbreitung und Vertheilung der Pflanzen. Das Angesicht der ganzen Erde aber wird durch den Geist des Menschen verwandelt. Die beziehungsweise so zu nennenden Wunder, die der Mensch der Natur gegenüber verrichtet, sind von dreierlei Art.

Erstens. Der Ackerbauer lockert mit dem Pfluge das Erdreich und säet in dasselbe die Samen der Getreidearten. Nun wachsen diese aus den eigenen, den Samen inwohnenden Kräften. Aber ohne des Menschen Schweiß und Arbeit würden die Samen nicht nur entarten, sondern gar nicht zum Wachsthum gelangen, würden verkommen. Ein anderes Beispiel: Die Chemie verbindet Dinge, die in der Natur getrennt, und trennt andere, die in der Natur verbunden zu sein pflegen. Nach der Trennung und Verbindung aber wirken und krystallisiren sich die verbundenen Stoffe aus ihren eigenen Kräften. Die Basalt- und viele Eisensteine enthalten Wasser in festem, gebundenem Zustand. Durch künstliche Erhitzung kann es der Chemiker entbinden und damit sein Laboratorium überschwemmen.

Wesentlich verschieden von dieser Art beziehungsweise so zu nennender Wunder ist eine zweite: Der Maschinenbauer, der Uhrmacher gestaltet und verbindet die verschiedenen Theile der Uhren aus Holz, Stahl oder Messing. Die wunderbare Wirkung des Uhrwerks kommt aber nicht von Holz, Stahl oder Messing als solchen, sondern von den verschiedenen Formen und der Verbindung der Theile, d. i. aus dem Gedanken des Menschen. Bei Uhren und anderen Maschinen ist es fast gleichgiltig, ob sie aus Holz, Stahl, Stein oder Messing bestehen. Der untergeordnete Theil, den das Material an der

Wirkung der Maschine hat, beschränkt sich lediglich darauf, dem aktiv gestaltenden Gedanken des Menschen gegenüber sich passiv gestalten zu lassen.

Noch größere Wunder übt aber drittens der Mensch an den untergeordneten Dingen, wenn er, in der künstlerischen Begeisterung über sich selbst hinausgehoben, Stein, Erze und Farben, Töne und Buchstaben so belebt und begeistet, daß sie die Beschauer, Hörer und Leser zu den höchsten Gedanken und Entschlüssen entzünden. . . .

Wenn es nun . . . höhere Wesen, als Menschen, wenn es einen allmächtigen, persönlichen Gott gibt: so muß es Diesem eben so leicht und natürlich, ja noch ohne Vergleich leichter und natürlicher sein als dem Menschen, an allen von Ihm geschaffenen Wesen Dinge zu wirken, die diesen allen unmöglich . . . . Ich unterscheide, wie dreierlei Wunder des Menschen gegenüber den untern Wesen, auch dreierlei Wunder Gottes der ganzen sichtbaren Welt gegenüber.

Wenn durch die emporgestreckten Hände der Menschen und die durstige Geberde der ausgetrockneten Erde bewogen, der Herr der Natur entfernte Regenwolken herbeiführt: so thut Er in Seinem größeren Machtgebiete Aehnliches wie der Gärtner, der seine Blumen mit herbeigeholtem Wasser begießt, und wie der Hausherr, der gerührt durch die mitleidflehende Miene seines hungernden oder leidenden Hausthieres ihm Speise, Getränk oder Arznei darbietet.

Wie der Chemiker mit dem aus Eisen- und Basaltsteinen künstlich entbundenen Wasser sein kleines Laboratorium zu überschwemmen im Stande ist, so ist im großen Erdlaboratorium eine solche Menge von Basalt und wasserhaltigem Eisen vorhanden, daß der allmächtige Chemikus aus ihnen allein ohne Zuhülfnahme des übrigen Wassers der Erde die Spitzen des fast 25,000 Fuß hohen Dawalagiri zu überfluthen im Stande ist. Von dieser Herrschaft Gottes über Himmel und Erde hatten schon Griechen und Römer höchst würdige Begriffe, wenn sie sagen: Er winkt, und Himmel und Erde erbeben.

Wenn der Gottmensch Jesus Christus Todte erweckte und nach Johannis Zeugniß aus Steinen Menschen, Abrahams Söhne, zu erwecken vermochte, so that Er in Seiner Machtsphäre nur, was der Naturforscher in der seinigen, wenn er

aus einer künstlichen Mischung neue, noch nie dagewesene Krystalle hervorbringt.[1]) Und wenn der Schöpfer nicht bloß schon vorhandene Stoffe verbindet und gestaltet, sondern die Urstoffe selbst aus dem Nichtsein hervorruft: so ist auch das der unbeschränkten Allmacht Gottes vollkommen natürlich, ja natürlicher als es dem genialen Künstler ist, nie-dagewesene Gedanken zu denken.

Gegen die Einwendung, Wunder setzten Aenderungen des Weltplanes, welche eines allweisen und allmächtigen Schöpfers unwürdig seien, erinnert Ringseis, aus der Erdkunde sei erwiesen,

daß es ein Weltalter gab, in welchem noch keine Menschen, und ein früheres, in welchem es weder Landpflanzen, noch Landthiere gegeben. Es walteten also damals in der Natur andere Gesetze und Formen. Wir haben im Tag- und Nachtwechsel alltägliche, im Wechsel der Jahreszeiten alljährliche, in den großen Weltepochen nach Jahrtausenden geschehende Aenderungen des Weltlaufs.

Wie diese Aenderungen im Ganzen, sagt R., so sei auch eine gewisse Breite der Thätigkeit, der Bewegung, der Freiheit im Einzelnen schon von vornherein in den Weltplan mit aufgenommen; dieser Breite der Bewegung entspreche ein dadurch nothwendig gewordenes, darum der Allmacht und Allweisheit vollkommen würdiges freies Eingreifen des Schöpfers. Insbesondere aber sei das Eingreifen durch Wunder motivirt gewesen in der Erscheinung Jesu Christi, wo es gegolten habe, die Welt für eine bis dahin unerhörte Höhe sittlicher Forderungen zu gewinnen. Die Berechtigung dieser Forderungen hätte das menschliche Bewußtsein niemals ohne Wunder sich aufdrängen lassen. U. s. w.

---

[1]) Es ließe sich hier auch erinnern an den Gärtner, der durch Einpfropfen dem Baum aus fremdem Stoff Früchte weckt.

Anmerkg. der Schreib.

Beim Festmahl den Toast auf den Vorort Prag ausbringend, wollte Ringseis nicht „Wasser in die Moldau oder gar in's Meer tragen" durch Aufzählung der „zahllosen Herrlichkeiten" dieser höchst würdigen Königs-, ja jeden Kaisers würdigen Stadt, — Einen Grund aber seiner Begeisterung für dieselbe könne er, ein Johann Nepomuk, (stürmisches Bravo,) nicht verschweigen. Im populärsten Heiligen, dessen sternbekränztes Bild auf allen Brücken stehe, ließ er Prag und alle Prager leben, warnte aber, da Sonderheit nicht die Einheit, und Einheit nicht die Sonderheit ausschließe, deutsche und czechische Böhmen vor falschen Nationalitätsbestrebungen. „Lassen wir uns nicht vom Nationalitäts-Teufel umgarnen!" Das römisch-deutsche Reich habe, ähnlich wie die Kirche, in alter Zeit sehr verschiedene Nationen umfaßt und nimmermehr hätte es ohne solche Vereinigung den Anfällen so vieler Feinde, (der Normannen, Sarazenen u. s. w.) widerstehen können. „Was würde in Zukunft geschehen, wenn die Nationen sich isolirten?!" —

Eine andere Versammlung, sehr verschieden von der eben berichteten, besuchte R. im September des Jahres: die der Naturforscher und Aerzte in Speyer, wo er mit seinen Begleitern bei Bischof Nikolaus Weiß, dem Allverehrten, in gütigster Gastfreundschaft aufgenommen war. In der Versammlung hielt Ringseis einen Vortrag: „Ueber das Ineinander in den Naturdingen," worin er den Stoff als den „zur Ruhe gebrachten Verein aller seiner Kräfte" darzulegen unternahm. (Siehe Beilage.)

Obwohl es bald nach der Ankunft in Speyer in einem Brief nach München heißt: „Der Vater wird alle Augenblicke freudig begrüßt," — (zum Theil von alten

Schülern unter den herbeigeströmten Aerzten der Pfalz,) — so wurden doch während des Vortrags auffällige Zeichen der Ungeduld laut, Murren, Zum-Schluß-Rufen, bis der Präsident der Versammlung, Medizinalrath Heine, mit Schärfe bemerkte, die jedem Redner zugewiesene Frist sei noch nicht überschritten.[1]) Die Schreiberin, Zeugin dieser Szene, war sich des Grundes wohl bewußt; nicht umsonst sah man in den Blättern Einrückungen mit Freimaurerzeichen, die „Brüder" waren zahlreich zugegen. Anderen Tages bei einem Gartenfest pflog R. eben lebhaften Gespräches, als in der Nähe etliche Herren sich unterhielten: „Kennen Sie den Alten dort?" „„Das ist ja der Bayer, der Ringseis!"" „Ei so, der gestern den interessanten Vortrag gehalten hat?" „„Ach was, ein verkappter Jesuit!""

Beim Festmahl kam Ringseis — vielleicht auf deren Veranlassung — zwischen zwei ihm Unbekannte zu sitzen. Der Eine gab sich als ein größeren Rufes genießender Physiolog zu erkennen, der, obwohl Materialist, sich trefflich mit ihm unterhielt. „Kennen Sie," frug der Andere, um sich Ringseis vorzustellen, „Ihren ehemaligen Zuhörer nicht? Ich heiße Robert Mayer und lebe in Heilbronn." „Wie?" rief Ringseis erfreut, „das wußte ich nicht, daß der berühmte Entdecker des Formwechsels der Kräfte mein Zuhörer gewesen!" Im Lauf des Gespräches geriethen sie auf Politik. Da äußerte Mayer: „Niemand kann uns helfen, als einzig der Papst." Ringseis verwunderte sich, einen Protestanten dieß sagen zu hören; aber derselbe entwickelte ganz katholische Gesinnungen. „Wie kömmt es dann, daß Sie nicht katholisch werden?" frug Ringseis. „Ein katholischer Pfarrer in

[1]) Ob die Rede in der Länge gehalten worden, wie sie im Bericht der Versammlung steht, wissen wir nicht.

meiner Nachbarschaft," erwiderte Mayer, „hat mir gesagt, das sei nicht nöthig, die Gesinnung genüge." „Fragen Sie noch einen anderen und mehrere katholische Geistliche, die werden Anderes sagen." (Hätte Mayer seinen Jugendfreund und Mitentdecker Albert Hetsch gefragt,[1]) so wäre ihm die richtige Antwort geworden.) —

Aus der nur theilweise entsprechenden Atmosphäre jener Tage kam Ringseis als Hausgast in die Herz und Geist erfrischende von Stift-Neuburg bei Heidelberg, wo Johann Friedr. Schlosser's Wittwe, die treffliche, originell geistvolle, herrlich erzählende „Frau Rath" auch nach ihres Mannes Tode fortfuhr, in ihrem traulich schönen Heim, einem alten Klostergebäude, die schönste Gastfreundschaft zu pflegen und ohne Ausschluß Andersgesinnter einen hochgeschätzten Mittelpunkt für Katholiken bildete.

Aus Speyer hatte Ringseis nach Haus geschrieben: „Ich zweifle nicht, daß Ihr Beyde (nämlich Frau und älteste Tochter) fleißig wart in den Vorbereitungen zur Venediger-Reise." Noch war er also für das Jahr nicht reisesatt und sehnlich wünschte er, die Seinigen alle nach der Lagunenstadt zu führen. Aber Friederike war nicht zum Mitgehn zu bewegen, was schon durch die nahende Siebzig sich erklärte; doch lag in der seltsamen Unbeständigkeit, womit sie die mehrmals ihr abgerungene Zusage immer wieder zurückzog, ja zu vergessen schien, der von den Ihrigen erst nachträglich erkannte Beginn eines Gehirnleidens. So blieb denn eine Tochter bei ihr, während Ringseis mit den zwei anderen nach Innsbruck entflog, wo die Bahn zu Ende ging und er an köstlichklarem

[1]) Sieh dessen Leben mit Einleitung von Bischof Perraud von Autun. Autoris. Uebers. aus dem Französ. Freiburg i. B. Herder, 1886.

Herbstmorgen die Stadt in einem Nebelsee versunken ließ, aus welchem vom Berg Isel aus betrachtet nur da und dort ein Thurmknopf hervorragte, ein Wölkchen emporflockte. Hatten nach Besuch der herrlichen Mittelstationen die Töchter aus Venedig Bericht zu thun von eigener Erschöpfung, so fügten sie hinzu: „Der Vater verschläft immer gleich wieder die Müdigkeit," während er selber triumphirend meldet, wie keine von Friederikens ängstlichen Vorhersagungen sich erfülle. Sein Sinn stund weiter nach Triest, was wegen der Seereise den Töchtern besorglich für ihn schien, — „aber," heißt es, „er hatte sich in den Plan ganz festgebissen, . . . sah lauter günstige (Wetter- und andere) Zeichen und hörte gar nicht, was einzuwenden war." Und er behielt Recht, die Seereise hatte ihm nichts an; mit Interesse durchfuhr er den öden Karst, den damals bezüglich seiner Berg-Eisenbahn noch ziemlich einzelstehenden Sömmering und gelangte wohlbehalten nach Wien, wo er im Hotel Meisel sogleich als der fröhliche Bahneröffnungs-Gast vom vorigen Jahr erkannt und freundlichst empfangen wurde.

2. 1862: Doktorjubiläum. — Ragaz; die Katholiken-Versammlung in Aachen; Luxemburg.

Zum 14. März 1862:

Gegrüßt am Ehrentage, so dir den Hut gewann,
Nun fünfzig goldne Spulen die Sonne drüber spann!
Dir naht mit frohbewegtem Gruß die Freundesschaar zum Preise:
Ringseis, tapfrer Ritter du ohne Furcht und Tadel,
In Wissenschaft und Leben deinem Stand ein Adel,
Licht, Heil und Trost für Viele, dem Vaterland ein Mann!
Du Herz wie Gold, du Kraftgeist, feurig und gelind,
Spiegelklar die Jugend, ein froh Gemüth im Greise,

Der Deinen Stolz und Herzenslust, dem großen Gott ein Kind!
Dich grüßt, was je dich liebte, das mag ein Grüßen geben!
Gruß der Armen, Kranken fühlst du dich leis umschweben.
Hoch vom Himmel grüßen, die hinüber sind.
Der traute Bruder zieht voran, selbst nun Jubilar,
Begrüßt dein einst so schwarzgelockt, dein liebes greises Haar.
Vereint im hundertsätzigen Strauß habt ihr den Hut erstritten,
Brüder nicht im Blut nur, auch in Geist und Sitten.
Wie wird dem frommen Auge nun die Führung klar!
Er dem Beruf ein Opfer, Schirmgeist deinen Schritten,
Hienieden du, er droben, ein dankend Jubelpaar.
Sankt Sebastian, Sankt Nepomuk, sein und dein Patron,
Begrüßen dich, der Himmel rings neigt sich unsren Bitten,
Sedes Sapientiae grüßet, sprechend zu dem Sohn:
„Kind, segne mir den Doktor in steter Promotion,
Einst Selber Du in Ewigkeit Sein überreicher Lohn!“

Vorstehendes Gedicht widmete dem Jubeldoktor eine Anzahl Freunde auf einem Gedenkblatt, das nach Moritz v. Schwind's Vorschlag nicht aus Pergament, sondern aus Silber gefertigt war. Mit schöner Randzeichnung von Eduard Ille, die Max Jos. Seitz noch mit prächtigem Arabeskenschmuck bereicherte, wurde es durch Letzteren auf die Silberplatte gravirt.[1])

Am Vortag des Festes machte König Ludwig einen bei ihm — außer auf Reisen — unerhörten Sprung über die Etikette, indem er den Nichthoffähigen an seinen Mittagstisch zog, im freundschaftlichen Kreis mit den Grafen K. Seinsheim und F. Pocci, dem Baron K. Aretin und dem Reichsrath v. Bayer. Die Sachkundigen belehrten Ringseis noch über Auszeichnungen, welche der

---

[1]) Der ausgezeichnete Kunsthandwerker Fortner, welcher zuerst die Arbeit übernommen hatte, jedoch — wegen Ueberbürdung — für späteren Termin, starb am Morgen des Jubiläums.

hohe Gastgeber in gewisse Feinheiten der Etikette gelegt, z. B. daß Champagner und Toast „auf R.'s Berühmtheiten" und „was unvergleichlich mehr, auf den Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit" schon nach der Suppe erfolgte. Die ganze Tischzeit über blieb der greise König von rührender Güte und Herzlichkeit und zum Schluß packte er dem Ehrengast die Taschen voll Orangen.

König Max, in Nizza weilend, gratulirte durch das Komthurkreuz des Zivilverdienstordens, der ärztliche Verein mit einem von Karl Voigt modellirten Bildniß des Jubilars in goldner Medaille nebst silbernen Dubletten. An Vorabend und Festtag gab Eine Deputation der anderen die Thür in die Hand.[1]) Erwies sich R. in seinen Antworten von schlagfertiger Frische, so brach ihm einen Augenblick die Stimme, als er den Glückwunsch erwiderte, welchen Prof. v. Beckers an der Spitze von Senat und Verwaltungsrath und der in corpore erschienenen medizinischen Fakultät ihm dargebracht; aber schnell wieder sattelfest, sprach er mit so überzeugender Liebe, daß alle Gegenwärtigen — und darunter waren Solche, mit denen er harten Strauß gestritten, — seine Umarmung und die Bitte, ihm jede etwaige Kränkung zu verzeihen, mit gerührter Herzlichkeit entgegen nahmen. Mit besonderer

---

[1]) Z. B. von Ministerium des Innern, Magistrat, Spital, Militärärzten, Bayerns Aerzten überhaupt, den rheinpfälzischen insbesondere, Studenten (Aenania, Isis, Tafelrunde). Als Abgeordnete der Korps seine einstige Verwendung für ihren Fortbestand berührten, (sieh Bd. III, S. 107 f.) sprach Ringseis, in Feuer gesetzt, von der Verbindung zu organischen Ganzheiten, — „Ist ein Mediziner unter Ihnen, so muß er das wissen," — ahnte aber nicht die Spitze, die in seiner Rede lag: Eine gemeinsame Festfeier der Studirenden unterblieb, weil die Corps mit den Verbindungen und Obskuranten sich nicht hatten einigen können.

Genugthuung zeigte Ringseis seinen ärztlichen Kollegen den Brief jenes einst von ihm geheilten Epileptikers, von welchem in Band III, S. 23 die Rede.[1]) Etwas muthwillig aber wurde er, da als Abgeordnete der Akademie die drei persönlich ihm befreundeten Klassensekretäre von Martius, Streber und von Döllinger eintraten. Auf Martius' halb feierliche, halb herzliche Worte bekannte R. mit zerknirscht über der Brust gekreuzten Armen, welch unwürdiges Mitglied er sei, — außer der Antritts- und der Gedenkrede auf Walther hat er nie für sie gearbeitet, — wenn's in seinen Jahren noch möglich, wolle er sich bessern.

Als bei dem von Universität und ärztlichem Verein veranstalteten Festmahl von etwa 125 Gedecken schon Alles toastirend fröhlich durcheinander wogte, sprach Dekan v. Rothmund seine Freude aus, an einem so wohlbekannten Lebenslauf eine noch selten berührte Seite zu feiern durch ein Andenken, das er R. zu übergeben habe. Des Jubilars gleichmüthig freundliche Züge überglänzten sich, als er, das Empfangene aus der Hülle lösend, das Feldzeichen vom J. 1815/16 erblickte, das ihm seinerzeit nicht zu Theil geworden war.[2])

Schon hatte eine Mannigfaltigkeit von Toasten rührend und heiter die preiswürdigen Seiten des Jubilars gefeiert und er nacheinander mit Toasten auf die Ideale seiner Jugend, auf die deutsche Einheit, auf Bayerns Monarchen, auf seinen königlichen Gönner Ludwig I. insbesondere, erwidert, als Obermedizinalrath v. Pfeufer in heiterer Laune das Wort ergriff:

„Nun stellen Sie sich hieher, Herr Geheimrath, nun habe ich mit Ihnen zu thun. Ein Sprichwort sagt: Was

[1]) Sieh auch Beilage zu 1862.

[2]) Sieh Bd. I. S. 294.

man in der Jugend sich wünscht, deß hat man im Alter die Fülle. Ein Hauptwunsch der Jugend ist, immer jung zu bleiben. Damit kann man nicht meinen, seine dunklen Haare, seine rothen Wangen zu behalten, das geht ja nicht," — Ringseis streicht seine Wangen in selbstzufriedenem Protest; Gelächter; — „nein, man meint die innere Jugend, die warm empfindet, liebend anschaut u. s. w. Ich frage Sie, meine Herren, ob dieser Mann, der vor Ihnen steht, ein Jüngling ist oder nicht?" (Zuruf der Bejahung von allen Seiten.) „Wer, der soeben Sie reden gehört, gedachte nicht der Stimme des Ajax, womit er zehntausend Männer übertönt? ... Es ist zwar so eine Sache, bei einer Festlichkeit vom Tode zu reden, aber der Mann hier fürchtet sich nicht vor dem Tode. Nun denn, wir können es sagen, wenn er einmal nicht mehr unter uns weilen wird, so wird sein Andenken noch unter uns wirken und in Herzlichkeit fortleben, und namentlich wird der Sang, der so oft von seinen Lippen getönt, in liebender Erinnerung wieder und wieder ertönen. Aber auch heute wollen wir ihn nicht missen, den wohlbekannten Prinz Eugen." Das war es, wo Pfeufer mit dieser liebenswürdigen, seinen Mann richtig beurtheilenden Ansprache ihn haben wollte: Oskar v. Redwitz, um ein Festgedicht gebeten, hatte nämlich eines auf die Melodie des so oft aus Ringseis' Mund erklungenen alten Soldatenliedes gedichtet[1]) und aus seinem fränkischen Schloß nach München gesandt. Schon lag dasselbe im Druck an die Gäste vertheilt; Ringseis aber, hievon nichts ahnend, meinte, es könnte ihm gehen wie seinem Helden mit dem Reutlingerwein: wie Prinz Eugen den Wein

[1]) Uebrigens hatte schon Franz v. Kobell in seinem poetischen Toast auf das alte Lied angeklungen (sieh Beilage).

nicht mehr hinunter gebracht, so bringe er das Lied nicht mehr heraus.

„Ehedem, wenn ich es sang, stund Direktor Peter Cornelius da, der stieß mich in die Rippen und soufflirte. Wo ist der Souffleur?" „Neue Auflage, neue Auflage," rief es von allen Seiten und nun ging's los. Obwohl den neuen Text in Handen, merkte R. erst während dem Singen das liebenswürdige Taschenspielerstückchen und verfolgte mit vergnügtem Schmunzeln der neuen Strophen gelungenen Verlauf.

„Prinz Eugen" — die alte Weise
Sangst Du uns im Festeskreise
Frohen Herzens manch ein Jahr. —
Ei so woll'n vor allen Dingen
Wir nach diesem Sang Dir singen,
Ehrenreicher Jubilar!

Wohl, so grüßen wir von Herzen
Dich als Doktor aller Schmerzen,
Medicum doctissimum.
Laß uns All' Dir gratuliren,
Daß Du thätst nun ordiniren
Gar ein halbes Saeculum.

Ei! was Titul und was Ehren
In den Doktorhut bescheeren
Dir Frau Medicina that!
Bist geworden ein Professer
Und dann kam es noch viel besser,
Wardst sogar Geheimerath!

Doch geheimthun! — Nein, wir wissen,
Deß hast Du Dich nie beflissen,
Kriegserprobter Veteran!
Zogest offen stets vom Leder,
Und gar wohl versteht Dich Jeder,
Denn fürtrefflich ist Dein Organ.

Veteran wohl nach den Jahren,
Doch vom Alter nichts erfahren
Hat Dein urgesunder Kern.
Könnt' sich manch ein Junger schämen,
An Dir ein exemplum nehmen,
An Dir altem jungen Herrn.

Glatter werden, glatter immer
Herren sowie Frauenzimmer,
Werden nivellirt zumal;
Doch Du bist Dir gleich geblieben,
Ein apart unabgerieben
Altes Ritteroriginal!

Stehest fest auf Deiner Schanze,
Legtest ein gar manche Lanze,
Trotzend jedem Hieb und Schuß;
Thätst die Fahne nie verlieren,
Thätest nie kapituliren,
Treu, wie Prinz Eugenius.

D'rum, ob für Dich oder gegen,
Ehr'n wir Dich als tapfern Degen
So in fide wie litteris.
Ei, Du führst gar grobe Hiebe,
Doch Dein Herz bleibt stets voll Liebe,
Ja, das wissen wir ganz gewiß.

Und, wer will es widersagen?
Bei wie vielem Leid und Klagen
Stand'st Du als ein Helfer da!
Wen hat nicht Dein Haus erfreuet,
Lied und Spiel d'rin hold zerstreuet! —
Domus heu poëtica!

Ja, Du Jubelgreis von Eisen,
Darfst die fünfzig Jahr' wohl preisen,
Und gar Viele freu'n sich mit.
O wer kennt in Münchens Straßen
Dich nicht, denn bekanntermaßen
Wirst verwechselt Du niemals nit! —

Doch, fast hätten wir's vergessen –
Wer weiß so die Zeit zu messen
Zu des Studiums Gewinn?
Kann so kerzengrad spazieren
Und dabei im Buch studiren? –
Und nicht einmal fielst Du hin!

(Langsam feierlich.)

O Du sollst auch niemals fallen!
Nein, steh' recht lang noch uns Allen
Aufrecht da, ein froher Greis! –

(Wieder im vorigen Tempo.)

Ei so woll'n das Glas wir heben,
Hoch und dreimal hoch soll leben
Hoch – der Doktor! – Hoch – Ringseis!

Dem Hauptfest zur Seite gingen kleinere Ehrentafeln und -Täfelchen, Festabende der Gesellschaft Tafelrunde, des akademischen Gesangvereins, wo eine von Herrn Generaldirektor v. Lachner selbst in Musik gesetzte Festkantate gesungen wurde u. s. w.; zur Nachfeier folgte Ringseis einer Einladung ins Priesterseminar zu Freising, wo er etliche Tage in aller Fröhlichkeit von den Ehrenstrapazen sich erholte.

Wir schließen mit der letzten Strophe eines Gedichtes von Hyacinth Holland:

Du werther Recke, freue Dich
In Deinen alten Tagen,
Daß Du so kühn und ritterlich
Dich mit Tod und Teufel geschlagen!

und Johannes Schrott's schönen Worten:

Lehrend und lernend entfloh'n Dir sieben der größeren Wochen;
Bringe das Halljahr Dir, Wissender, seliges Schau'n!

Im Herbst des Jahres wurde der rheumatische Kobold, der R. noch immer quälte, im Bad Ragaz in der Schweiz vollends ausgetrieben, und zwar, um die Kur rasch abzumachen, mit täglich zwei Bädern, jedes in Dauer einer Stunde, — mehr ein Beweis seiner guten Natur, als ein Exempel für Andere. — Auf einem Spaziergang nach Bad Pfäfers[1]) gesellte sich zu ihm ein österreichischer Major, den er an der Wirthstafel hatte kennen gelernt. „Wie viele Jahrtausende," meinte dieser, „mag die Tamina gebraucht haben, um diese Schlucht auszunagen?" „Hm," erwiderte Ringseis, „vielleicht doch wenigstens eine Stunde, vielleicht auch nur eine Viertelstunde," und da der Major ihn sprachlos anstaunte, — „Sie haben uns gestern erzählt von den Wundern der Adlersbergerhöhlen und deren riesiger Ausdehnung; wie nun, wenn hier oben durch eine Erderschütterung an solch einer vielstundenlangen Höhle die Decke eingestürzt wäre, — die eine Hälfte wich nach rechts, die andere nach links, der oberhalb liegende See fand einen Ausweg und in einer Viertelstunde hatte die Tamina die Ebene erreicht." Ueber die Gefahr voreiliger Schlüsse bezüglich der naturgeschichtlichen Zeiträume erwähnte R., wie der Engländer Brydone aus der Unfruchtbarkeit der zu Plinius' Zeit vom Vesuv ergossenen Laven einen Schluß gezogen auf unermeßliches Alter anderer Laven, welche längst mit reicher

---

1) Hier im alten Badeort, von wo Ragaz die Therme durch Leitung empfängt, besuchte Ringseis öfter seinen alten Freund v. Moy; derselbe hatte nach einem unglücklichen Fall und ebenso unglücklicher ärztlicher Behandlung sein krankes Bein nach langen Leiden [illegible]blich durch den geschickten chirurgischen Handgriff eines Tyroler [illegible] in Ordnung bringen seh'n; in Pfäfers, das er auf [illegible]itlich eingeholten Rath gebrauchte, ließ er denn auch [illegible]rückenstock zurück.

Vegetation sich bedeckt haben. Willkürlich nahm er an, daß alle Lava durch Verwitterung sich endlich in fruchtbaren Boden verwandeln müsse. Abbate Ferrara, der größte Kenner des Aetna, zeigte aber in Pictet's Journal der Physik, daß es Lava-Gattungen gebe, die sich niemals, andere, die sich schon in wenigen Jahren übergrünen.

Aus der Schweiz fuhr R. den Rhein entlang und nach Aachen, um auch dieß Jahr der Versammlung katholischer Vereine beizuwohnen. Ein Vortrag, welchen er dort gehalten[1]), gewissermaßen die Fortsetzung dessen, was er ein Jahr vorher in der Münchner Versammlung gesprochen, bekämpfte die Behauptung, daß Glauben und Wissen, daß Vernunft und Offenbarung einander ausschließen.

Man nennt „Wissen" ein für wahr Halten nicht bloß dessen, was man selber erfahren, sondern auch desjenigen, was glaubwürdige Zeugen bezeugten. Nicht bloß diejenigen, welche das alte Rom, Athen, Carthago mit ihren Augen gesehen, sondern auch wir ... wissen es, daß und wo sie gewesen. Will man aber dieses Wissen, weil es auf Autorität und nicht auf unserer eigenen Anschauung beruht, nur als „Glauben" bezeichnen, so ist doch dieser Glaube von der vollsten Ueberzeugungsgewißheit begleitet. Dieses historische, auf Autorität beruhende Wissen oder Glauben ist allerdings verschieden von dem gleichfalls auf Autorität gestützten religiösen Glauben, weil die Gegenstände des historischen Wissens nicht blos vergangene, sondern auch unsern Sinnen zugängliche, die Gegenstände religiösen Glaubens aber unsern Sinnen unzugängliche und großentheils, wie das Leben nach dem Tod erst zukünftige sind.

(Aber) die Gegenstände der Offenbarung sind keineswegs unbedingt, sondern nur relativ der Erfahrung unzugänglich. Wenn in dieser sichtbaren Welt sich Jemand zugleich als gegen-

---

[1]) Abgedr. im 50. Bd. S. 756 f. der „Histor.-pol. Blätter".

wärtigen Bürger einer nur für uns jenseitigen und zukünftigen beglaubigte, ja wenn er sich als den Herrn über Leben und Tod und über die ganze Natur beurkundete durch Wunderthaten, welche den Kräften der dießseitigen Welt völlig unmöglich: müßten nicht die Versicherungen eines solchen uns noch viel mehr Ueberzeugung gewähren als die derjenigen, welche uns das Dasein der genannten alten Städte bezeugen?

Gerade diejenigen Gegner aber, welche die Materie, z. B. den Phosphor als befähigt erachten, im menschlichen Gehirn sich in Gedanken und Willen zu verwandeln, gerade diese sagen: wenn es auch eine jenseitige Welt, einen überweltlichen Gott gäbe, so könnte dieß uns nicht nützen, da jedes Wesen ein auf seine Sphäre beschränktes sei; so könnte auch der nur mit beschränkter Vernunft Begabte nicht übermenschliche Dinge erfassen. Gott würde der menschlichen Vernunft nichts mittheilen können, was zu empfangen diese nicht befähigt wäre. Allerdings, sagt Ringseis und knüpft hiemit an den Gedankengang des vorigen Jahres wieder an, allerdings vermöge kein niedrigeres Wesen *aus eigener Kraft* sich zum höheren zu steigern, aber das niedrigere werde durch Einwirken des höheren der Kräfte dieses höheren theilhaft, so der unorganische Nahrungsstoff, ins *Innere* der Pflanze aufgenommen, aller Kräfte der Pflanze, — so durch alle Grade hindurch bis dahin, wo der Mensch dem Erze, dem Marmor, den Farben, der Druckerschwärze den Schwung *seiner* Begeisterung zu ertheilen, und damit ganze Völker in die gewaltigste heilsame oder verderbliche Bewegung zu setzen vermöge. Wenn nun der Mensch, sich zum Kinde, zum Thier, zur Pflanze u. s. w. herablassend, alle diese niedren Wesen zu sich emporhebe: sollte nicht der gläubig sich hingebende Mensch, zu dem sich Gott gleichzeitig in der Menschheit und im heiligsten Mahle herabläßt, ebenfalls zu Gott emporgehoben werden können? Wie

somit unser profanhistorisches Wissen und Glauben, so beruhe auch unser religiöses auf der Autorität glaubwürdiger Zeugen, die heimisch sind in der Welt, über die sie aussagen.

Streng genommen beruht alles Wissen, nicht bloß das auf Sinneswahrnehmung gegründete, sondern auch das formal logisch und mathematisch gewisse, wie das durch höhere Offenbarung mitgetheilte auf Autorität und auf Glauben. Denn ohne die gläubige Voraussetzung, daß unsere Sinnen-, Vernunft- und Verstandeseinrichtung nicht auf Täuschung berechnet sei, also ohne die Voraussetzung der Autorität eines wahrhaften, jeder Täuschung unfähigen Schöpfers . . . wäre all' unser Wahrnehmen bodenlos ungewiß. Es ist also unwissenschaftlich und unvernünftig, das Glauben dem Wissen als mit ihm unverträglich entgegen zu setzen; der Glaube ist eine andere Weise des Autoritäts- oder des historischen Wissens: das Wissen des durch Gottes Einwirken außerordentlich Geschehenen. Ja der religiöse historische Glaube hat vor dem profanhistorischen noch ein besonderes Merkmal der Gewißheit. In der gläubigen Hingebung nämlich berühren wir Gott selber wie im Gebet und im Gewissen. Man kann aber Gott, den Urquell der Weisheit, Macht und Liebe unmöglich gläubig berühren, ohne aus ihm zu schöpfen . . . . u. s. w.

Mit diesem, nicht bloß auf dem Zeugniß Anderer, sondern auf eigenster Lebenserfahrung gegründeten Bekenntniß Ringseis' wollen wir unsern Auszug schließen. Ja! Das Christenthum war ihm nicht eine bloße Lehre, sondern eine in Millionen Herzen und so auch im seinigen erlebte und daher unumstößlich bezeugte Thatsache. —

Neu war für Ringseis auf der Reise das malerische Luxemburg und das hochmerkwürdige Trier mit seinen altrömischen Baudenkmalen. In ersterer Stadt, wo Frau Sophie Funk dem alten Freund ihres sel. Vaters Christian Brentano, dem mit Erfolg gesegneten Arzt ihrer eigenen Jugendtage, freudigen Willkommen bot, suchte er außer dem nachmaligen Bischof Adamus die

treffliche Oberin der Elisabethinen auf, (Anna) Hildegard, die älteste von Ernst de Lasaulx's drei Schwestern, welche sämmtlich sich dem Ordensstand gewidmet haben. A. Hildegard's Nachfolgerin im Amt war jene Clementine, von welcher, da sie noch in der Welt lebte, Jodok Stülz[1]) in einem Briefe sagt: „in ihrer Art ebenso einzig, wie ihr Bruder,“ „eines jener wenigen Wesen, die man einmal gesehen nie wieder vergessen kann.“ Die mittlere der drei Schwestern, (Amalie) Augustine, war die in ihrer Thätigkeit ebenfalls ausgezeichnete Oberin der Borromäerinen zu Bonn, die leider aus Anlaß des Vaticanums durch irrende Führer sich selber hat irremachen lassen. —

3. 1863: Hohenpeißenberg; Lamont; Fürstentag. — 1864: Max II. †; Ludwig II. — Schleswig-Holstein. Polen-Comite. — Schönbein. — 1865: Zum 16. Mai. — Ein Landhaus in Tutzing; verschiedene Besucher; ein Wort über Dr. Mich. Strodl.

Zur Zeit eh' der große Fremdenverkehr auch den Hohenpeißenberg zu überfluthen begann, bot der dortige freundliche Pfarrhof Unterkunft für solche Gäste, welchen das Bauernwirthshaus nicht genügte. Für die Herbstferien 1863 war Ringseis zu längerem Besuch Quartier daselbst zugesagt[2]) und er freute sich, den schönen Bergweg zwischen Hohen- und Unterpeißenberg oder Sulz fleißig auf- und abzuwandern. Mit wehmüthigem Mitleid aber bemerkte die begleitende Tochter, wie beim ersten Hinaufweg unter einfallendem Gewitterregen ihr Vater immer stiller wurde, und in den etwa sechs Wochen Auf-

[1]) Sieh dessen Lebensbild, vf. durch Wilh. Pailler. Linz, Ebenhöch, 1876. (S. 119.)

[2]) Von Hrn. Pfarrer G. Mayr.

enthalts auf dem Berg war von solcher Wanderung nie mehr die Rede. Ringseis hatte seine 78 Jahre zu gering angeschlagen. Um so fröhlicher genoß er auf seiner hohen Warte bei trefflicher Verpflegung die Stille und Ruhe zu geistiger Arbeit, die reine Berg- und Waldluft, den köstlichen Blick auf die Gebirgskette, deren Mittelstück nur durch das Ammerthal vom Beschauer getrennt liegt, und gegen Norden auf die unabsehbare bayerische Ebene; an Morgen höchster Klarheit, wenn ein vollkommener Niederschlag der Dünste diese Ebene in das täuschende Bild eines schimmernden See's verwandelt, ragt an der nördlichen Grenze, wie Ringseis durch eigene und fremde Erfahrung wußte, ein bleiches Bergriesenhaupt empor, der Ochsenkopf des Fichtelgebirgs.

Eine Weile war Ringseis' Mitgast auf dem Berg, dessen Pfarrherren sich auch zu meteorologischen Beobachtungen verpflichten, der Conservator der kgl. Sternwarte, der berühmte Prof. Lamont, „um Sonne und Polarstern zu begucken" und Messungen anzustellen. Von einem ziemlich schaffotmäßigen Gerüst, das er sich hatte zimmern lassen, stieg er zu den Mahlzeiten herunter, wo er sich, wenn auch nicht sehr redselig, als angenehmer Tischgenosse erwies. Katholischer Hochschotte, war Lamont als Knabe zu Erziehung und Ausbildung ins Schotten-Kloster zu Regensburg geschickt worden, welches bekanntlich noch aus der Zeit der schottisch-irischen Bekehrer Deutschlands stammte, und lebte nun schon seit 1836 auf seiner Warte in Bogenhausen sein einsam thätiges Gelehrten- und Junggesellenleben, unter Tags allerdings Verkehr und geistigen Bedarf in der Hauptstadt suchend und holend. Die schlanke, ja hagere Gestalt, vom vielen Weilen am Teleskop einseitig geworden, trug den entschiedenen Gelehrtentypus, ebenso der feine Racenkopf mit den schön-

geschnittenen Zügen, mit dem Ausdruck scharfen Beobachtens und inneren Verarbeitens in dem geistreichen Auge, dem man wohl zutrauen mochte, daß seine ruhige Kühle einen Gluthherd bergen könnte; die festgeschlossenen feinen Lippen, nach britischer Weise auch im Sprechen sich nur mäßig öffnend, deuteten trotz der geringen Kraft der Stimme und der Gelassenheit der Rede auf eine Entschiedenheit, die manchmal unhandsam sein mochte. Von Zeit zu Zeit überglitt sie ein feines Lächeln trockenen Humors; so wenn er, beim Nachtisch das Obstteller ablehnend, erzählte, wie er als Knabe im Haag gelandet, des Holländischen unkundig, einer Obstlerin ein Geldstück hingelegt, wofür er in seinen rauhen Bergen ein paar Aepfel würde bekommen haben, wie die Frau ihm zuerst die Taschen, dann die pantomimisch ihm abgeforderte Mütze vollgepackt und er endlich fortgehend begonnen habe zu essen, — „Und seither esse ich kein Obst mehr.“ Oder wie man nach seiner Ankunft in Regensburg ihn gefragt, ob ihm die Donau gefalle, er aber als echter Hochschotte geringschätzig geantwortet habe: „Das ist nichts gegen den Tweed,“ und wie er dann nach Jahren die Heimath — vielleicht nahe dem Ursprung des Flusses — besuchend, in Bestürzung sich nach dem Tweed umgesehen habe, der, so schien es ihm, einstweilen davongelaufen sei.

Interessant war das Verhältniß des Astronomen und Mathematikers zu Religion, Philosophie und Musik. Gläubig-eifriger Sohn der katholischen Kirche, war ihm wohl in ihren festen Dogmen und Normen; um die Zahlensymbolik, die in denselben dem Forscher sich offenbart, dürfte der Mathematiker sich wenig gekümmert haben, denn sie spielt ja ins Gebiet der Philosophie und von dieser wollte Lamont als von etwas Nebulosem und meist Widerkirchlichem nichts wissen; hierin natürlich hielt ihm

Ringseis, wenn auch die Thorheiten und Irrgänge vieler ihrer Jünger zugebend, tapferen Widerpart. Auch die mathematische Grundlage der Töneharmonie wird Lamont gleichgültig geblieben sein, denn Musik existirte nicht für ihn, (oder vielleicht nur als beschwerlicher Lärm;) er bekannte, daß er niemals die Töne der Musik habe unterscheiden können, niemals gewußt habe, ob eine Musik rein oder falsch, schön oder häßlich sei. Diesem Mangel in seinem Wesen mochte eine gewisse Starrheit entsprechen, welche ihn, wo er sich gekränkt oder beeinträchtigt glaubte, für Ausgleichungsversuche wenig zugänglich machte. Trotzdem wird schwerlich Jemand, der ihn gekannt hat, einen anderen als edlen Eindruck von ihm bewahren.[1]) —

Während Ringseis noch auf seiner Berghöhe weilte, geschah die Zusammenkunft der deutschen Fürsten zu Frankfurt a. M. In hochgespannter Erwartung verfolgte er deren Verlauf, an Kaiser Franz Joseph's opferbereiter Initiative sich erfreuend. Man sagt, die Vorschläge Oesterreichs seien nicht praktisch gewesen; aber am redlichen Willen des Kaisers konnte kein Zweifel sein und der preußischen Regierung verargte es R. höchlich, daß sie nicht einmal einen Versuch der Verständigung machte und vom Kongreß sich vollkommen ferne hielt. Schon hatte sie ja seit dem Erkranken des edlen Königs Friedrich Wilhelm's IV. die von demselben verlassene friedericianische Politik wieder aufgenommen und plante ganz andere Dinge. Fünf Jahre später erinnerte R. in einer Rede im katholischen Kasino an den Fürstentag, an Alles, was inzwischen sich ereignet hatte, zugleich an das edle Wort

---

[1]) Prof. Schafhäutl hat über Lamont († 1879) in den „Hist.-pol. Bl." 85, S. 54—82 einen schönen sachkundigen Nachruf veröffentlicht, welcher dann von der Leopoldo-Carolina eigens begehrt worden ist.

Kaiser Franz Josephs „Ich bin ein deutscher Fürst", als für die Abtretung des linken Rheinufers ihm die lockendsten Versprechen vorgehalten wurden. „Es ist nöthig," betonte R., „unsere vergeßliche Zeit an so entgegengesetzte Handlungsweisen zu erinnern." —

(Wovon es in Band III, Seite 254, Zeile 6 von unten heißt: Weiteres beim Jahre 1864, — das verlegen wir an den Schluß des Kapitels.)

Am 10. März 1864 wurde die Hauptstadt und mit ihr das Land nach zwei- bis dreitägiger Krankheit König Max des II. erschüttert durch die Kunde seines Todes, welchen derselbe in christlicher Ergebung mit klarem Bewußtsein hingenommen hatte. Den Thron bestieg ein schöner Jüngling, auf dem die Blicke aller Ernstgesinnten mit wehmüthiger Rührung, einer Mischung von Besorgniß und freudigem Wohlgefallen ruhten, während Andere in schwärmerischer Begeisterung für ihn gleichsam ertranken. Seine ersten öffentlichen Lebensäußerungen zeigten ihn als ein interessantes, in vielerlei Beziehung hoffnungsvolles, aber noch durchaus unweltläufiges Kind. Mit durstigem Ohr sogen Alle, denen Solches willkommen war, die Erzählung jener Züge ein, welche Sittenstrenge und Frömmigkeit zu verrathen schienen und eine ernste Auffassung seiner Regentenpflicht. König Ludwig I., welchem die Nachricht von seines Sohnes Tod in Algier zugekommen, begrüßte, so sagt man uns, bei seiner Rückkehr den zärtlich von ihm Geliebten voll Rührung mit den Worten: „Mein Enkel und mein König!" Kurz nach des jungen Monarchen Thronbesteigung erzählte uns eine verständige Frauensperson, wie er bei einem Besuch auf Hohenpeißenberg ihr erschienen sei, — „Er hat was, das Ehrerbietung einflößt, was Priesterliches!"

— Wir haben nicht den Lebensgang Dessen zu verfolgen, der ein so tragisches Ende genommen; nur bezüglich seines Verkehres mit jenem Manne, den Viele für seinen bösen Dämon gehalten haben, erwähnen wir hier zwei Züge. Als die verhängnißvolle Einladung Ludwigs II. an Richard Wagner ergangen war, sagte ein Mann, bei welchem der Komponist oft Gastfreundschaft genossen, und welcher es Ringseis selber erzählt hat: „Höre, Wagner, Du kömmst zu einem phantasiereichen jungen König; hüte Dich, Deinen zersetzenden Einfluß an ihm zu üben!“ Es sei merkwürdig gewesen, fügte der Erzähler hinzu, diesen Zersetzungsprozeß z. B. an Frauen zu beobachten, auch wenn sie in keinem unziemlichen Verhältniß zu Wagner gestanden. Und als der Monarch schon ganz umgarnt erschien, sagte Ludwig I. zu Ringseis: „Könnte man an Zaubertränke glauben, man müßte annehmen, einen Zaubertrank habe Richard Wagner meinem Enkel gereicht.“ —

Zur Zeit, als König Max die Augen schloß, war bereits der schleswig-holsteinische Krieg entbrannt. Ringseis meinte das Recht auf des Augustenburgers Seite zu erkennen; war aber die Sache eine unter ehrlichen Leuten strittige, und bot Dänemark durch einen zu weitgehenden Erbanspruch den Kriegsanlaß, war somit der Krieg moralisch zuläßig, dann hielt R., — der es nie verschmerzen gekonnt, daß seit der Reformation allmälig Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Holland, die Ostseeprovinzen, Belgien und Helgoland vom deutschen Reichskörper abgerissen worden, — er hielt, sagen wir, die von den Gegnern selber gebotene Gelegenheit zur Wiedererlangung zweier deutschen Länder für eine von Gott geschenkte, „umsomehr als in naher Zukunft ein allgemeiner Krieg doch nicht

zu vermeiden". Die auf Schleswig-Holstein bezüglichen Bestimmungen des Warschauer und Londoner Protokolls ohne Zuziehung und Zustimmung des deutschen Bundes von Seite Oesterreichs und Preußens nannte er „ein schreiendes Unrecht, eine feige Nachgiebigkeit gegen Rußland, einen hochmüthigen Verrath an Deutschland". Die angebliche „Nothwendigkeit der dänischen Integrität" bedeute von Seite Rußlands, Englands und Frankreichs nichts Anderes als die „Nothwendigkeit der Nichtintegrität, d. i. der Schwäche Deutschlands".

„Rußlands Regierung," schreibt R. einmal, „strebt, besonders seit des ersten Napoleon Besiegung, offenbar nach der Weltherrschaft, sie bedarf dazu des Kaukasus, des schwarzen und Mittelmeeres, sowie des Besitzes der Ost- und Nordsee durch Dänemark und Holstein; und sie scheut kein noch so schlechtes Mittel zum Zwecke. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß einflußreichen Personen, besonders Mätressen u. A. Säcke voll Gold oder Brieftaschen voll Banknoten ins Haus geschleppt werden. Wie England und Frankreich, so hetzt Rußland fremde Regierungen gegen ihre Unterthanen, und diese gegen ihre Regierungen. Preußens Politik ist seit mehr als 120 Jahren eine . . . [wollen wir heute sagen, annexionslustige[1])] gewesen. Aber auch Fürst Schwarzenberg, der Unterhändler des Londoner Protokolls, kann kein Vertrauen gewinnen, da er bekanntlich nicht selten mit bureaukratischer Willkür Vieler Rechte verletzte. . . . Ist somit nicht das größte Mißtrauen und die Befürchtung gerechtfertigt, daß bei Abfassung des Londoner Protokolls viel weniger Gerechtigkeit und politische Nothwendigkeit, als Egoismus und völlige Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland gewaltet?"

. . . . „Ich hänge," schreibt er anderwärts, „mit inniger Liebe und mit unzähligen Fäden an Oesterreich. Nach meinem engeren bayerischen Vaterland ist unter den deutschen Ländern kein anderes mir so theuer als Oesterreich. Wenn durch Oesterreich ein Unrecht verübt wird, verwundet es mich fast

1) Ringseis gebraucht ein anderes Beiwort.

eben so schmerzlich, als geschähe es durch Bayern. Von Herzen wünschte ich, daß man sagen könnte, wo Oesterreich steht, ist das Recht, und wo das Recht ist, steht Oesterreich. Allerdings glaube ich, daß Oesterreich weniger als alle Groß- und Kleinmächte gegen das Recht und das Gesammtwohl Deutschlands gesündiget habe.[1]) Aber nicht bloß die Politik unter Kaiser Joseph II. war eine ungerechte, sondern auch die unter Franz II. und Metternich kann nicht gebilliget werden. ...."

Für revolutionär erklärte R. den Grundsatz, wem immer, also auch einem Fürsten, sein Recht vorenthalten zu wollen, weil man Dieß oder Jenes an ihm zu tadeln finde; (konservative Stimmen warfen es dem Augustenburger vor, daß er in seiner Nothlage seine Blicke auf Napoleon III. gewendet hatte.) Der Spruch: „Der König sei der bessere Mann, sonst sei der Bessere König" — klinge zwar recht schön, würde aber in der Praxis längst alle Dynastien gestürzt haben; „weder alle Hohenpriester noch alle Päpste waren die Besseren." Wendete man ihm als bedenkliches Zeichen für die Sache ein, daß die Meisten aus dem Lager des falschen Liberalismus auf Seite des Augustenburgers stünden, so erwiderte R.: Die Mahnung zur Gerechtigkeit als Stimme Gottes zu achten, sei Pflicht der Regierenden, und käme sie selbst aus dem Munde von Bileams Eselin, geschweige aus dem Munde wahrheitsliebender Männer.

Nicht die Verschwörungen Uebelgesinnter sind unser größtes Unglück, sondern das nur zu wohl gegründete Mißtrauen der Treuen und Gläubigen.[2])

---

[1]) An anderer Stelle sagt R.: „Deutschland und insbesondere Bayern, können Oesterreich schlechterdings nicht entbehren."

[2]) „Gehört es nicht zu den betrübendsten, trostlosesten Erscheinungen," schreibt er einmal, „daß gerade die deutschen Großmächte, die vor Allem zum Schutze des Rechtes, der Ehre und der Interessen Deutschlands Berufenen, diese mächtigen Waffen den Revolutionären

Und weil er den Grundsatz hegte: „Das vom Gesetz gestattete, vom Gewissen auf die Zunge gedrängte Wort zu ergreifen, so lang Stimme und Odem vorhalten," sei ein Recht, das verpflichte, eine Pflicht, die berechtige, so nahm er auch keinen Anstand, als Redner aufzutreten in einer rechtmäßig berufenen, sehr zahlreich besuchten Volksversammlung in der Münchner Schrannenhalle am 1. August, worin es sich darum handelte, die gesetzlichen Landesvertretungen in Deutschland zu bitten, daß sie für die gerechte Sache einstehen möchten. Wir lesen darüber, wie „der hochbejahrte Geheimrath Dr. von „Ringseis das Wort ergriff, das langsam und mit über„raschender Kraft gesprochen, in der Versammlung derart „zündete, daß jeder Satz von dem stürmischsten Beifall „begleitet war." In wenige Sätze drängte er hier jenes politische Glaubensbekenntniß zusammen, das wir aus seiner Rektoratsrede vom J. 1833 kennen.

„Gelten die 10 Gebote Gottes nur den Regierten, nur gegen Revolutionäre von unten, gelten sie nicht auch der hohen Politik und gegen Gewaltthaten von oben?" ....

Und über die Art Nothwendigkeit, mit welcher — weil nicht alle Menschen mit dem vom Gesetz gestatteten Widerstande sich begnügen — Revolutionen entstünden, wenn von oben das Recht- und Gesetzmäßige gewaltsam verhindert werde:

„So sprengt der in eine Felsenkluft gefallene Same der Eiche die hindernden Felsen mit Gewalt."

Darum „Gerechtigkeit vor Allem!" —

---

gleichsam in die Hände spielen?" — Wir wissen, wie wenig R. auf die neuen, afterliberalen Verfassungen hielt, als größtem Hinderniß eines wahrhaft liberalen Regiments. Trotzdem erschien ihm Zimmermann's Zuruf an die Regierungen, diese Verfassungen bureaukratisch aufzuheben, mehr als frivol.

Eine interessante Erörterung über Metternich und hohe Politik, die sich an jene Streitfrage knüpfte, verweisen wir in Beilage.[1]) Hier erinnern wir nur noch an den Wechsel menschlicher Dinge. Nachdem Ringseis durch Jahrzehnte vielfach ein Stichblatt der Verhöhnung gewesen war, galt es in den Jahren, wovon wir reden, obschon im Ganzen die sogenannte Liberalisirung des Staatswesens und der öffentlichen Meinung ihren Gang verfolgte, doch als günstiges Präjudiz, wenn er seinen Namen an die Spitze eines Unternehmens stellte. So beim Schleswig-Holstein-, so beim Polen-Comite.

Einige haben sich verwundert, daß Ringseis im J. 1854/55 sich herbeigelassen hat, in diesem Comite zur Unterstützung flüchtiger Polen die Vorstandschaft anzunehmen. Aber die heikle und schwierige Frage, wann und inwiefern ein ungerecht unterjochtes Volk gegen eine unrechtmäßige Obrigkeit — vollends eine von russischem Zuschnitt — ein Recht der Auflehnung besitze, diese Frage konnte man beiseite lassen; es war nicht der Aufstand, den man unterstützte, sondern namenlos unglückliche Flüchtlinge, deren Viele gewiß sich der Theilnahme am Aufstand entzogen hätten, wären sie nicht in Zwangslage gewesen. Ueber die polnischen Handwerker, Feldarbeiter, kurz die kleinen Leute, welche das Comite bei Meistern, Grundbesitzern u. s. w. untergebracht, liefen viele günstige Berichte ein, wogegen es in den höheren Ständen Abenteurer in größerer Menge gab.

Zweimal im J. 1864 finden wir Christian Friedr. Schönbein bei Ringseis, welcher den Chemiker zwei Jahre vorher in Basel aufgesucht hatte. Der nicht große,

---

1) Vgl. auch Bd. I, S. 508.

aber behäbige Mann mit den festen, noch im Alter anmuthigen Zügen, den schönen blauen Augen, dem glänzend weißen Haar und dem behaglichen Geschwäbel, war ein heiterer Gesellschafter. Einst erzählte er, wie er in England vor Sachverständigen Proben von der Wirkung seiner Schießbaumwolle abzulegen gehabt; ein des Pulvers gewöhnter Arbeiter, welcher mit ansah, wie das unscheinbare Stückchen Baumwolle unter einen Steinblock gelegt wurde, sagte ungläubig zu einem anderen: „I'll sit upon it." ‚You shan't,' erwiderte Schönbein lakonisch. Nachdem der Stein ohne Knall auseinandergegangen und ein zweiter in Angriff genommen war, frug Schönbein den Mann: ‚Will you sit upon it?' „No, Sir, I won't," war die eben so lakonische Antwort.[1]) Ein andermal erzählte Schönbein von einem physikalischen Versuch mit einer Katze unter einer luftleeren Glasglocke; ein Laut weiblichen Mitleids veranlaßte ihn zu der Versicherung: „O das hat der Katze gar nichts gethan." ‚Sie war Ihnen wohl sehr dankbar?' frug die Betreffende. „Nůn, das muß ich bekennen," erwiderte Schönbein, „so oft sie mich seither gesehen hat, ischt sie aus Angscht an den Wänden hinaufgelaufen."

Als Ringseis im Herbst des Jahres in dem damals noch unansehnlichen Leoni am Starnbergersee weilte und zwei seiner Töchter vom ersten Seebad sehr befriedigt heimkamen, waren sie wenig erbaut von ihres Vaters Ausruf: „So? dann bad' ich auch." „„Vater, Du wirst doch nicht!"" „Warum denn nicht? Ihr sagt ja, das Wasser sei köstlich." „„Aber Vater, um etwa ein halbes Jahrhundert sind wir denn doch auseinander!"" Half

[1]) „Ich setze mich d'rauf." ‚Das laßt Ihr bleiben.' — ‚Setzt Ihr euch d'rauf?' „Nein, Herr, ich laß' es."

nichts, er badete, badete wieder und da er wegen seiner Neigung zur Transpiration nur im Wasser sich lebhafte Bewegung erlauben durfte, pflog er hier derselben um so kräftiger und mit so kräftigem Erfolg, daß sein, des bald Achtzigjährigen, seit 30—40 Jahren unregelmäßiger Puls — derselbe intermittirte nach dem dritten, vierten, manchmal schon zweiten Schlag — ein regelmäßiger wurde, vermuthlich durch Lösung von Stockungen am Herzen. Gegen das Frühjahr kehrte die Unregelmäßigkeit zurück, verschwand aber bleibend für die Dauer von zehn Jahren, nachdem er im Sommer 1865 die Bäder neu aufgenommen hatte, um allsommerlich sie fortzusetzen. Nicht selten gestattete er sich zwei Bäder an Einem Tag, und dieß noch, als er bereits 90 Jahre zählte. Hatte Friederike, die trotz Abnahme des Gedächtnisses und damit verbundener Neigung zu sorgenschwerer Stimmung noch immer ein heiteres Scherzwort fand, R. in Leoni geneckt, mit seinen weithin hörbaren Wasserübungen werde er die Anwohner des See's in Schrecken setzen, ob ein fremdes Meergeschöpf in die friedlichen Gewässer sich verirrt habe, so war es für R. immerhin der Mühe werth gewesen, sich necken zu lassen.

Zum 16. Mai 1865.

Gottes Segen! Achtzig Jahr!
Krause Löckchen, greises Haar!
　Wie viel Sonnen euch beschauet,
　Wie viel Regen euch bethauet!
Wie viel Lüftchen euch durchzogen,
Wie viel' Stürm' euch schon durchflogen!
　Flattert lange noch geschäftig
　Um ein Haupt, im Kerne kräftig!
Gottes Segen! Achtzig Jahr!
Sproß noch lange, liebes Haar!

Gottes Segen! Achtzig Jahr!
Dunkles Auge, treu und klar!
Wie viel Blicke, hangend, bangend,
Von dem Helfer Heil verlangend,
Hast du tief in dir gespiegelt,
Wie viel Geist beredt entsiegelt,
Wie viel Lieb' hast du gestrahlet,
Die sich nur mit Liebe zahlet!
Gottes Segen! Achtzig Jahr!
Strahl' uns lang noch, Auge klar!

Gottes Segen! Achtzig Jahr!
Herz, uns eigen, mild und wahr!
Laß die Deinen Dich umschlingen!
Viele sind's, die Liebe bringen,
Vielen bist Du Freund und Rather,
Aber uns der Mann und Vater,
Schatz, vom Himmel uns gegeben!
Klopf noch lang in frischem Leben,
Herz, uns eigen, mild und wahr!
Gottes Segen! Achtzig Jahr!

Einige Wochen nach diesem 80ten Geburtstag machte der Greis einen Erwerb, der für den Rest seines Lebens bedeutungsvoll wurde, nämlich eines ihm gehörigen Sommersitzes. Mit zwei Töchtern war er eines Tages nach den Ufern des Starnbergersee's aufgebrochen, um käufliche kleine Anwesen zu besichtigen; — „Wenn Du so wählerisch bist, wirst Du schwer was finden," meinten die Töchter, denen eines in Tutzing in die Augen gestochen; er aber überlegte sich's im Stillen und nach fünf Tagen war der Kauf eben jenes Häuschens abgeschlossen und verbrieft.

Schon war die einst so rathkluge und thatkräftige Friederike beim Kauf nicht mehr mit entscheidend, bei der Einrichtung nicht mehr thätig gewesen. Als aber die Familie im Landhaus ihren Einzug hielt, erlebte sie die freudige Genugthuung, daß Friederike, die bisher nur

schwere Bedenken geäußert hatte, beim Betreten der Altane einen Jubelruf des Entzückens ertönen ließ über den Anblick der ganzen herrlichen Gebirgskette von den Allgäuer-Bergen bis zum Staufen bei Reichenhall. Davon ist freilich seither dem R.'schen Anwesen ein Stück ums andere durch Nachbarn verbaut und mit Bäumen verpflanzt worden und nur ein mäßiger Rest geblieben.

In Tutzing hat Ringseis die letzten 15 Sommer seines Lebens zugebracht und sich gefreut an inneren und äußeren Verschönerungen, an Erweiterung und Neuanlage des Gartens nach Plan des genialen Effner; besonders lag ihm ein Laubgang am Herzen, dessen Wachsthum aus kleinen Gerten zu armsdicken Hainbuchen er von Jahr zu Jahr beobachtete, ihre Höhe mit seinem Stocke prüfend. „Nein, dieser Ringseis," staunte nach Jahren ein Villen-Besitzer, „pflanzt mit 80 Jahren einen Laubgang und erlebt noch, daß derselbe sich über seinem Kopf zum Dach zusammenschließt!" — In den ersten Jahren machte er von Tutzing aus noch ansehnliche Spaziergänge und größere Ausflüge. Selbst ärztliche Hülfe hat er in Nothfällen und bis ein anderer Arzt geholt werden konnte, geleistet, ja nächtlicher Weile sich hiefür aus dem Bette holen lassen. Eines Tages wanderte er zu einer Frau, welche am Vortag einen schweren Strauß gestritten; Verschlimmerung war eingetreten, keuchend saß sie im Bett, die krankhaft aufgerissenen Augen ruhelos umherirrend. Ringseis saß nebenan, von Zeit zu Zeit etwas zur Linderung anordnend und in der aufgeregten Umgebung durch sein stillgesammeltes Wesen Ruhe verbreitend; um so ergreifender wirkte auf die begleitende Person sein leis und ernst gesprochenes: Moritura est.

In geselliger Beziehung brachte der Aufenthalt in Tutzing viele freundliche Stunden durch Besuche von nah

und fern, (in den ersten Wochen aus vier Welttheilen,) von Berühmt und Unberühmt, von Hoch und Nieder — angefangen beim gekrönten Haupt, (der edlen hochseligen Königin-Wittwe Marie von Sachsen, Schwester König Ludwig's I.) hinab schier durch alle Stände. Zweimal erfreute den Greis das Erscheinen seines Berliner Jugendbekannten, des Präsidenten Ludwig v. Gerlach, des edlen Centrumshospitanten, welcher nicht ermangelte, ihm sein Leid zu klagen über seines ehemaligen Freundes Bismarck Abkehr von den alten Prinzipien. Seinem Namen im Gedenkbuch des Hauses setzte der Ireniker bezeichnend den Spruch des Völkerapostels Ephes. 4, 5 hinzu: „Eine Taufe, ein Glaube, ein Herr.“ Der milde Heinrich Thiersch, der Irvingianer, ließ von einem Gespräch den rührenden Eindruck eines wehmüthig Suchenden zurück. Von Franz Adam's Meisterhand schmückt das Gedenkbuch eine kleine Zeichnung: Transport französischer Gefangener aus dem Jahre 70/71. Wir haben nicht Anlaß, von den vielen Namen von Klang auf schier jeder Seite des Buches, das übrigens schon zur guten Hälfte ein Todtenbuch geworden ist, hier noch andere aufzuzählen; nur Einem treulich immer wiederkehrenden, dem mehrmals von uns erwähnten Dr. Michael Strobl, der, und weil er soeben jetzt, da wir dieß schreiben, das Zeitliche gesegnet (11. Jan. 1891), senden wir hiemit einen Gruß der Verehrung nach, umsomehr, als seine scharfe Feder ihm manche Anfeindung, Verkennung und Verläumdung zugezogen hat.[1])

---

[1]) Uns wird als völlig zuverlässig versichert, einer heut nicht mehr lebenden, zuhöchststehenden Persönlichkeit sei der ehrenwerthe und trotz jener scharfen Feder herzensgute Priester förmlich als Sicarier dargestellt worden und die hohe Persönlichkeit sei auf der Straße

4. Ueber Ringseis' Antrag, eine zweite, in ihrem Fach wissenschaftlich gebildete Klasse von Aerzten neben den promovirten Doktoren zu schaffen.

Wir kommen nun zurück auf einen Gegenstand, den wir beim J. 1843 (III. Bd. S. 254) verlassen haben: das unterärztliche Personal in Bayern. Die Schriftstücke, die wir benützen, laufen großentheils von 1862—64; wir finden aber zweckmäßig, das Betreffende erst hier am Schluß des Kapitels, bezw. in seinen Beilagen, zu bringen.

Der Leser wolle sich erinnern, daß gleich den früheren unterärztlichen, so im J. 1843 auch die sogenannten Baderschulen waren aufgehoben und keine neuen mehr errichtet worden. Man erwartete, bis der Abgang der bereits gebildeten unterärztlichen Individuen sich fühlbar mache, werde die Zahl der allseitig geschulten promovirten Aerzte dem Bedürfnisse genügen.

---

umgekehrt, wenn sie den gefährlichen Mann erblickte. So werden die Großen dieser Erde hintergangen. Strodl hat denn auch nie eine Anstellung erhalten und lang in großer Dürftigkeit gelebt. Hören wir aber, was Heinrich Thiersch in der Biographie seines Vaters, Bd. II, S. 486, über Strodl sagt: „Als Leit„faden für die unerquickliche Geschichte der Abel'schen Verwaltung „dient uns ein wenig beachtetes Werk:" ‚Kirche und Staat unter „dem Minister Abel und seinen Nachfolgern' (Schaffhausen 1849). „In dem Verfasser, Herrn Dr. Strodl, erkennt man einen katho„lischen Theologen und Philosophen von der gediegensten Bildung, „einen Mann, der nicht vergebens Schelling, Baader und Görres „gehört hat, der bei aller Treue gegen die katholische Kirche Ein„sicht genug hat, um die Gebrechen des Abel'schen Systems zu „durchschauen, und Muth genug, um sie zu bezeichnen. Akten und „geheime Memoiren standen zwar Dr. Strodl, wie es scheint, „nicht zu Gebote, aber persönliche Kenntniß der Verhältnisse, in „deren Mitte er sich befand." — Vgl. unter III, 82.

Weil aber ein unterärztliches Personal niemals ganz zu entbehren war, sollten von nun an einfache Bader blos durch ihre Lehr- oder Dienstherren unterrichtet werden und in allen ihren Verrichtungen lediglich von den Verfügungen der gelehrten Aerzte abhängig sein; die selbstständige Ausübung irgend eines Zweiges der Medizin wurde ausschließlich diesen auf Universitäten gebildeten gelehrten Aerzten zugewiesen.

Hatte sich Ringseis damals nicht bemüßigt gefunden, den viel durchberathenen Beschlüssen des Obermedizinal-Ausschusses seine Mitunterschrift zu versagen, weil ihm die Mißstände, wogegen angekämpft wurde, vor Augen lagen, so wissen wir doch aus Früherem und Späterem, daß er entschiedenes Bedenken gehegt wider die allmälige Abminderung des ärztlichen Unterrichts für das unterärztliche Personal.[1]) Immerhin aber müssen wir annehmen, der Gedanke, womit er vielleicht schon vor, jedenfalls seit 1843 sich trug, habe erst nach und nach in ihm sich ausgezeitigt.

Der von der Verordnung von 1843 erwartete Erfolg blieb aus, denn er beruhte auf irrthümlichen Voraussetzungen.

Man hatte geglaubt, daß die promovirten Aerzte für Alles das, wozu sie die Befugniß hatten, auch die Befähigung mitbringen würden. Nach wie vor aber[2]) genügten, laut aktenmäßigem Bericht, auf dem Land, wo nicht wie in großen Städten Spezialisten aller Art sich zu halten vermögen, zwei Drittel der praktischen Aerzte nicht dem Bedürfniß, nebst der inneren Medizin operative Chirurgie, Geburtshilfe, Augen- und Zahnheilkunde, Orthopädie und Heilgymnastik, kurz alle Zweige der prak-

[1]) Vgl. Bd. III, S. 246, Z. 18 f.; ebenda S. 249, Z. 13 v. u. f.
[2]) Vgl. Bd. III, S. 240, Z. 6 v. unten f.

tischen Medizin auszuüben. Zu allen diesen Leistungen sollte der Einzelne nach einem 6—8jährigen[1]) Studium der lateinischen und griechischen Sprache, sodann jenem der Philosophie und der Naturgeschichte in allen ihren Zweigen, durch einen fünfjährigen Kurs an einer Universität befähigt werden.

Wie es nach diesen langen Studien mit dem Latein der Studirenden beschaffen war, haben wir Band II, S. 3 f. der „Erinnerungen" vernommen. Seitdem von allen Aerzten das Universitätsstudium gefordert wurde, verstund die Mehrzahl der medizinischen Universitätsstudenten nicht mehr die lateinischen Vorträge, verfaßte ihre Thesen in fehlerhaftem Latein, bis man auf lateinische Thesen gänzlich verzichtete. Vom Griechischen vollends zu schweigen.

Und was die Naturgeschichte anbelangt, so hatte v. Walther gesagt:

„Sie (die Studirenden) hören zwar Detailvorträge über „alle Reiche der Naturgeschichte; allein das Meiste ist bei der „Mehrzahl wegen des zu flüchtigen, fast nie wiederholten Ein„druckes in Bälde vergessen und kaum die nothdürftige Er„kenntniß der Arzneikörper der drei Naturreiche behalten die„selben."

Es wurde von den maßgebenden Stimmen und Behörden anerkannt, ja betont, daß mehr als die Hälfte der Mediziner, — v. Walther äußerte sogar: 8 unter 9 — weder die beabsichtigte humanistische, noch die nöthige praktische Tüchtigkeit in den einzelnen medizinischen Zweigen erlangten.

Eine weitere Voraussetzung wurde als irrthümlich dargethan durch die amtliche Erhärtung, daß unter den Badern neuester Ordnung, also jenen, welche durch ihre

[1]) Heutzutag — wie man uns sagt — 9jährigen.

Lehr- und Dienstherren unterrichtet sein sollten, nur die wenigsten die geringe inner-, wund- und hebärztliche Hülfeleistung, zu der sie unter Aufsicht befugt waren, in Wirklichkeit zu leisten vermochten.[1]) Weil nun aber, wie erwähnt, auch ein Theil der promovirten Aerzte die von ihnen erwartete wund- und hebärztliche Praxis nicht übten, so fanden die ihnen zur Hülfeleistung zugewiesenen Bader, selbst wenn sie dazu befähigt waren, keine Gelegenheit zu dieser Hülfeleistung, somit auch nicht ihre hinreichende Subsistenz, geriethen hiedurch in die Versuchung, ja fast Nothwendigkeit, das zu thun, was man vor Allem hatte abschneiden wollen, nämlich ihre Befugnisse oft und weit zu überschreiten. Inwiefern des Baders Einkünfte aber auf Bartscheeren, Schröpfen und Aderlassen beschränkt blieben, war er das ärmste, unglücklichste Geschöpf der Erde und so kam es, daß vielfach nur die jämmerlichsten Subjekte zu solch jämmerlichstem Erwerb sich meldeten. Ein Schmerzensschrei der Bader ließ denn auch in der Kammer der Abgeordneten die Schilderung ihrer erbarmungswürdigen Lage vernehmen.

Und dieser Verquickung von Mißständen setzte die Ironie der Verhältnisse die Krone auf, indem der Obermedizinal-Ausschuß im grellen Widerspruch mit seinem ausgesprochenen Grundsatze sich gezwungen sah, den so unvollständig gebildeten Badern eine Konzession zu machen, die früher den gut unterrichteten chirurgischen war angestritten worden, nämlich die selbstständige Behandlung in den Anfängen der, schnelle Hülfe erheischenden Krankheiten, d. i. bis zur Ankunft des Arztes Leistung der Nothhülfe in allen heftigen Zufällen und die

[1]) Wir brauchen die vergangene Zeit, weil wir nicht wissen, wie seither die Verhältnisse sich gestaltet haben.

unverschiebbare Hülfe bei Geburten, wobei sie eine gewisse beschränkte Zahl und Art von Mitteln anwenden durften.

Das war offenbar zu wenig und zu viel. Hören wir Ringseis:

Die erwähnten Nothfälle, in Zeiten des verzehnfachten Verkehrs ohne Vergleich häufiger als ehemal, erheischen die eingreifendste, rascheste, oft durch jede Verzögerung gefährdete Kunsthülfe, nebst anderen durch Brechmittel, verschiedene Gegengifte, Aderlassen rc., deren Anwendung nur der vollständig unterrichtete und erfahrenere Arzt zu ermessen im Stande ist.

Selbstverständlich sind aber die erwähnten, den Badern zulässigen Mittel nicht hinreichend für alle Arten Nothfälle. Denn was sind die Grenzen der Nothhülfe im engsten und im weitesten Sinn? Nothhülfe ist die Hülfe, die nöthig.[1])

Jedenfalls ist es tausendmal wiederholte Thatsache, daß Bader und Publikum glauben: Wer die so gewichtige Nothhülfe in den angeführten so gefährlichen Krankheiten zu leisten befähigt und befugt ist, müsse auch befähigt und befugt sein, die Anfänge minder gefährlicher zu behandeln, und notorisch ist, daß auch jede Befugnißüberschreitung der Bader unter die Rubrik der Nothhülfe gestellt wird. Es ist vorgekommen, daß unter 17 behandelten Fällen 13 Befugnißüberschreitungen. Der Zweck der allerh. Verordnung vom J. 1843 ist also ein völlig unerfüllter geblieben.

Ringseis' vierzigjährige Erfahrung an Regierung und Ministerium und was er vorher als praktischer Arzt auf dem Land erlebt hatte, sowie die Hülflosigkeit in den Vorschlägen der Kreisregierungen, welche alle im alten vitiosen Zirkel sich bewegten, hatten im Lauf der Jahre ihn zu der Schlußfolgerung gebracht:

„Nur ein in Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe **wissenschaftlich und technisch vollständig ge=**

[1]) Sieh Ausführlicheres in Schlußbeilage B zum 25. Kap. Vgl. ferner Bd. III, S. 241, Z. 15—5 v. u., und S. 247, Z. 1 f.

bildetes unterärztliches Personal, dessen Unterricht aber schon in den Knabenjahren zu beginnen hat, nur ein solches entspricht den ärztlichen, chirurgischen und hebärztlichen Bedürfnissen auf dem Lande, und nur ein solches entgeht allen Beschuldigungen, welche gegen **alle** bisherigen unterärztlichen Kategorien mit Recht vorgebracht wurden."

Da dieses Personal vorzüglich auf das Land berechnet war, so nannte er es zum Unterschied von den gelehrten promovirten Aerzten das der „Land-Aerzte", betonend, daß sie von den früher so Genannten wesentlich verschieden wären.

Ein solches Personal zu erreichen, war es also nöthig, gewisse, bisher für unerläßlich gehaltene Studien zu streichen. Denn, sagt Ringseis:

Die praktische Ausbildung in den einzelnen Fächern der Medizin, am wenigsten in allen und besonders den operativen, erlangen die Studirenden **gerade deßwegen** nicht in hinreichendem Grade, **weil** sie, durch die 6 — 8jährigen humanistischen Studien gehindert, viel zu spät zur medizinischen Einübung gelangen, und sie erst auf der Universität zu gewinnen schlechterdings nicht mehr im Stande sind.[1])

Beides, die Wünschenswürdigkeit eines ärztlichen Personals wie das oben besagte und die Unthunlichkeit, aber auch Entbehrlichkeit der im engeren Sinn gelehrten Studien für dasselbe darzulegen unternahm Ringseis in einem ausführlichen Vortrag, dessen Inhalt er aber zur faßlicheren Uebersicht für den Zweck der Berathung in eine kurze Schlußfolgerung zusammenfaßte, von der wir, abermals kürzend, das Wesentliche hier bringen:

---

1) Sieh Beilage A.

Jede der bisherigen unterärztlichen Klassen wurde auf alle Weise und so lange bekämpft, bis man sie aufgehoben und die mehr unterrichtete und mehr befugte durch eine minder unterrichtete und minder befugte ersetzt hat.

Gegen jede wurde und insbesondere auch von Walther eingewendet (und das mit Recht): Alle Zweige der Medizin hängen untereinander innig zusammen, kein Theil kann genügend ausgeübt werden ohne wissenschaftliche Einsicht ins Ganze und in alle einzelnen Theile.

Die nicht vollständig wissenschaftlich und technisch unterrichteten Unterärzte mußten und müssen nachtheilig wirken; denn alle hatten die Befugniß, die Nothfälle unbedingt oder wenigstens im Anfang zu behandeln und gerade dieses fordert rasches und entschiedenes Eingreifen, darum die tiefste Kenntniß und größte Erfahrung.

Es ist unmöglich, die Grenzen der Befugnisse genau zu bestimmen, und unmöglich, für die unvollständig unterrichteten Aerzte, sie nicht zu überschreiten.[1])

Die Wiedereinführung irgend einer Modifikation der bisher dagewesenen unterärztlichen Kategorien müßte daher nothwendig allen erwähnten Anschuldigungen unterliegen und wäre überdieß im Widerspruch mit dem heutigen Verfahren in allen anderen Gebieten des Lebens. In allen Künsten, Gewerben und irgendwelchen Beschäftigungen werden in unserer Zeit Unterricht und Befugnisse erweitert.[2])

Niemals und nirgends ist es gelungen, niemals und nirgends wird es gelingen, dem ärztlichen, wund- und hebärztlichen Bedürfniß auf dem Lande blos durch die nach Voll-

---

1) Sieh Beilage B.

2) In einem anderen Aufsatze sagt R.: „Wenn also die seit 50 Jahren gegen die bayrischen „Landärzte", „Chirurgen", „chirurgischen Bader" vorgebrachten, Eingangs angeführten und früher nie bekämpften Behauptungen der Presse, des Obermed.-Ausschusses und der medizinischen Fakultäten in Wahrheit begründet: so sind wir durch die stufenweise Minderung des Unterrichts und der Befugnisse jenes Personals seit 40 Jahren und durch die Baderordnung von 1843 im größtmöglichen Rückschritt bei der gefährlichsten und schädlichsten Klasse von Pfuschern angekommen."

endung der Gymnasialschulen, auf Universitäten gebildeten Aerzte abzuhelfen. Denn:

1. auf Universitäten die ganze so umfangreiche Technik einzuüben ist zu spät für die große Mehrheit, und
2. für diese Mehrheit reicht das Material nicht aus.

Wenn diese Vordersätze alle in meinem Referate nachgewiesen sein sollten, so ergäbe sich mit Nothwendigkeit die von mir aufgestellte Behauptung: Daß nur ein vollständig (ärztlich) gebildetes landärztliches Personal dem Bedürfniß auf dem Lande zu genügen vermöge.

Für diese zweite Klasse von Aerzten sollte nach R.'s Anschauung die Vorbereitungsbildung (anstatt in Latein-, Gymnasial- und philosophischen Schulen) in speziell medizinisch technischen veranstaltet und die Ausbildung in 2—3jährigem Universitäts-Unterricht vollendet werden. Den Doktorgrad sollten diese Aerzte nicht erwerben, gleichwohl aber die Befugniß erlangen, die gesammte Medizin unbeschränkt auszuüben.[1])

Ringseis' Antrag fand im Obermedizinal-Ausschuß nicht die gewünschte Mehrheit der Stimmen. Man mochte erschrecken über die Neuheit des Gedankens; gegenüber den höchst dürftigen Kenntnissen der jüngsten Bader schien die geforderte vollständig wissenschaftliche und technische Ausbildung einer neuen Klasse von Aerzten eine „revolutionäre" und sprunghafte Neuerung. Denn wenn Ringseis auch nachgewiesen hatte, daß wie einst die mittelalterlichen Bader alle Zweige der Medizin praktisch geübt hatten, so noch in Preußen, Frankreich, Dänemark, England, Italien die praktisch-ärztlichen Schulen illiterater Chirurgen bestünden und für genügend gehalten würden, so mochten doch nirgends illiterate Aerzte von jener vollständigen ärztlichen Bildung sein, wie er sie im Sinne

---

1) Vgl. Beilage D.

trug, und jedenfalls gab es in Bayern keine Tradition dafür. Er hatte hierüber bemerkt:

Diese Neuerung wäre nicht größer als manche in unserer Zeit nothwendig gewordene. Wie seit 60 Jahren alle politischen, sozialen, gewerblichen und kommerziellen Verhältnisse die größten Veränderungen erfuhren, so müssen diesen auch die Unterrichts-Anstalten entsprechen. Gewerbe-, Handels-, Ackerbau-, polytechnische Schulen und Realgymnasien sind lauter durch die neuen Bedürfnisse dieses Jahrhunderts nothwendig gewordene Schöpfungen und alle wurden allmälig vermehrt und erweitert.

In alten Zeiten konnte und mußte man die Forderung stellen, daß die höheren Aerzte gleich Theologen und Juristen dem Studium ihrer Fakultäts-Wissenschaft die humanistischen Studien vorausschicken sollten, weil man einerseits von promovirten Aerzten keine operative und geburtshülfliche Fertigkeit verlangte, und weil andererseits im Mittelalter, ehe die Literaturen der neuen Völker sich entwickelten, die ausgewählte lateinische und griechische, wo nicht die einzigen, doch nach dem Christenthum die vorzüglichsten Mittel der Bildung waren. So gewöhnte man sich daran, diese alten Literaturen für unentbehrliche Vorbedingungen aller höheren und gründlichen Bildung zu halten und für „Unstudirte, Halb- oder Ungebildete, Pfuscher und Stümper“ alle Diejenigen, welche derselben entbehrten.

Ein gründliches Studium der lateinischen und griechischen Grammatik, der niederen und höheren Mathese, selbst der Geschichte und Geographie entwickelt logisch-gymnastisch die Denkkräfte, — wer zweifelt daran? Die Jahrhunderte hindurch ausgearbeiteten Grammatiken der lateinischen und griechischen Sprache waren eine vollendete praktische Logik, und ihre Erlernung entwickelte aufs Vortrefflichste den Geist im Denken, Vergleichen und Urtheilen.

Gegenwärtig wird aber fast kein medizinisches Werk mehr in lateinischer Sprache geschrieben, kein Kathedervortrag, keine Prüfung, keine Promotion in derselben gehalten, selbst die Pharmakopoe ist eine deutsche geworden.[1])

1) Man hatte auch die medizinische Terminologie zu Gunsten des Studiums der alten Sprachen ins Feld geführt. Aber ab-

Die wichtigsten Werke der Römer und Griechen besitzen wir in guten Uebersetzungen und es wäre eine Art Selbstmord, zu behaupten, daß Denken, Vergleichen und Urtheilen nicht auch durch die deutsche Grammatik eingeübt und Sinn und Geschmack durch ausgesuchte deutsche Literatur gebildet werden könne . . .

Man hatte die Beobachtung gemacht, daß Kandidaten der Chirurgie und der Veterinär-Kunde, welche vorher einige lateinische Schulen vollendet, viel besser als die anderen Schüler die medizinischen Vorträge auffaßten und hatte deßwegen alle oder einige humanistische Klassen als Vorbereitung für geboten erachtet. Ringseis sagte:

Das ist ganz begreiflich gegenüber denjenigen Schülern, welche vor Eintritt in die Schule keine Lehr- und Servirjahre hatten, wodurch die grammatische Gymnastik des Geistes ersetzt worden wäre. In jedem Handwerk sogar entwickelt man die logischen Denkkräfte unter der Leitung eines klugen Meisters, und bei Zöglingen der Medizin durch geschickte Vergleichung der verschiedensten Fälle.[1]) Beobachten wir nicht bei vielen Gewerbsleuten, besonders aber bei Künstlern, Militären &c. viel gesunderes Urtheil als bei manchen sogenannten Studirten?

Gerade deßwegen brachten und bringen es nicht nur fast alle die großen Chirurgen, Geburtshelfer, Augenärzte in Frankreich, England und einem großen Theile von Deutschland, Männer, die zumeist auch innere Medizin übten, sondern auch neun Zehntel aller Künstler, Architekten, Offiziere, Oekonomen u. s. w. in allen Welttheilen, welche von jeher der humanistischen Schulbildung entbehrten und entbehren, zur Vollkommenheit, weil sie schon als Knaben ihrem Berufe sich zu widmen be-

gesehen davon, daß Vieles in ihr bereits seine deutsche Uebersetzung gefunden, müssen Kunstausdrücke, weil nicht im täglichen Umgang vorkommend, in jeder Sprache eigens gelernt werden. Jedenfalls stünden Zeitaufwand und Nutzen hier in keinem Verhältniß zu einander.

[1]) Sieh Beilage D.

[illegible] mit anderen Dingen [illegible] [illegible] ohne Latein und [illegible] Agronom, Handels= [illegible] Künstler, Feldherr und [illegible] werden kann, wie [illegible] [2] [illegible] auch ein wissenschaft= [illegible] in einer Zeit, in [illegible] Mathematik zurück= [illegible] bezüglich auf welche [illegible] der technischen, ge= [illegible] militärischen Schulen, [illegible] im Stande sind; [illegible] und hundert= [illegible] Verkehr der [illegible] Aufmerken, [illegible].

[illegible] Kenntniß der klassischen [illegible] — [illegible] mit derselben im [illegible] gebracht werden, [illegible] für den Maler, Ton= [illegible] [3]

[illegible] allerdings sind [illegible] Gymnastik des Geistes, [illegible] zu allen Zweigen der Me= [illegible] die hervorragend

---

[1] Vgl. [illegible] „gerade deßwegen" auf S. 173.

[2] In diesem [illegible] lag natürlich eine kleine Ironie.

[3] Wohl meinte R. (Einleitung zum größeren Vortrag): „Würden „Sprache und Literatur der Griechen und Römer „nicht so pedantisch, silben= und buchstabenstecherisch, wie nur zu „häufig, betrieben, so ließen sich in den Latein= und Gymnasial= „schulen viele Stunden, im Ganzen wohl Jahre gewinnen, so „daß schon hier die künftigen ärztlichen Techniker in der ihnen „nöthigen Technik vorbereitungsweise könnten eingeübt werden." Entbehrlich aber schienen ihm auch dann noch eigene ärztlich=technische Schulen keineswegs, nur weniger dringlich.

fähigen Glieder der ärztlichen Körperschaft sich mit der besonderen Anwendung jeder einzelnen Naturwissenschaft auf Gesundheit, Krankheit und Heilung beschäftigen. Aber der gelehrte Arzt, der die Wissenschaft zu fördern, Fragen zu lösen, neue Bahnen zu eröffnen berufen ist, der „Physikus“ (in der alten Bedeutung des Wortes), verhält sich zum bloßen Praktiker, wie der Mathematiker, der die Formel erfindet oder nachrechnet, zum ausübenden Geometer, der blos nach ihr ausmißt. Der praktische Arzt lernt die Resultate der Forschungen kennen und benützt sie.[1])

Für seine neuen Landärzte also wollte R. nur allgemeine Naturwissenschaft und von der speziellen die Kenntniß der diätetischen, pathologischen und heilkräftigen Naturkörper.[2])

Daß doch jene mehr als fünf Sechstel aller Mediziner, welche laut Walther „nur des Broderwerbes willen studiren, „fast ausschließlich den praktischen Doktrinen nachgehen und „die Tiefen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei Seite „lassen,[3]) — sie, die zwar „Detailvorträge über alle Reiche „der Naturgeschichte hören, aber kaum die nothdürftige Kenntniß davon behalten,“ — daß doch diese trivialen fünf Sechstel an den Universitäten Licht, Luft und Raum schafften für Diejenigen, welche wirklich den Tiefen der Wissenschaft nachgehen! Daß man sie nicht behelligte mit Studien, die ihnen zu ihrem praktischen Beruf nicht nöthig und unter den Umständen nicht förderlich, ja hinderlich sind! Daß man endlich nicht so und so viele praktische Talente von ihrem Beruf abschnitte und hiemit der Menschheit tüchtige Aerzte entzöge durch Forderungen, zu deren Erfüllung ihnen Zeit- und Geldmittel, vielfach auch Neigung und Fähigkeit gebrechen! Es ist nun einmal so in der Welt, ist Erfahrungsthatsache, bei den Aerzten so gut wie in vielen anderen Fächern, daß die Fähigkeit und Neigung zur Technik die häufigere, die zur strengeren wissenschaftlichen und gelehrten Auffassung die seltenere!

[1]) Sieh Beilage C. Vgl. Bd. III, S. 202, Z. 11 v. u. f.

[2]) Sieh Beilage C und D.

[3]) Sieh Bd. III, S. 252, Z. 7 v. u. und Zusammenhang.

Wer, so frug R., verdient mehr den Namen „Stümper" oder „Pfuscher",[1]) wer untergräbt mehr das Ansehen des ärztlichen Standes?: Die nach humanistischen Studien promovirten Aerzte, die Literaten, (selbst wenn sie es in Wahrheit und nicht blos dem Namen nach sind), welche zwar die Befugniß haben, Medizin, operative Chirurgie und Geburtshülfe zu üben, aber die operativen Theile nicht auszuüben im Stande sind (und sie doch ausüben sollen), oder die medizinischen Techniker, welche zwar keine lateinische und griechische Literatur kennen, aber alle Theile der Medizin theoretisch innehaben, praktisch auszuüben befähigt wurden und von ihrer ganzen Praxis diejenige wissenschaftliche Rechenschaft sich zu geben vermögen, welche auf dem jeweiligen Standpunkt der Wissenschaft überhaupt gegeben werden kann?[2])

Entsprechend begehrte R. aber auch, zur vollendeten technischen Ausbildung solle man nicht alle Mediziner zwingen:

Welche Talent und Liebe zur wissenschaftlich gelehrten Bildung besitzen, gewinnen offenbar, wenn man sie nicht zur Einübung in allen technischen Zweigen verbindlich macht, wovon sie doch in größeren Städten nur den einen oder anderen ausüben werden.

Weß Neigung und Begabung endlich die gelehrte Bildung **zugleich** mit der praktischen Ausübung umfaßt, von Solchem forderte Ringseis die entsprechend längere Studienzeit, wie er selber sie sich vergönnt hatte.[3])

Um Ringseis' Antrag zu bekämpfen, hätte nun von der gegnerischen Mehrheit des Obermedizinal-Ausschusses

---

[1]) Vgl. Bd. III, S. 251.

[2]) Ueber diese Möglichkeit sieh Beilage C.

[3]) Vgl. Bd. III, S. 202, Z. 8 v. u. und Zusammenhang. Sodann Bd. I, S. 64.

entweder gezeigt werden müssen, daß die von R. als irrig bezeichneten Voraussetzungen keine irrigen gewesen, oder aber genau die Möglichkeit künftiger Abhülfe der Uebelstände dargethan werden. Keines von Beiden erfolgte. R.'s Beweisgründen wurden nicht ebenso spezielle entgegengestellt, sondern nur allgemeine, in seinem Referat bereits hinreichend widerlegte Behauptungen und auf's Entschiedenste mußte er Verwahrung einlegen —

gegen die im Protokoll gemachte Unterstellung, als sei der Antrag nur ein „Zurückkommen auf ein schon dagewesenes, wieder verlassenes System" oder „auf eine im Prinzip aufgegebene Formation". Im Gegentheil betont mein Referat in seinem ganzen Verlaufe das Bestreben, eine neue Klasse von Aerzten zu bilden, welche nicht blos alle die Mängel vermeidet, die den früheren Landärzten, Chirurgen und Badern, sondern auch diejenigen, welche der Mehrheit unserer auf dem Lande praktizirenden Doktoren zur Last gelegt werden.

Ringseis war der Letzte, von einer menschlichen Einrichtung vollkommene Zustände zu hoffen; aber unter den Umständen hielt er seinen Plan für den besten, vielleicht allein zweckmäßigen, und nicht am wenigsten auch nach der sozialpolitischen Seite. Durch die erbärmliche Lage der neuesten Bader und die in gewissem Sinn noch weniger gesicherte Subsistenz vieler praktischen Aerzte,[1]) welche beigetragen hatte, das Standesansehen sehr zu erschüttern, wurde ein doppeltes Proletariat geschaffen. Bekanntlich aber ist der Zuwachs von sogenannten Gebildeten zum Proletariat vom Bedenklichsten, weil sie höhere Ansprüche an das Leben machen und sich daher umsomehr verbittern, wenn nicht einmal die gerechtesten und wichtigsten sich erfüllen. Diesem doppelten Proletariat, das nur zu sehr geneigt war, in jeder politischen

[1]) Vgl. Bd. III, S. 7 f. und was aus Anlaß der beiden ärztlichen Kongresse bei den Jahren 1848—1850 berichtet wird.

und sozialen Bewegung eine Verbesserung seines Zustandes zu suchen, gedachte R. den mächtigsten Damm entgegenzusetzen, indem er das echt germanische Institut der alten seßhaften Bader, welche alle Zweige der Medizin ausübten, in einer höheren Gestalt neu erwecken wollte, in der Gestalt von Aerzten nämlich, welche mit den Vortheilen gewerblicher Seßhaftigkeit und Sicherung des Erwerbes ihre ärztliche Kunst ganz in dem Umfang besäßen, wie es die Fortschritte der Neuzeit und die Bedürfnisse ihres besonderen Publikums bedingten.

Chirurgische und geburtshülfliche Tüchtigkeit erwirbt überall, besonders auf dem Land, auch Vertrauen in inneren Krankheiten. Das neue allseitig unterrichtete und allseitig befugte Personal vermöchte einen wohlhabenden Stand zu bilden und es entstünden wiederum wie im Alterthum und Mittelalter ärztliche Familien, worin eine Generation der anderen ihre Kunst überlieferte, und die ärgerlichen Prozesse über Befugnißüberschreitung mit den daraus hervorwuchernden Feindseligkeiten[1]) hätten ein Ende. Wenn es richtig ist, daß der gemeine Mann sich lieber dem ungelehrten als dem gelehrten Arzte zuwenden wird, so bildet dieß für Jeden, der mehr um des Brodes als um höherer Motive willen das Studium der Medizin ergreift, ein Anlockungsmittel, auf das Land zu gehen, und hiedurch wird in den Städten, wo der gelehrte Arzt sich immer mit Vorliebe aufhalten wird, (schon wegen der reicheren Hülfsmittel der Gelehrsamkeit), auch seine Existenz um so leichter gesichert. — Verwaltungsärztliche, Medizinal- und Obermedizinalstellen bleiben den gelehrten Aerzten vorbehalten.

Muß es das Ansehen des ärztlichen Standes nicht erhöhen, anstatt es zu schädigen, wenn beide ärztliche Klassen das wirklich leisten, was man von ihnen fordert, beide fachwissenschaftlich gebildet sind,[2]) beide

1) Sieh Schluß von Beilage B.

2) Man fürchtete, die neuen fachwissenschaftlich — oder sagen wir: heilkünstlerisch — gebildeten Landärzte möchten sich zu vornehm dünken, den geringeren Verrichtungen des früheren unterärztlichen

von gesicherterem Nahrungsstand, beide nicht mehr wegen Befugniß-Ueberschreitung durch die geringere in ewigem Hader liegen?

Anstatt aber, daß man eine seßhafte Klasse von unpromovirten Aerzten gebildet hätte, vernehmen wir, daß seither,[1]) — d. h. lang nach Ringseis' Abgang — eine neuere Gesetzgebung sogar die promovirten Aerzte, die doch als Literate einen höheren Rang einnehmen sollten, zu den Gewerbtreibenden rechnet, ohne daß sie die Vortheile eines seßhaften Gewerbes genössen.

Liegt nicht hierin in Wahrheit jene Unbill und Herabsetzung, welche für den Stand der literaten Aerzte irrthümlicher Weise befürchtet wurde, wenn R.'s Antrag ins Leben träte?

Das letzte datirte Blatt, das wir in dieser Sache von seiner Hand besitzen, nennt als Tag der Ausfertigung den 30. Dezember 1864. Ringseis stund im 80. Lebensjahr; die trotz einem leichten Zittern immer noch markigen Schriftzüge entsprechen dem an die Spitze gestellten Motto:

Dixi et salvavi animam meam.

Personals sich zu unterziehen. R. sagt: „Aderlässe, Blutegel u. s. w., sind oft so wichtig, ja wichtiger als eine Amputation oder Staaroperation. Die größten Chirurgen und seit Jahren eine Menge als praktische Aerzte auf dem Lande angestellte Doktoren übten und üben fortwährend die Operationen der sogenannten kleinen Chirurgie aus, — zu welcher sie überdieß auch leicht sich Helfer abrichten." Und was die einem Arzte nicht zukommende Arbeit des Bartscheerens betreffe, sei dieselbe in Städten schon vielfach an die Friseure übergegangen und könnte auch auf dem Lande leicht von Anderen übernommen werden.

[1]) Um Mißverständniß zu vermeiden, bemerken wir, daß wir nach altem Brauch unter „seither" verstehen, was **seit** einem bestimmten Zeitpunkt vorgegangen ist, nicht wie es jetzt Mode wird, dasjenige, was **bis** zu einem bestimmten Zeitpunkt stattgefunden, wofür also „bisher" zu setzen wäre.



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von 1866—1870.

1. 1866: Gründung des katholischen Kasino. — Der Bruderkrieg. 1867: Amtseifer. — Katholikenversammlung in Innsbruck; Kaltern und Nauders. — v. Schönwerth.

Noch im J. 1865 war durch einen jetzt nicht mehr in München weilenden Mann, der in verschiedener Richtung große Verdienste um das geistliche Leben daselbst sich erworben hat, in Ringseis der Gedanke der Gründung eines katholischen Kasino's angeregt worden. Der Greis ergriff ihn mit dem freudigen Eifer, welcher ihm eigen war, berief in seine Wohnung eine kleine Schaar gleichgesinnter Männer verschiedener Stände und nach Abfassung von Statuten, welche nur vorläufige Geltung haben sollten, wurde das Kasino am Dreikönigsfest 1866 eröffnet. Wie anderwärts, so sollte auch hier durch diese Gründung „gegenüber der Halbheit und Zerfahrenheit unserer Zustände ein festes Prinzip aufgestellt, durch offenes Bekenntniß, durch möglichst häufige Zusammenkünfte, auch geselliger Art, Muth und Entschiedenheit der Katholiken" gefördert werden. Das Kasino sollte „eine offene Vereinigung katholischer Männer zu offen bekannten Zwecken sein, die mehr nicht als das Recht der Freiheit der Meinungen und Gewissen in Anspruch" nehme. R. er-

blickte in demselben eine Fortsetzung und vervollständigte Ausgabe jenes Vereins für konstitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, welcher in den Jahren 1848 und 49 so Bedeutendes geleistet hatte.[1]) Von solchen mattherzigen Katholiken, welche von der neuen Gründung eine Gefährdung des religiösen Friedens unserer Stadt befüchteten, meinte er geringschätzig, man müsse es ihnen überlassen, auf welche Weise sie zur Ruhe kämen, und als er in der Eröffnungsrede freudig den „neuen Ring der goldenen Kette“ begrüßte, „womit katholisches Leben den Erdkreis umgürtet“, da gab er Jenen, die etwa über die Nothwendigkeit, ja selbst die Nützlichkeit des neuen Vereins zweifelnd frugen: „Wozu? Muß er nicht Mißtrauen, konfessionelle Spannung, ja Verlegenheiten aller Art erregen? Genügt uns nicht die katholische Kirche, die uns nicht blos im Inneren, sondern auch im Aeußeren verbindet?“ — er gab ihnen, sagen wir, zur Antwort, was unsere Leser bereits in mannigfacher Wendung von ihm vernommen haben: daß schon im gesunden naturwüchsigen Leben Staat und Kirche in unzähligen größeren und kleineren Vereinen sich gliedern, um jedem Bedürfniß mit vereinter Kraft zu genügen, — so die tausend Genossenschaften, Innungen und Zünfte im Staate, die mannigfaltigen Orden, Bruder- und Schwesterschaften in der Kirche.

Ganz gerechtfertigt wäre schon die Bildung eines katholischen Kasino selbst zu blos geselligen Zwecken. Denn in welchen öffentlichen Orten finden Sinn und Gemüth eines Katholiken sich nicht häufig beleidigt? Wenn aber im Staatskörper Vieles krank und faul geworden, und wenn Krankheit und Fäulniß auch die gesunden Glieder bedrohen, wenn man seit Jahrzehnten jeden entschiedenen Christen, insbesondere jeden Farbe bekennenden katholischen, mit den gehässigen Partei-

[1]) Sieh Bd. III, S. 288 f. und S. 314.

Namen „Ultramontaner" und „Klerikaler" bezeichnet, wenn man sie zum Gegenstande des Spottes und des Hasses macht, ihnen die Rechte verweigert, die man ohne Anstand Juden und Ungläubigen einräumt, wenn man selbst, wie zu seiner Schmach jüngst Crämer von Doos gethan, zur rohesten Gewaltthätigkeit aufreizt und solche Drohung straflos geschehen kann, dann u. s. w.

Mit rührender Wärme sprach 25 Jahre nach jenem ersten Dreikönigsfest des katholischen Kasino dessen jetziger Präsident, Graf Konrad v. Preysing-Moos, von dem unvergeßlichen Eindruck, welchen der glaubensfeste, feurige und doch so besonnene Greis allen damals Betheiligten, darunter auch ihm, dem Redner, zurückgelassen habe, von den goldenen Worten aus „seinem weisen Mund", wie er die feurige Jugend, welche in der Gerechtigkeit der guten Sache schon eine Bürgschaft für den Sieg erblickt und dann um so leichter durch Mißerfolg entmuthigt wird, vor solcher Täuschung warnte, denn das Rechte und Gute siege nie völlig auf Erden, ewig steh' es im Streite, mit Sicherheit erreichbar sei nur der Sieg des Einzelnen über sich selber.

Wir haben nicht die Frage zu erörtern, warum in der einen oder anderen Beziehung das Kasino nicht dahin gelangt ist, zu leisten, was man angestrebt hatte. Die darüber Klagenden aber mögen sich vergegenwärtigen, wie es die zwei letzten Jahrzehnte vor Gründung des Kasino in München gestanden. Aus einer Aera des Schutzes, aber auch einer nicht immer glücklichen Bevormundung unter Minister v. Abel, war man ziemlich unvermittelt in eine stark in Befehdung umlenkende Aera gerathen und sah sich nichts weniger als gerüstet. Wenn wir noch im J. 1861 in der Vorbereitungs-Korrespondenz zur Generalversammlung der katholischen Vereine in München von hoher geistlicher Stelle her das Bedenken ausgesprochen

finden, es sei kein zur Unternehmung der Sache geeigneter Verein, ja kaum ein Lokal vorhanden, die zu erwartenden Theilnehmer zu empfangen, so mag dieß jedem Kundigen verdeutlichen, bei wie vielen Anläßen in der Folge das katholische Kasino und die durch dasselbe hervorgerufenen Zweig-Kasino in den verschiedenen Stadttheilen den Kern bildeten, von welchem eine Bewegung ausgegangen, oder an welchen sie sich angeschlossen hat. So sehr auch aus mehr oder minder offenkundigen Ursachen, deren schwere Verantwortung ganz wo anders liegt, München in den letzten Jahrzehnten vom Charakter einer katholischen Stadt verloren hat, so bilden doch unsere Kasino ein Rinnsal, in welchem die verlaufenen Wasser sich sammeln, wenn es eine That nach außen gilt.[1]) An die Verdienste, die sich das Central-Kasino in den Kriegsjahren um die Pflege der Verwundeten erworben durch Errichtung und Haltung von Spitälern u. s. w., wollen wir nur im Vorübergehen erinnern.

Nachdem Ringseis, nicht ohne viele Beschwerde an Gängen, Schreibereien, Sitzungen u. s. w., sein Theil an der Gründung beigetragen hatte, finden wir ihn als Verfechter einer ihm wichtigen Satzung, (daß nämlich die Vorstandschaft durch eigene Wahl sich ergänze, weil nur also

---

1) Auch über die General-Versammlungen der katholischen Vereine Deutschlands haben wir vor 1871 die Achseln zucken sehen, — was sie denn leisteten? Abgesehen von der Belebung katholischen Sinnes am jeweiligen Versammlungsort, abgesehen von der Gründung, Verbreitung oder Unterstützung vieler katholischer Vereine und Unternehmungen, ist die Frage erlaubt, ob das katholische Centrum in den verschiedenen Abgeordnetenhäusern so zu rechter Zeit in geschlossener Phalanx gewappnet dagestanden wäre, hätten nicht seit Jahrzehnten jene Versammlungen das katholische Deutschland in so nahe Fühlung unter sich gebracht.

die ursprüngliche Gesinnung gesichert erscheine.)[1] Bald aber entschlug er in Ansehung seines hohen Alters sich der Last des Präsidiums und wir treffen ihn nur noch als Ehrenpräsidenten und hie und da als Redner im Kasino auftretend. Sein Nachfolger war der edle, leider früh verstorbene Graf Ludwig v. Arco-Zinneberg, ohne dessen tiefgreifende Hülfe das Kasino wohl nicht mehr bestehen würde.

Ringseis hatte etliche Frühlingswochen in seinem Tutzinger Häuschen zugebracht, als der Ausbruch des Krieges ihn und die Seinigen in die Stadt zurück trieb. Kurz vorher erwähnen ein paarmal Familienbriefe, „der Vater" schütte seinen Grimm aus über Preußen, dann werde ihm wieder leicht. Heutzutag ist über jene Dinge nicht mehr gut reden, — wer aber sich erinnert, daß der bis vor Kurzem maßgebende Mann von dazumal den Grundsatz vertreten: „Macht geht vor Recht," — wer der damals in Szene gesetzten Tücken gedenkt,[2]) der weiß ohnehin, was Ringseis von ihm und seiner Politik gedacht hat, auch vor Beginn des Kulturkampfes. Was überhaupt Konservative in Süd- und Norddeutschland

[1]) Sieh Beilage 1 zu 1866.

[2]) Wir wollen nur das Eine ins Gedächtniß zurückrufen: Während Preußen bald in Oesterreich, bald in Hannover herausfordernde Rüstungen zu erblicken vorgegeben hatte, ward im Augenblick, da eine beiderseitige Abrüstung im Norden beginnen sollte, von Italien, natürlich nicht ohne Zustimmung seines Bundesgenossen an der Spree, so entschiedener Ernst zum Angriff auf Oesterreich gemacht, daß dieses unfehlbar nach dem Süden hin rüsten mußte. Dieß gab Preußen den Vorwand, die angeblich gewollte Abrüstung alsbald wieder einzustellen. — Der Zorn des Gewaltigen auf dem Kanzleramt über des Grafen Harry v. Arnim Enthüllungen im Buche Pro nihilo war vom Standpunkt der Selbsterhaltung in der Hochachtung der Menschen nicht unbegrüńdet.

empfanden, als Preußen mit dem Italien Garibaldi's sich verbrüderte, um Deutsche ungerecht zu bekriegen, das möge jeder Preuße sich selber sagen, wenn er etwa sich vorstellt, wir Anderen hätten im Jahre 1870 zu Napoleon gehalten, oder Oesterreich hätte den Zeitpunkt des deutsch-französischen Krieges benützt, um in Deutschland, bezw. in Preußen einzufallen.

Wir wüßten für die damalige Anschauung der Christlichkonservativen in unserem Land keinen besseren Ausdruck als den Adreßentwurf, welchen Herr v. Harleß, der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums als betr. Referent am 30. Juni der Kammer der Reichsräthe vorgelegt hat, und welcher von ihr einstimmig angenommen wurde. Herr v. Harleß schickte der Lesung mündlich einige Worte voraus: Er fühle vollkommen den furchtbaren Ernst der gegenwärtigen Lage und die bedrohlichen Zeichen der Zeit, in welchen der Geist des Wahnsinns zu regieren scheine und die Verwirrung aller Begriffe den höchsten Punkt erreicht habe, wo schwarz für weiß und Finsterniß für Licht erklärt werde. Er werde — bei der großen Verantwortlichkeit des öffentlichen Wirkens — sich hüten, in den Qualm noch hinein zu blasen oder Oel ins Feuer zu gießen, aber die Wahrheit müsse gesagt und nach ihr gehandelt werden. Wenn die Staaten der südwestdeutschen Gruppe nicht mannhaft entschlossen seien zur Einigung, so breche das Verderben herein. Laut und entschieden verdammte er jene „offiziösen und nichtoffiziösen, frommen oder nichtfrommen Blätter", (es waren preußische gemeint,) „die so weit gegangen sind, die gegenwärtigen Zerwürfnisse als einen konfessionellen Kampf darzustellen" und erklärte alle Diejenigen, die in dieser Zeit noch den konfessionellen Fanatismus schüren wollen, eines

dreifachen Verrathes an Deutschland schuldig.[1]) Und im Adreß-Entwurf heißt es:

„. . . Mit um so tieferem Schmerz blicken wir auf jene Ereignisse, durch welche unser Zusammentritt veranlaßt . . . ist. Die Zerwürfnisse der zwei mächtigsten deutschen Bundesglieder wären niemals ausgebrochen, wenn nie der Boden des Bundesrechts verlassen und dagegen allezeit statt Sonder-Interessen und partikularer Machterweiterung Recht, Ehre und Interesse des gemeinsamen Vaterlandes im Auge behalten worden wären. Dann hätte man sich auch in bundestreuer Gesinnung vor jener verabscheuungswürdigen Stimme gehütet, welcher „Macht vor Recht geht", und welche jetzt der Gefahr uns nahe gebracht hat, rein deutsche Angelegenheiten der völlig unberechtigten Einmischung auswärtiger Mächte preisgegeben zu sehen. So lange unter solchen Umständen es noch möglich ist, Frieden zu erhalten, und vor Allem dem deutschen Volk die Schmach und das Verderben eines Bürgerkrieges zu ersparen, müssen wir dankbarst die Bemühungen E. K. Maj. um Wahrung dieses Friedens anerkennen. Aber kein Friede könnte sich ertragen lassen . . . um den Preis der Ehre, der Unabhängigkeit und Unversehrtheit Deutschlands. . . . Was in der schleswig-holsteinischen Frage Rechtens ist, darüber hat nur Deutschland zu entscheiden. . . . Kein bundestreuer Staat kann aber den kommenden Dingen in thatenscheuer Neutralität entgegen sehen. . . ."

Von König Ludwig II. erzählte man sich nämlich, daß er immer das Wort wiederhole: „Ich will Frieden haben," bis Minister v. d. Pfordten ihm eines Tages geantwortet habe: „Majestät, es dürfte bald nicht mehr bei uns stehen, ob wir Frieden haben wollen oder nicht." In der vierten Woche des Mai vernahm man, daß Se. Maj. inkognito nach Luzern gereist sei, um Richard Wagner zu besuchen, dessen Auftreten in München und seine Ausbeutung der königlichen Kasse damals Alles in

[1]) Sieh hierüber eine Rede von Ringseis in Beilage zur Jahreswende 1866 auf 67.

Empörung hielt. Bald darauf fand des Königs Auffahrt zum Landtag statt; das sonst so jubelbereite Volk verhielt sich auf den Straßen schweigend.

Die Mittelstaaten benahmen sich bundestreu und der Krieg brach los.[1] Die stets wiederkehrende Neigung der Besiegten, an Verrath zu glauben, berechtigt uns nicht, den damals umlaufenden Gerüchten über die preußischen Sympathien maßgebender Persönlichkeiten und über die Verwerthung dieser Sympathien im Krieg irgendwie Gewicht beizulegen. Sichere Thatsache ist nur, daß die bundestreuen Hannoveraner bei Langensalza umsonst nach den Bayern aussahen. Der legitime König von Hannover wurde von seinem Besieger in's Exil geschickt. Vor dem Richterstuhle Gottes werden sich die beiden Herren und Vettern von Hannover und Preußen seither auseinandergesetzt haben. In was für eine politische Stellung Bayern gerieth, brauchen wir nicht zu erörtern. Oesterreich war von Deutschland abgehauen.

Dafür hatte man so lang gesungen: „Das ganze Deutschland soll es sein," um dann das Land, das durch beinahe sechsthalb Jahrhunderte die deutsche Königs- und römische Kaiserkrone getragen, eines der schönsten und reichsten Länder Deutschlands, auszuwerfen.[2] Es ist in-

[1] Von anderen, zum Theil sehr schwächlichen obrigkeitlichen Manifesten im damaligen Bayern hob sich durch Klarheit und Festigkeit vortheilhaft ab der Tagesbefehl vom 2. Juli des Prinzen Adalbert von Bayern, als Commandirenden der Landwehr. (Sieh Beilage 2 zu 1866.)

[2] Es ist uns noch wohl erinnerlich, wie es uns durchrieselte, als bald darauf ein alberner Geselle auf der Rottmannshöhe, einem Fremden von fern den höchsten bayerischen Berg, die Zugspitze zeigend, ihn wohlgefällig als höchsten Berg Deutschlands bezeichnete. Natürlich, die herrlichen Alpen von Tyrol, Salzkammergut, Steyermark u. s. w., Alles das war und ist nicht mehr deutsches Land!!

teressant zu vergleichen, wie 16 Jahre früher der nachmalige Fürst Bismarck über sein eigenes späteres Thun das Urtheil gesprochen.[1])

Wenn wir die Erinnerung an jenen Bruderkrieg nicht verwinden können, so tröstet man uns, ohne ihn wäre das deutsche Reich nicht zu Stande gekommen, ohne Unrecht gehe es nun einmal bei Bildung mächtiger Reiche nicht ab. Wir unterdrücken die Folgerung, welche für einen rechtliebenden Menschen sich daraus ergäbe. Damals und in der nächstfolgenden Zeit schlugen alle bayerischen Herzen in heller Entrüstung, und wer etwa nach Preußen hinneigte, war wenigstens genöthigt, zu schweigen. In der Folge haben Viele das Erlebte vergessen, nicht so sehr im löblichen Bestreben, sich christlich in das zu finden, was Gott zugelassen hat und in diesem Sinn den neuen Zuständen ihre guten Seiten abzugewinnen, als weil sie es ganz selbstverständlich zu finden scheinen, daß der Erfolg Alles zudecke und gutmache.

König Ludwig I. erzählte Ringseis nach dem Friedensschluß: „Ich habe vor dem Ausbruch des Krieges abmahnend an den König von Preußen geschrieben und ihm Vorstellungen gemacht, was er begehe; es hat aber nichts gefruchtet.“ —

Indem wir im Folgenden an mehr als Einer Stelle Aeußerungen des Unmuths von Seite Ringseis' über das Geschehene, des Bedenkens über Werdendes zu bringen haben, verwahren wir uns gegen etwaige Schlußfolgerung, als ob er dem neuen Reiche weniger Pflichttreue entgegengebracht haben würde als irgend Einer, der es leichter genommen, mit der Machthaber falschen Grundsätzen oder Grundsatzlosigkeit sich auszusöhnen. Und sollte

---

[1]) Sieh Beilage 3 zu 1866.

Jemand finden, heutzutage sei es nicht mehr an der Zeit, jene Aeußerungen nochmal vor die Oeffentlichkeit zu bringen, so setzen wir dem die persönlich gemachte Erfahrung entgegen, daß bayerische junge Leute an bayerischen Lehranstalten völlig im Dunkeln gelassen werden über Ausgang und Zwischenstationen der Neugestaltung. Die Folge davon ist, daß ihnen alles Verständniß fehlt für berechtigte Opposition wider Uebergriffe, wie solche z. B. angestrebt und geübt wurden von Seite jenes vielvergötterten Staatsmannes, der in neuerer Zeit sich selber zu entgöttern scheint. Diese jüngere Generation hält darum jeden Widerstand für unbefugten Partikularismus, Reichsfeindlichkeit, Vaterlandslosigkeit, Ultramontanismus, letzteres umsomehr, als an gar mancher Staatsanstalt die religiöse Begriffs-Verwirrung nichts weniger als gehoben wird. Wie nun mag es vollends mit der Rechenschaft aussehen, die man sich in Preußen von unserem Verhältniß zum Reiche macht! Weil es aber unmöglich ist, der Gegenwart gerecht zu werden, wenn man von der Vergangenheit irrige Begriffe hegt, so würden wir uns ein Gewissen daraus machen, in R.'s Biographie das zu übergehen, was jene Dinge mit beleuchten hilft und was ihm von so schmerzlicher Wichtigkeit gewesen.

Wenn im Sommer 1867 Ringseis sich es nicht verdrießen ließ, die gut anderthalbstündige Fahrt zwischen Tutzing und München ein-, zweimal die Woche hin und her zu bestehen, bald, wie ein Brief aus jener Zeit berichtet, in „Dekanatsgeschäften", bald im Ministerium „zu brüten über den Aktenheften", bald, „wenn die Studenten im Examen schwitzen, mitschwitzend über sie zu Gericht zu sitzen," und wenn je „Einer Tochter Wenigkeit" ihn zur Stadt begleitete „in bevormundender Unterthänigkeit, — um ihm

die Einsamkeit zu versüßen und mit Sorgen und Aengsten ihre Sünden abzubüßen," — denn auf seinen Amtsgängen mußte sie ihn doch zeitweise ihrer Hut entlassen, — so ergibt sich daraus, daß der Zweiundachtzigjährige in einem glücklichen Gefühl des Wohlbefindens noch eine Unabhängigkeit der Bewegung sich wahrte, für welche trotz besagter Sorgen und Aengsten die Seinigen alle Ursache hatten, Gott zu danken.

Dafür ging es dann in den Ferien mit ein paar Töchtern und jener liebenswürdigen Freundin, deren Heiterkeit schon die Gebirgswanderung im J. 1849 geschmückt hatte — Fräulein Roserl nannte er sie —[1]) mit alter Reisefreudigkeit nach Tyrol, zunächst über Achensee und Jenbach, in dessen Nähe das schöne und schöngelegene Schloß Trazberg mit seinem prächtigen in Bilderverzweigung prangenden Stammbaumsaal und seinen herrlichen gothischen und Renaissance-Gemächern besichtigt wurde, nach Innsbruck, wo die Versammlung katholischer Vereine Deutschlands — und Oesterreichs, so mußte von nun an gesagt werden, — tagte. „Hast du den alten Herrn gesehen, was der für ein gescheidtes Köpfel hat?" hörten seine Gefährtinen hinter ihm sagen, als er am Eröffnungs-Morgen rüstig und, wie er oft zu thun pflegte, unbedeckten Hauptes auf der Straße schritt. — Nach Schluß der Versammlung, welcher die traurigen Ereignisse des vorhergegangenen Kriegsjahres, im Lichte treuester Ergebenheit der österreichischen Theilnehmer für ihren vielgeprüften Kaiser, einen rührenden Stempel gaben, führte Ringseis seine Gefährtinen auf der soeben eröffneten Brennerbahn nach Südtyrol; er wollte noch einmal Marie Mörl be-

---

1) Bd. III, S. 323 f. sammt Anmerkung S. 324. Es war Frl. von Dierzer-Traunthal, jetzt Frau Bürgermeister Vielguth in Linz.

suchen, welche, noch immer in ekstatischen Zuständen lebend, sich zwar längst in ein außer der Clausur befindliches Gemach eines Frauenklösterchens zurückgezogen hatte, persönlich Empfohlenen aber zugänglich geblieben war. Nur wenige Monate war es vor ihrem Tod, schon zeigten sich an ihr Anfänge der Wassersucht. Sei es, daß die natürliche Ungeschmeidigkeit der angeschwollenen Glieder dem ekstatischen Trieb des Schwebens ein Gegengewicht bildete, sei es aus anderen Ursachen, — eine merkliche Erhebung der knieenden Gestalt in die Luft wie ehedem war nicht mehr wahrzunehmen, aber auch kein Druck derselben auf das Bett, und geblieben war die unnachahmbare Vorwärtsbeugung des Oberkörpers und der blitzartig rasche Austausch der knieenden Stellung mit der liegenden. In's Wachsein gerufen, lächelte Maria in schweigender Freundlichkeit die Besucher an und theilte ihnen Bildchen aus. Oftmal ist bei dieser Austheilung ein Durchschauen der Gedanken kund geworden; so kam einst ein Fremder, der einen besonderen Zweifel im Herzen trug; sie blätterte eifrig in ihrem Bilderpäckchen hin und her, bis sie gefunden hatte, was sie wollte, — es war der Apostel St. Thomas.

Der Heimweg führte die Reisenden über Meran nach Nauders, wo sie eine Stätte wehmüthiger Erinnerung zu besuchen wünschten. Regine Horner, geb. Vonderthann, Friederikens Freundin und Reisegefährtin in Italien, hatte vor etwa einem Vierteljahrhundert in Meran Genesung von Brustkrankheit gesucht und nicht gefunden. Auf der Heimreise einfahrend in das hoch auf kahlem Bergrücken liegende, von höchsten Bergriesen umgebene Nauders, dessen zerklüftete Mauern ein Bild der Armuth bieten, meinte sie: „O welch trauriger Ort! Hier möchte ich nicht einmal begraben sein." Eine Stunde später sank sie dem

sie in den Wagen hebenden Gatten sterbend zurück in die Arme. Bei der damaligen Schwierigkeit eines Leichentransports mußte sie denn doch gerade hier zur Ruhe gebettet werden. Aber das Grab „der fremden Frau" blieb nicht verlassen; wollten auch in der rauhen Höhe die Blumen nicht gedeihen, womit die Liebe der Ihrigen es immer neu versorgte, so thauten doch die frommen Gebete der mitleidigen Dorfbewohner auf dasselbe. Als nach Jahren Gatte und Kinder die spärlichen Reste der einst unter Thränen Zurückgelassenen erheben konnten, um sie in ihr Familiengrab nach München zu bringen, da milderte rührende Theilnahme die Schmerzen der ergreifenden Handlung. Den Hinterbliebenen gewährte es Trost, einer soeben verstorbenen armen Familienmutter das leergewordene Grab einzuräumen und so an der geheiligten Stätte das Gebet zu verewigen. Wie rührte es nun Ringseis und seine Gefährtinen, als sie sahen, daß selbstlos zarte Dankbarkeit, das ursprüngliche Besitzrecht der fremden Frau ehrend, in der Grabinschrift ihr die unbeholfenen, aber tief empfundenen Verse in den Mund gelegt hatte:

Ich darf nun in der Heimath ruh'n
Im Friedhof meiner Theuern,
Ich laß ja einer Mutter nur
Die Grabstatt zu ihrer ewigen Ruh.

Mit den großartigen Eindrücken der Finstermünz und des über alle Beschreibung schönen Fernstein-Ueberganges und all' des Prächtigen, was dazwischen und diesseits liegt, beschloß Ringseis nicht nur diese Tyrolerreise, sondern, mit Vorbehalt der Tutzingfahrten, die sämmtlichen Reisen seines Lebens.

In einem Familienbrief vom Oktober 1867 finden wir die Notiz:

Soeben war Ministerialrath Schönwerth da . . . Er gestand mir geradezu, ihn ängstige die Verantwortung, in so vorgerückter Jahreszeit, wo ein Witterungswechsel sogleich große Kälte bringen kann, das alte Herrle auf der Seele zu haben. Der Frühling wäre ihm lieber . . .

Ringseis hatte nämlich mit jugendlichem Eifer den Plan aufgegriffen, in der Oberpfalz gefundene Riesengräber mit Schönwerth zu besichtigen. Die Reise unterblieb, doch gibt sie uns den willkommenen Anlaß, von einem Mann zu sprechen, dessen freundschaftliche Besuche bei Ringseis diesem ein höchst erfreulicher Erwerb der Greisenjahre gewesen.

Vielbeschäftigter Staatsbeamter am Finanzministerium, war Franz X. v. Schönwerth zugleich jener ausgezeichnete Germanist, dessen drei Bände „Sitten und Sagen der Oberpfalz"[1]) den Beifall Jakob Grimm's errungen haben. So verschieden die beiden originellen Männer Ringseis und Schönwerth in ihrem Naturell beschaffen waren, so sehr harmonirten sie in Gesinnung und Interessen. Gläubiger und eifriger Katholik, hatte Schönwerth bei seinen Forschungen über des Volkes Art und Treiben sich auch in jene vielverspottete Volksmystik und ihre Traditionen vertieft, deren Einzelheiten oft sehr wenig authentisch sind, die aber im Ganzen unmöglich auf Einbildung beruhen und nach R.'s gesammter Richtung auch diesen lebendig interessirten; wußte Schönwerth doch von selbsterlebten unheimlichen Dingen zu erzählen.

Schönwerth's Gemüth hatte ein äußerst empfindsames Saitenspiel, — vielleicht mit in Folge eines schweren

---

[1]) Ersch. Augsburg bei Math. Rieger 1857.

Kopfleidens, womit er heimgesucht war. Ihm, dem Historiker, war die Geschichte eine Pein wegen ihrer vielen Greuel und Schmerzen, worunter ihn die nicht am wenigsten quälten, welche im Namen und unterm Vorwand des Christenthums geübt worden, z. B. die Grausamkeiten der Deutschherren in den Ostseeprovinzen, die Tortur auf bloßes Ja und Nein in jenen Hexenprozessen, deren Frau Jurisprudentia mit so tiefem Erröthen zu gedenken hat. Die vielen Leiden der Unschuldigen bis herab auf die Thierwelt hatten in ihm den Wunsch erzeugt, daß „die Baracke bald zusammenfalle" und wirklich hoffte er, daß das Weltende nahe sei.

Nun lagen aber dem eifrigen Germanisten einige Aenderungen der Rechtschreibung am Herzen. Besonderen Abscheu hegte er gegen das sch, „dieses Kameel," wie er sich ausdrückte; so gut man Stein schreibe, ohne S-tein zu sprechen, könnte man ja auch Swein schreiben und dennoch Schwein sagen; für gewisse, nach der Etymologie zu bestimmende Fälle jedoch heischte er anstatt dem sch ein sk; dadurch würde unsere Schreibweise sich jener unserer skandinavischen Verwandten nähern, deren Literaturen für uns von so großer Bedeutung sein könnten. „Aber Herr Ministerialrath, wenn die Baracke doch bald in Trümmer geht, was kömmt es noch auf diese Annäherung an?" Der verehrte Mann stutzte, schmunzelte und meinte, in unserem Handeln dürften wir von solch einer Erwartung uns freilich nicht bestimmen lassen.

Einmal war die Rede von jenem Herzog Heinrich, welcher, obschon ältester Sohn Heinrich's des Finklers, den Kaiserthron dem jüngeren Bruder Otto überlassen mußte, weil nicht er, sondern dieser „im Purpur geboren" war; bekanntlich konnte der Herzog dieß nicht verwinden und empörte sich. Die hl. Kaiserwittwe Mathilde habe

großes Mitleid mit dem älteren Sohn gehabt, bemerkte Schönwerth, „und ich bete noch oft für ihn.“ „Um Gotteswillen, Herr Ministerialrath, der arme Herzog wird doch nicht heut noch im Fegfeuer sitzen;“ aber Schönwerth, zurechtweisend: „Als ob Gott nicht schon damals gewußt hätte, daß ich für den Herzog beten werde!“ —

Oefter bejammerte er den Mangel an Zeit, der ihm nicht erlaube, seine zahllosen höchst interessanten Nötizen und Sammlungen, z. B. von Volksliedern verschiedener Nationen, zu sichten, zu ordnen und herauszugeben. „Das allein schon ist mir ein Beweis für die Nothwendigkeit unseres Fortlebens nach dem Tod,“ betheuerte er, „daß man in diesem Leben zu so Vielem nicht kömmt, was man thun möchte. Wie viele wichtige und herrliche Bücher muß man ungelesen lassen!“

Als einst Franz Trautmann, der Verfasser so vieler liebenswürdigen Erzählungen aus Alt-München, Ringseis in Tutzing besuchte und von Schönwerth gesprochen wurde, sagte er: „Ach ja, Schönwerth! Ein vortrefflicher Mann! Wir sehen uns immer im Kaffeehaus. Wenn er nur nicht solch ein Schwarzseher wäre, er steckt mich jedesmal ordentlich damit an.“ Nach R.'s Rückkehr in die Stadt wurde Schönwerth von Trautmann's Besuch erzählt; er erwiderte: „O der gute Trautmann! Den habe ich recht lieb. Schade, daß er solch ein Melancholicus ist, man geht immer ganz traurig von ihm fort.“ —

In Ringseis' letzten Lebensjahren ließ trotz freundlicher Mahnung Schönwerth sich nicht mehr bei ihm blicken. Erst nach des verehrten Mannes Tod erfuhren wir, ein schweres Leiden habe ihn umdüstert und zu allem Verkehr unaufgelegt und ungeeignet gemacht. Er ruhe im Frieden!

2. 1868 — 1870: König Ludwig I. †. — Aerztliche Selbstverordnung. — Eine Spanienreise. — Tutzinger Wandgemälde. — Akademisches. — Zur Zeit des Zollparlaments. — Zum 16. Mai 1870. — Das vatikanische Konzil. — Der deutsch-französische Krieg.

Am 29. Februar 1868 verschied in Nizza, christlich vorbereitet, der greise König Ludwig I., von der großen Mehrheit seines Volkes aufrichtig betrauert.[1]) Als abgetretener Regent hatte er, wie erwähnt, seinen eigenen Nachruhm und nach einer Epoche peinvoller Spannung wieder des Volkes alte Liebe und Anhänglichkeit genossen.

Denn König Ludwig hatte das Recht geachtet, und wo er dagegen gefehlt, da geschah es in irriger Auffassung. In der Regierung aber geht es wie in der Erziehung: Kinder und Volk verschmerzen eine vereinzelte thatsächliche Ungerechtigkeit, wofern sie die gerechte und wohlwollende Absicht im Ganzen und eine verständige, feste Leitung fühlen.

König Ludwig war Selbstherrscher im vorwiegend guten Sinn. Vielseitig unterrichtet, suchte er sich doch immer tüchtige Rathgeber; das eine oder andere Mal hat er sich in der Wahl vergriffen, aber Unbedeutende wählte er nie, und auch den Bedeutenden folgte der geistreiche Monarch nie blindlings. Unberufene Mittelspersonen, von welchen kein Appell an ihn selber möglich gewesen wäre, duldete er nicht zwischen sich und seinem Volk, zwischen sich und dessen berufenen Vertretern in weltlichen und geistlichen Interessen.

---

[1]) Bekanntlich hatte der König ein Jahr vorher an die Wittwe Cornelius' geschrieben: „Die Sonne mußte sich verfinstern, als ein Cornelius starb.“ Aber auch ihm war zum Sterben ein ungewöhnlicher Tag beschieden, ein 29. Februar.

Der Kirche wollte König Ludwig I. als treuer Sohn gegenüberstehen und ihr alle Förderung leisten; doch war manchmal der Selbstherrscher um Einiges dem Katholiken voraus. „Es sollte der Kirche alles Gute zukommen," äußerte Ringseis hierüber, „aber Alles durch ihn," und der Monarch bedachte nicht, daß der göttliche Stifter die Freiheiten und Rechte seiner Kirche nicht von dem guten oder üblen Willen der Fürsten wollte abhängig wissen. Leider half des Ministers v. Abel Gefühl der bureaukratischen Standesinfallibilität die beengenden Fesseln noch enger schnüren. Die trübseligen Folgen solcher Abhängigkeit für das kirchliche Leben hat König Ludwig theilweise noch unter seinen Nachfolgern mit ansehen können.

Wohl wäre Ludwig dem I. niemals der ungeheuerliche Gedanke gekommen, das katholische Dogma der staatlichen Begutachtung zu unterziehen. Sonst aber trug er sich noch eifersüchtig mit dem Rechte des Placet, jenem Ueberbleibsel aus einer Zeit, da den Bischöfen als reichsunmittelbaren Landesherren die Versuchung eines Uebergriffes in politische Rechte desjenigen Fürsten nahe liegen konnte, welchem ein Theil ihrer Diözesanen in weltlicher Hinsicht unterthan war.

Es wird heutzutag von Leuten, mit deren Denkungsweise König Ludwig I. nicht einverstanden wäre, gern hervorgehoben, daß der große Fürst sich ungünstig über den „Ultramontanismus" geäußert habe. Das ist richtig. Doch war Ringseis nur Einer von Vielen, welche, als Ultramontane gescholten, trotzdem in des Königs Gunst gestanden. Bei der heutigen Unklarheit des Begriffes Ultramontanismus ist die Berufung auf jene Aeußerungen von mehr als zweifelhaftem Werth. Zudem lag zwischen dem betreffenden Zeitpunkt und dem Tode des Königs das Jahr 1848, welches den geistvollen, scharfblickenden

Mann über Vieles aufklären mußte. Das aber ist wahr, daß er die „Ultra's", die religiös Schroffen, die lieblos Unduldsamen nicht mochte.

Es ist bemerkenswerth, daß, während König Ludwig aus freiem, gutem Willen Klöster aus seinen Privatmitteln stiftete, sein eigener Minister, Fürst Wallerstein, sich mit dem antikirchlichen Theil der Ständekammern verbündete, um die beim Reichsdeputationsschluß als Pflicht übernommene Gründung und Dotation von Klöstern zu hintertreiben,[1]) und jede tiefere Lebensregung der Kirche nach Kräften zu beeinträchtigen.

Uebrigens kannte König Ludwig seine Pflichten als katholischer Fürst. Galt es die Wahl eines Bischofes, so frug er nicht: „Welcher wird der Nachgiebigste sein? — eine Frage, in deren Beantwortung zum Glück die Regierungen sich manchmal täuschen — sondern: „Welcher ist der Tüchtigste?" — und handelte danach. Gab es dann einen Konflikt, so war er der Mann, ihn auszufechten.

Ueber des Königs Verhältniß zu seinen protestantischen Unterthanen ist schon Bd. II, S. 223—225 Einiges gesagt. Wir fügen hier noch aus dem Munde R.'s bei: Den gläubigen Protestanten gerecht zu werden, sie vor dem Eindringen des anschwellenden Unglaubens zu schützen, ihre inneren Verhältnisse möglichst gedeihlich zu ordnen, keines ihrer verbürgten Rechte zu kränken, war dem Könige hoher Ernst. Außer der erwähnten Behandlung der Hoch-

[1]) Wir haben oft beklagen gehört, daß in Folge dieses Mangels an staatlicher Unterstützung auch die königlichen Dotationen nicht genügten, daß man darum die neuen Pflanzungen, ehe sie Zeit gehabt, im monastischen Leben zu erstarken, mit Seelsorge, Erziehung, Lehramt u. s. w. belastet habe, nur um ihre materielle Existenz zu sichern.

schulen legt von seiner Gesinnung unter Anderem die Ernennung v. Roth's zum Präsidenten des Oberkonsistoriums Zeugniß ab. Man hat erzählt, er habe geäußert: „Roth ist mein bester Katholik," das hieß, der positiv christgläubige Roth könne vielen Katholiken zum Beispiel dienen. Im Jahre 1848 aber wurde die Rede ausgebeutet, um den unbequem Gewordenen bei seinen Glaubensgenossen zu verdächtigen und seiner Entfernung ein frommes Mäntelchen umzuhängen.

Der Protestant Frhr. v. d. Tann d. Ae., dessen originellen Vorschlag an R. wir Band III, S. 165 erzählt haben, bemerkte ihm ein andermal: „Als Katholiken haben König Ludwig und seine Minister sehr Unrecht, das gläubige Element bei uns zu schützen und zu hegen. Ueberließe man den Protestantismus sich selber, so zerfiele derselbe bald." In Wahrheit aber haben ihm für jenen Schutz nicht nur die Protestanten zu danken, sondern auch die Katholiken. Denn, wär' es auch nicht verboten, Böses zu thun, damit Gutes daraus entstehe, das heißt hier: die protestantischen Landeskinder dem Unglauben zu überliefern in der unsicheren Hoffnung, ihre Rückkehr zur katholischen Kirche zu beschleunigen, — so ist nur allzuwahr, was Ludwig Clarus sagt, der wachsende Unglaube der Protestanten wirke immer bedenklich und ansteckend auf die Masse der Katholiken ein.

Ueber die vielausgebeutete Kniebeugungs-Frage nur Weniges.

In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war in München die Frohnleichnams-Prozession in Verfall gerathen. Religiöser und Kunstsinn trieben König Ludwig an, sie wieder in Blüthe zu bringen. Konnte er auch nicht ihr den früheren unermeßlichen Reichthum an Darstellungen wiedergeben, so that er doch, was ihm möglich

war. Sowohl um Ehre zu erbieten als um Ordnung zu halten, hatte das Militär in den Straßen Spalier zu bilden und sollte vor dem Sanktissimum die Kniee beugen, ein für ein katholisches Auge sehr erhebender Moment. Es war aber unterlassen worden, die Ausscheidung der akatholischen Soldaten anzubefehlen. Da ging ein Alarmruf durch Deutschland und drüber hinaus, in Bayern würden die Gewissen der protestantischen Soldaten bedrängt. Wer König Ludwig kannte, der wußte, daß nichts ihm ferner lag und nun wär' es wohl das Beste gewesen, wenn er dieß einfach erklärt und seinem Befehl die gewünschte Aenderung ertheilt hätte. Allein es hatte sich alsbald die Demagogie der Sache bemächtigt und dieser gegenüber verstund König Ludwig keinen Spaß. Der Löwe regte sich in ihm und es gab einen gewaltigen Strauß. Er mochte im Sinne tragen, daß die Kniebeugung ja häufig auch vor Fürsten geschah und theilweise noch geschieht, also nicht an sich schon ein Zeichen der Anbetung sei; es war weltbekannt, daß in Petersburg jene preußischen Truppen, die der Enthüllung des Standbildes von Alexander I. beigewohnt hatten, für den feierlichen Augenblick gleich den russischen auf das Knie kommandirt worden waren; ebenso präsentirten auf Malta die englischen Truppen aus politischen Gründen immer vor dem Sanktissimum.[1]) Nur übersah hiebei der König, daß durch die Kniebeugung des *katholischen* Soldaten, welcher damit in der That einen Anbetungsakt zu vollbringen denkt, die des nebenan postirten Protestanten allerdings in ein falsches Licht gerieth. Eben *weil* der

---

[1]) Wenn freilich die Engländer in Indien sogar vor dem Dschaggernaut präsentirten, so war dieß — auch ohne Anbetung — eine verwerfliche Politik; denn einem Götzen darf man überhaupt keine Ehrerbietung leisten.

König sich frei wußte von Fanatismus und Bedrückungssucht, so steifte er in diesem guten Gewissen und in der Ueberzeugung, daß der Lärm ein künstlich gemachter sei, sich zu kräftigem Widerstand. Gleich seinem Herrn war Minister v. Abel nicht die Natur, durch ihm unberechtigt scheinende Stimmen sich einschüchtern zu lassen. Schließlich wurde doch nachgegeben und uns bleibt nur noch zu erinnern, daß das berühmte „Kirchenrecht" des treuen Katholiken Phillips in der Kniebeugungs-Frage nicht auf des Königs Seite steht, während Döllinger seinerzeit zu Gunsten der königlichen Verordnung eine Schrift veröffentlichte, welche, so sagt man uns, selbst Herrn von Abel in Verlegenheit setzte.

„Aber das ist doch arg von König Ludwig, daß er Luther's Büste nicht in die Walhalla gesetzt hat," sagte einst in heiligem Eifer eine verehrte protestantische Freundin zu Ringseis. ‚Das konnte er nicht als katholischer Fürst,' erwiderte dieser gelassen; ‚würde wohl der König von Preußen dem hl. Ignatius von Loyola ein Denkmal setzen?' Doch Luther kam in die Walhalla, noch unter Ludwig I., aber zur Zeit von dessen königlichem Zorn über die „Ultramontanen" ob ihrer Befehdung Lola's. —

In Ludwigs I. Kunstthätigkeit hätte Ringseis Manches anders gewünscht. Als junger Prinz feurig deutsch gesinnt, hatte derselbe doch keine nähere Kenntniß erhalten von der lebendigen Richtung unserer damaligen jüngeren Literatur auf's Deutsche und Mittelalterliche; durch seinen Lehrer Kirschbaum früh auf das Griechenthum hingewiesen, hatte er in fleißiger Lesung der Ilias, dann durch seine erste Romreise 1805 und durch Klenze den Antigothiker und Hellenisten, sich darin bestärkt; so kam es, daß er seinen vaterländischen Gedanken einer Walhalla in die fremde Form verkleidete. Als Ringseis und Andere ihn

zu Gunsten der Gothik beeinflußten, als besonders Schinkel's schöner Plan[1]) ihn gewaltig in's Schwanken brachte, da waren, abgesehen von der Kostspieligkeit des gothischen Kapellenbaues, schon eine Menge Büsten nach Hermenart bestellt und so blieb es beim griechischen Styl; denn des Kronprinzen Kasse war damals noch bescheiden gefüllt und bereits durch großartige Unternehmen in Anspruch genommen.

Wenn denn Ringseis und mit ihm viele Andere theils an des hohen Herrn Vorliebe für das Hellenenthum, theils am Eklektizismus der Zeit, welchem derselbe seinen Tribut gezahlt hat, nach Umständen Anstoß nahmen, so war trotzdem Ringseis stolz auf so vieles Herrliche, was der Herrscher eines nicht großen und bei seiner Thronbesteigung finanziell zerrütteten Königreiches mit bewundernswerther Thatkraft und Ausdauer zu Stande gebracht hat, und er freute sich, wenn bedeutende Männer ihre Bewunderung äußerten. „Was sagen Sie zu München?" frug er den aus Italien nach Deutschland heimkehrenden Sieveking. „Hat König Ludwig nicht mehr gethan als irgend ein Medicäer?" ‚Sagen Sie: mehr als alle Medicäer miteinander,' rief Sieveking hingerissen aus. Im J. 1837 sagte Fürst Metternich bei seinem Besuche Münchens zu Ringseis: „Ich wußte längst Vieles von den Schöpfungen Ihres Königs; manchen Bericht hielt ich für überschwänglich, — Zeitungsgeschwätz! Aber die Wirklichkeit übertrifft noch Alles. Ich glaube, vom Staatshaushalt etwas zu verstehen, Ihr König aber leistet das Unbegreifliche." R. erwiderte, die Kenntniß von des Königs Verfahren mache Vieles begreiflich.

Eines seiner Hauptmittel lag in der Meidung unnützen Aufwandes. Als der sehr kunstsinnige Kronprinz von

---

[1]) Sieh Bd. I, S. 192 f.

Dänemark als Christian VIII. zur Regierung kam, stattete R. seinen Glückwunsch an Thorwaldsen ab, daß ihm nun eine neue Wirksamkeit im Vaterland sich eröffne. Thorwaldsen erwiderte: „Es wird nichts geschehen.“ „„Wieso, wie wäre das denkbar?““ „Unser König wird niemals zu einem Unternehmen genug Geld besitzen. Als einst seine Gemahlin in Kopenhagen den Wunsch geäußert, eine benachbarte unbewohnte kleine Insel zu besuchen, ließ der Kronprinz mit großen Kosten eine Brücke hinüber schlagen. Wer so was thut, hat niemals Geld zu Wichtigem. Da fängt es Ihr Kronprinz anders an.“

Sodann war König Ludwig auch ein guter Rechner im Voranschlag, kannte den Preis der Dinge, ließ sich Alles darstellen, überlegte reiflich und schritt an die Ausführung erst, wenn er seiner Geldmittel und der Richtigkeit des Kostenvoranschlages sicher war.

Endlich kamen ihm Scharfblick im Erkennen, Entschlossenheit im Ergreifen von Menschen und Gelegenheit zu statten. So lang die Künstler jung und unberühmt waren, nach Beschäftigung suchten, gab er ihnen Aufträge und verpflichtete sie sich zu Dank, daß sie auch später ihm wohlfeil arbeiteten. Das eine oder andere Mal mag er zu karg gewesen sein; unter Jenen aber, die hierüber am meisten Klage geführt, sind Solche, die ihm eine glänzende Laufbahn verdankten und es auch verstanden haben, deren pekuniäre Vortheile sich reichlich zu Nutzen zu machen.

Czar Nikolaus frug in der Erzgießerei zu München nach dem Preis je einer der im Feuer vergoldeten kolossalen Bronzestatuen, welche für den Thronsaal bestimmt waren. Derselbe schien ihm so unbegreiflich gering, daß er an Mißverständniß glaubte und immer fragend wiederholte: „Vom Entwurf des Bildhauers und vom Metallwerth angefangen bis zum letzten Handgriff?“ End-

lich meinte er kopfschüttelnd, ihm würde man in St. Petersburg das Zehnfache abverlangt haben.

Ein Redner hat in München in öffentlicher Sitzung den Ausspruch gethan, man habe zur Zeit des Königs Ludwig sich „schämen" müssen, ein Bayer zu sein!! In tiefem Ingrimm über diese — Kühnheit und wohl auch über Jene, die es mit angehört und ungerügt gelassen, äußerte R., man solle jenes warme und ächte — Bayernherz doch fragen, ob es sich darüber geschämt, daß König Ludwig die Freiheit der Konfessionen hochgehalten und allen seinen Landeskindern, auch den jüdischen, ein gnädiger, fürsorglicher Fürst gewesen, oder über seine vielen gemeinnützigen Gründungen, oder über den Glanz und Ruhm, welchen seine Kunstschöpfungen über Bayern ausgestrahlt haben, oder über seinen musterhaften Finanzhaushalt und die daraus entspringende Leistungsfähigkeit in Charitas und Kunst. Daß die Regierung Ludwigs I. ihre schwachen Seiten gehabt, daß insbesondere eine Epoche der Verblendung ihn und mit ihm sein Land der Verhöhnung preisgegeben, das hat Niemand schmerzlicher empfunden, als Ringseis, aber aus der ganzen merkwürdigen und so vielfach glorreichen Regierung dieses Herrschers sich nichts gemerkt zu haben, als daß man sich schämen gemußt, ein Bayer zu sein, dazu gehörte etwas Anderes als — Bayernthum.

Ein rührender Zug in Ludwigs I. Charakter war seine Bereitschaft, erkanntes Unrecht auch zu bekennen. Wir haben davon schon mehrere Beweise gebracht.[1]) Wenige Wochen vor dem Tode des greisen Baron Ernst v. Moy sandte der König auf der Durchreise durch Innsbruck diesem ein in Rom erworbenes Bildniß von Moy's ältestem Sohn

[1]) Sieh oben S. 85, Z. 9 v. u. f., dann Bd. II, S. 168 Anmkg. und unter Rückblick auf S. 164 f. auch S. 179, Z. 13 v. u.

zu Geschenk, und in einem liebevollen Schreiben bedauernd, daß er den Adressaten nicht aufsuchen könne, sprach er zugleich nach Art einer Abbitte sein Leidwesen aus, daß er denselben einst aus Bayern (s. Bd. III, S. 273) habe fortziehen lassen. Derartiges ereignete sich zu verschiedenen Malen und zuweilen in sehr origineller Weise. Es konnte z. B. geschehen, daß der König im Verdruß über ein kühnes Wort, über eine ihm gegenüber gewagte Vorstellung, eine untergeordnete Person höchst ungnädig titulirte und ärgerlich von dannen schoß — plötzlich kehrte er um, suchte den von der königlichen Ungnade noch Betäubten auf, klopfte ihm auf die Schulter: „Sie sind brav, Sie haben ganz Recht" — und fort war er wieder.

Alles in Allem war er ein Herrscher, der Verpflichtung einstiger Rechenschaft vor dem König der Könige sich bewußt.[1])

König Ludwig I. liebte den Spruch und handelte danach: „Was ist, das ist. Ein Thor du bist, wenn ändern willst, was ist." Um so bedeutungsvoller ist jenes von uns erwähnte Wort:[2]) „Wenn ich gewußt hätte, was kömmt, so hätte ich nicht abgedankt." Und sicherlich hätte vor und nach dem Jahr 1866 unter seiner kräftigen Hand das bayerische Staatsruder andere Bewegungen gemacht, als wir sie erlebten. Jedenfalls mißfielen ihm die Regierungsgrundsätze seines Sohnes, und ob in aller Liebe zu seinem interessanten Enkel sein heller Blick nicht

---

[1]) Man erzählt von Viktor Emanuel, welcher persönlich nicht ungläubig gewesen sei, auf Jemandens Vorstellung, wie er am Papst so schwer sich versündigen möge, habe er die trostvolle Antwort gegeben: „Ich bin constitutioneller König und habe verantwortliche Minister."

[2]) Sieh Bd. III, S. 288.

das heraufdämmernde Unheil bereits erkannte?[1]) Trotzdem verzehrte er sich nicht in fruchtlosem Beklagen des für ihn Unabänderlichen.

Dieses kräftige Fertigwerden mit der Nothwendigkeit, sein Nichtwühlen im Schmerz lag ohne Zweifel mit zu Grund, wenn Ludwig I. nicht viel von seinen Verstorbenen sprach. Wir haben oben auf S. 57 einen Beweis gebracht, daß es nicht ohne Kampf abgegangen.[2])

Nach der Thronentsagung nahm Ludwig I. seinen kronprinzlichen Brauch wieder auf, Ringseis in dessen Wohnung zu besuchen; sofern er nicht den Winter auswärts zubrachte, mag es ein-, zweimal des Jahres geschehen sein. Hinwiederum führten verschiedene Anlässe, eine Begrüßungs-Aufwartung, die Uebergabe einer Rede, eine Bitte um Unterstützung einer guten Sache, ein Dank, eine Meldung u. s. w. Ringseis in den nunmehr von Sr. Majestät bewohnten Wittelsbacher-Palast. Immer war der König von huldvoller Herzlichkeit, was nicht verhinderte, mit raschem Blick die etiquettewidrigen Zeugschuhe des alten Doktors zu streifen und zu fragen: „Haben Sie

---

1) Es war in den ersten Regierungsjahren Ludwigs II., als R. mit einigen Begleitern in den Feldafinger Anlagen, nahe der Roseninsel, spazieren ging. „Dort reitet der König," hieß es plötzlich. Se. Majestät stieg vom Pferd und wandte sich mit dem seltsamen Schritt, den man an ihm kannte, dem Ufer zu. Erschreckt flüsterte ein bei Ringseis weilender Gast aus der Provinz die Frage: „Ist er wahnsinnig?"

2) „Liebe K.," sagte einmal, mit ihr im Zimmer auf und abgehend, der verwittwete König zu einer Dame, die er sehr hoch schätzte, „liebe K., ich wünsche, daß es noch lang nicht geschehe, aber wenn es einmal geschieht, — ich sage nochmal, es möge recht lang nicht geschehen, — aber wenn es einmal bei Ihnen oder Ihrem Manne zum Sterben geht, dann wünsche ich dem anderen Theil, gleich mitsterben zu können."

Podagra, Ringseis?" „Nein, Majestät," erwiderte dieser gleichmüthig. Womöglich pflegte der König die nicht häufig gestellten Bitten R.'s zu erfüllen; wo er es nicht konnte, oder nicht so reichlich als er wünschte, da begründete er dieß mündlich oder schriftlich auf die liebevollste Weise.[1]) Kam der König zu Besuch, so ließ er Friederike zu sich auf das Sopha setzen, nahm Ringseis an seine Seite, — was von Töchtern zu Hause war, mußte erscheinen und Platz nehmen und dann erging sich der hohe Herr in theils herzlichen, theils munteren Gesprächen. Einmal kam er schon um 9 Uhr Früh; man mußte ihm melden, Ringseis sei eben aus dem Regenbad gestiegen und werfe sich eiligst in die Kleider. „Soll kommen, wie er ist, nur nicht als Sansculotte," erwiderte der König.

Die etlichen Male, da der König bei Ringseis dramatischen Vorstellungen beiwohnte, leisteten am Theetisch einige ihm näher bekannte Personen unter den Anwesenden Gesellschaft. Einst wollte Friederike Sr. Majestät geleerte Schale mit einer frisch gefüllten vertauschen, er aber deutete mit dem Finger in erstere: „Hier auffüllen! Hier ist noch etwas Zucker darin."[2]) Ein andermal sah er beim Kommen, daß Ringseis und die übrigen Herren (natürlich ihm zu Ehren) weiße Halsbinden trugen, er hatte eine schwarze an, — „Lakai, nach Haus fahren, eine weiße Halsbinde holen!" und betrat den Salon

[1]) Auch von dem so überschwänglich großmüthig gebenden, aber auch überschwänglich in Anspruch genommenen Prinzen Karl sagte dessen Sekretär zu Ringseis: „Wenn Sie, Herr Geheimrath, einen Armen befürworten, pflegt es meinen gnädigsten Herrn zur Gabe zu bestimmen."

[2]) Man mag hierüber lächeln; aber hieß nicht der Heiland alle Ueberbleibsel jenes Brodes sammeln, dessen Vermehrung Ihn doch nichts gekostet hatte? Vom Segen Gottes sollte eben nichts verschleudert werden.

nicht eher, als bis die Halsbinde gebracht war. An der dramatischen Aufführung nahm er lebhaften Antheil, schlief nicht ein, wie er im Hoftheater zu thun pflegte, verstund auch gut, weil er unmittelbar vor den Sprechenden saß; doch mußte das Stück ihm den Tag vorher zum Durchlesen gebracht werden. Den Schluß machte eine heitere Runde in der Gesellschaft, die er nach zwei, drei Viertelstunden in bester Laune verließ. Am nächsten Morgen erschien dann wohl ein Veilchensträußchen als Zeichen königlicher Huld.[1])

Indem die Schreiberin diese etlichen Züge aus dem geistigen Bild Ludwigs I. zum Abschlusse bringt, erhebt sie die leiblichen Augen zu einem Porträt desselben aus seinen alten Tagen.[2]) Jenen Ausdruck des Wohlwollens betrachtend, der auf seinem Angesicht je länger je mehr hervorgetreten, ruft sie mit dankbarem Herzen für so Bedeutendes, was er dem Vaterland geleistet, so Vieles, was Ringseis von ihm empfangen hat, dem guten und großen Fürsten ihr Requiescat in pace nach.

Freudig hör' ich den Mäcenas preisen,
Köstlich schmückend seine Königsstadt,

---

1) Es sei uns gestattet, zum Schluß noch ein authentisches Geschichtchen aus Ludwigs I. Hofleben anzuführen. Die Oberst-hofmeisterin Gräfin Elz, selber aus dem altfreiherrlichen Geschlechte derer v. Wamboldt und durch ihren Gemahl mit Kurfürsten von Mainz verwandt, erschien einst in einen Hermelin-kragen gehüllt; König Ludwig, welcher das Tragen dieses edlen Pelzwerkes als ein Vorrecht fürstlicher Personen erachtete und es ungern an Anderen sah, konnte es nicht verwinden, ihr zu sagen: „Gräfin Elz, Hermelin? Hermelin!“ „Ja, Majestät,“ erwiderte die Gräfin leichthin, „das Stückchen ist mir gerade noch von Mainz übrig geblieben.“

2) Es ist eine lithographirte Zeichnung, welcher eine Photographie zu Grunde liegt.

Deines Herrscherthums kraftvolle Weisen,
 Deines Wirkens reichbeschrieb'nes Blatt,
Deinen Geist des klaren Ueberlegens,
 Fest vollbringend, was du fest gewollt;
Doch nicht minder freu' ich mich des Segens,
 Von der Armuth Lippe dir gezollt.
Sanfte Rührung wogt mir im Gemüthe,
 Wenn vor deinem Greisenbild ich steh',
Jenen Zug der treuen Herzensgüte,
 Guter Fürst, in deinen Zügen seh'.
Mögen Große deine Größe feiern,
 Deine Güte rühmt im Volke sich;
Ludwig, ja, du liebtest deine Bayern, —
 Deine Bayern, Ludwig, liebten dich.

Im Dezember 1868 erlitt Ringseis eines Tages nicht sowohl eine seiner häufigen Ohnmachten, als vielmehr einen mehrstündigen Wechsel derselben mit furchtbaren Uebligkeiten. Anwesend war nebst den Seinigen ein ärztliches Individuum, welches zwar dereinst den Doktortitel und hiemit das Recht erworben hatte, Rezepte zu unterzeichnen, in der Praxis aber zu einer untergeordneten fußchirurgischen Handtirung herabgestiegen war. In einem jener lichten, aber unsäglich peinlichen Momente diktirte R. dem seltsamen Kollegen die Verordnung eines Brechmittels in die Feder und verbot, einen anderen Arzt zu holen. Als das Mittel seine Schuldigkeit gethan, sagte R. triumphirend zu den Seinigen: „Kein Arzt hätte gewagt, mir in meinem Alter ein Brechmittel zu verordnen," (die Anstrengung führt leicht innere Berstungen herbei,) „der da mußte thun, was ich will. Ich fühlte, daß ein Gastrizismus eintreten müßte; hätte ich diesen noch überstanden?" Während den nächsten Tagen besuchten ihn verschiedene Kollegen, welche von seiner Erkrankung gehört hatten. „Hätten Sie den Muth gehabt, Herr Kollega,

mir ein Brechmittel zu verordnen?" frug er jeden derselben. „Gewiß nicht, Herr Geheimrath," war die Antwort. „Das mußt Du in meiner Biographie anbringen," ermahnte Ringseis, hieran nach Jahren sich mit Stolz erinnernd, seine Schreiberin.

Kurz vor obigem Erlebniß hatte Ringseis' jüngste Tochter von Freunden die Aufforderung erhalten, sich ihnen auf einer Reise nach Spanien anzuschließen. Das schwere Bedenken, auf etwa vier Monate sich so weit von greisen Eltern zu entfernen, schien ihr aber seine Besiegelung erhalten zu haben durch die erzählte Ohnmacht ihres Vaters, von welcher ein schweres Rasseln, ähnlich dem eines Sterbenden, zuerst sie in Kenntniß gesetzt hatte. Anders dachte Ringseis. In seiner selbstlosen Liebe, frei von greisenhafter Aengstlichkeit, und eingedenk, welch' herrliche Lebenserinnerungen ihm selber durch Reisen geworden, hatte er sein Herz darauf gesetzt, daß die Tochter die so schöne Gelegenheit nicht versäume und da dieselbe wußte, wie treu der Vater Alles mit Gott berieth, so faßte sie Angesichts seiner Entschiedenheit selber ein fröhliches Vertrauen, daß sie reisen dürfe und solle. Nun war es eine Freude, den Eifer zu sehen, womit Ringseis durch die Lupe den Reiseweg auf der Karte verfolgte, die Begierde, womit er der Tochter vielseitenlange Briefe sich wiederholt vorlesen ließ, die Frische der Auffassung, womit er die Berichte in sich aufnahm. Von der Lebendigkeit seiner Vorstellung hiebei werden wir später einem auffallenden Beweis begegnen.[1])

---

[1]) Auf Grund besagter Briefe verfaßte die Reisende später ein kleines Buch: „Drei Monate in Spanien" von Bettina Ringseis, Freiburg i. B., Herder 1875, das bei den Lesern vielen Anklang gefunden. Die Freunde, mit welchen sie die Fahrt gemacht, waren Mr. Selby aus Northumberland und seine Frau Julie,

Einen Augenblick war es, als solle der Reisenden fröhliche Zuversicht zu Schanden werden; denn eines Morgens erschien Ringseis am Bett der Schreiberin und theilte ihr in ernster Gelassenheit mit, daß einer seiner Arme gelähmt sei. Es war dieß wahrscheinlich ein Vorbote derjenigen Zufälle, von welchen wir beim J. 1876 werden zu reden haben; aber Dank seiner guten Natur und der Sorgfalt seines Arztes Kaltdorff erholte er sich langsam stetig und wir haben ihn niemals über zurückgebliebene Mißstände klagen hören.

Im Sommer jenes Jahres brachte Ringseis den Gedanken zur Ausführung, nach der Methode seines Freundes Schlotthauer die Stirnwand seines Landhauses bemalen zu lassen. Zwar war, wie seinerzeit berichtet worden, das Geheimniß der Farbenbereitung verloren gegangen, aber mit einem noch vorhandenen Farbenvorrath unternahm ein Künstler, der bereits nach Schlotthauer's Angabe mit solchen gearbeitet hatte, der jetzige Professor am Polytechnikum Herr Phil. Sporrer, die Lösung der Aufgabe. Da ihm freie Hand gelassen wurde, stellte er einen Gelehrten, dem er Ringseis' Züge gab, in der grünen Medizinertoga dar, wie derselbe, unter tief herab belaubtem, vögelumflogenem Baume sitzend, einen zu seinen Füßen gelagerten Jüngling über die Kräfte einer Arznei belehrt, während auf anderer Seite ein Bursch aus dem Nachen steigt, einen über den See geholten riesigen Kräuterbusch auf Kopf und Rücken. Obschon die Zubereitung der Mauer wegen zu geringer Dicke derselben nicht nach Vorschrift hatte geschehen können, hat in den seither verflossenen 21 Jahren das anmuthige Gemälde wenig

geb. Horner, Tochter jener Regine, Freundin und Reisegefährtin Friederikens, deren Grab wir beim J. 1867 besucht haben.

Schaden gelitten und diesen wohl nur aus dem besagten Grund. Um so schmerzlicher ist der Verlust der Erfindung zu beklagen.[1])

Aus jener Zeit finden wir in einem Brief des Obermedizinalrathes v. Pfeufer an Ringseis den Dank ausgesprochen für „den edlen Eifer" und die „Energie", womit Letzterer für ihn eingetreten sei. „Wundert mich, daß Pfeufer noch nicht Mitglied der Akademie ist," hatte Ringseis eines Tages gedacht; „an wem wäre es denn, ihn vorzuschlagen? Ei, das wäre ja meines Amtes." Alsbald hatte er die nöthigen Schritte gethan, und dann in der entscheidenden Sitzung seinen Kandidaten wider scharfe Angriffe mit einer Wärme vertheidigt,[2]) von welcher Kenner dessen, was in früheren Jahren vorgefallen war, nur mit Rührung zu sprechen vermochten. Er unterlag. Pfeufer aber, der ja, wie wir an mehr als einer Stelle gesehen, ihn längst liebgewonnen hatte, versicherte ihn, die Niederlage sei ihm „hundertfältig aufgewogen durch den Beweis wohlwollender Anerkennung, um welchen ihn R. bereichert habe."

Ohne Zweifel war es in dieser Sache, daß R. einen uns als Diktat vorliegenden Antrag stellte, es möge entweder die Bestimmung aufgehoben werden, kraft welcher die Reorganisations-Urkunde der Akademie vom Jahre

---

1) Allerhand auf seinem Gerüst erlittene Nöthen hat der Künstler im Gedenkbuch durch eine köstlich humoristische Zeichnung in Selbstironie verherrlicht; dazu den Spruch gesetzt:

Ein Maurer, ein Maler in Einer Gestalt
Haben die Wand dieses Hauses bemalt;
Laßt dem Maurer das G'mäl, dem Maler die Wand,
So trägt Keiner von Beiden allzuviel Schand.

2) Vgl. Bd. III, S. 12.

1827 die besonderen positiven Wissenschaften, als Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Kameralistik, vom Wirkungskreis der Akademie ausgeschlossen hatte, oder aber man möge, wie schon früher für die Mediziner F. Ph. Walther, Ernst Grossi, die Juristen Hieron. Bayer, Staatsrath v. Maurer, durch freie Wahl eine Ausnahme machen. Erwähnte Bestimmung fand er unwissenschaftlich und ungerecht, weil bekanntlich jede der angeführten positiven Wissenschaften eine allgemeine wissenschaftliche Seite habe und in allen ausgezeichnete Vertreter und wissenschaftliche Größen bekannt seien. (Und ist es nicht gerade die Neuzeit, welche die allgemeine und besondere Pathologie und Therapie nur als die folgerichtigen Entwicklungen der übrigen medizinischen Wissenschaften, namentlich der Anatomie, Physiologie und Psychologie betrachtet?)

Zur Zeit, als von Seite der „Fortschritts-Partei" Befugniß-Erweiterungen für das Zollparlament beantragt wurden, finden wir von Ringseis, dem Großdeutschen, theils im Volksboten, theils noch kräftiger in Concepten für geschlossenen Kreis, die Bekämpfung jener Bestrebungen. Er sagt:

Auch wir, die Konservativen, wünschen den Fortschritt, aber unter Voraussetzungen, die noch nicht bestehen. Wir wünschen „die Freizügigkeit in ganz Deutschland, erschwerte Aufkündigung des Zollvereins, Anordnungen zur Erleichterung der Auswanderung und Kolonisation in auswärtigen Ländern, Schutz der deutschen Schifffahrt und des Handels, gemeinsames Münz-, Maß- und Gewichtssystem". Auch wir wollen kein Bündniß mit Auswärtigen, zur Bekämpfung unserer Brüder im Norden. Wir schaudern zurück vor einer solchen Verbindung. (Hätten doch Andere in den Jahren 1865 und 1866 auch diesen Schauder empfunden!)

Auch wir verlangen, daß in einem konföderativen Reiche die Souveränität der verbündeten Glieder beschränkt sei, die

dadurch gebrachten Opfer werden zehnfach vergütet. Auch wir lieben nicht, „daß unser Geldbeutel ohne Zustimmung unserer Vertreter in Anspruch genommen werde“.

Die Erfüllung aller dieser Wünsche ist jedoch nur möglich unter der Voraussetzung, daß entweder 1. in der Verfassung von Deutschland Bürgschaften seien, welche eine ungerechte, willkürliche Behandlung der Bundesglieder durch die Präsidialmacht unmöglich machen, oder daß wenigstens in der Geschichte der Politik des mächtigsten Bundesgliedes Wahrscheinlichkeitsgründe gegeben seien, daß es seine Macht nicht mißbrauche. Weder die erste noch die zweite Voraussetzung ist . . . gegeben. Die Präsidialmacht des gegenwärtigen Zollbundes gebietet über eine große Mehrheit der Stimmen und könnte Alles, was sie will, auch zum Nachtheil einzelner Glieder des Bundes durchsetzen. Die Interessen des deutschen Südens sind häufig verschieden von denen des Nordens.

Die zweite Voraussetzung anlangend, erinnerte R. an Friedrichs II. und an die jüngste preußische Politik. Ein- für allemal wollte er es betont wissen, daß er für die Regierung des edlen Königs Friedrich Wilhelm IV. eine ruhmvolle Ausnahme anerkenne, ebenso daß er in seiner Anklage nicht die gesammte preußische Bevölkerung beschuldige.

„Wie sollt' ich sie nicht lieben, die Nachkommen der alten Sachsen an der Mittel- und Nieder-Elbe und der alten Rheinfranken am Mittel- und Niederrhein, welche mit den Bayern und Schwaben in alter Zeit die vier Hauptstämme Deutschlands ausmachten? . . Aber Preußen wollte alleinherrschen in Deutschland. Schon im J. 1863 rüstete es gegen Oesterreich, machte Kameradschaft mit der Revolution in Frankreich, Italien und Ungarn, erließ die vom . . . Haß eingegebene Usedom'sche Note und dieses, göttlichen und menschlichen Gesetzen widersprechende System ward von beiden preußischen Kammern gebilligt, zu Recht erklärt und besiegelt. . . . Fortschrittliche Wahlen sind ein Fortschritt zu unserer Verpreußung, zunächst zum Anschluß an den Nordbund. Preußen erstrebt ihn, weil seine Macht dadurch wächst, seine Lasten sich

mindern — auf unsere Kosten, — es erstrebt ihn mit der Politik von Blut und Eisen.

Die Tage der ostpreußischen Hungersnoth waren kaum vorüber. Aus dem mitleidigen Bayern waren große Summen nach Ostpreußen geflossen; aber man vernahm, Vieles davon sei nicht den Nothleidenden zu gut gekommen, sondern alsbald vom Steuereinnehmer verschlungen worden, für welchen jedenfalls das bayerische Geld nicht bestimmt gewesen. An diese und ähnliche Härten dachte R., da er sagte:

Wenn die erste der (von der Fortschrittspartei) gestellten Forderungen, die Einführung der Freizügigkeit, in Erfüllung ginge, was wäre sofort die unausbleibliche Folge für das südliche Deutschland? Die preußische Regierung, die sich nicht beeilte, die Hungernden in Ostpreußen aus Staatsmitteln zu unterstützen, würde sich nicht lange besinnen, etliche hunderttausende Arbeits- und Brodloser mit den nöthigen Summen zu versehen, um ihnen, (wie man jetzt arbeits- und brodlose Ostpreußen nach Schlesien verpflanzt hat,) die Reise in die süddeutschen „Schlaraffenländer" zu ermöglichen, in welchen Jedem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Gern wollen wir den Nothstand unserer norddeutschen Brüder erleichtern, aber eine solche Ueberschwemmung von Proletariern aus dem von Fabriken starrenden Norden wäre für uns unerträglich ... Die preußischen mit unseren Arbeitslosen verbunden, würden die ... Schauerszenen, welche in Berlin beim Leichenzug A. v. Humboldts, bei der Schillerfeier und nach der Rückkehr des Preußenkönigs von der Krönung zu Königsberg stattfanden, in unseren an solche Verhältnisse ganz und gar nicht gewöhnten Städten, Märkten und Dörfern in verstärkter Auflage erneuern. Der norddeutsche Proletarier, der sich in die dortigen Verhältnisse eingelebt hat, möge auch noch längere Zeit darin verbleiben und die Macht-

haber über die Folgen unbedingter Gewerbefreiheit gründlich belehren.

Angesichts der von Preußen verübten Annexion von Hannover, Nassau, Hessen und Frankfurt, angesichts der alten Erfahrung: imperium iisdem artibus retinetur quibus ab initio partum est, angesichts der peinlichen Abhängigkeit, in welche seit dem unglücklichen Bruderkrieg die meisten Trümmer Deutschlands Preußen gegenüber gerathen seien, wo bleibe die Gewähr, daß Preußen die angeblichen Befugniß-Erweiterungen für das Zollparlament nicht blos für partikulär preußische oder gar nur Hohenzollern'sche Hausmachts-Erweiterung[1]) und zum Nachtheil des übrigen Deutschlands benütze, daß diese angebliche Erweiterung nicht die größte Einengung der Befugnisse des übrigen Deutschlands werde, „ein Knebel in unserem Mund, eine eiserne Kette eng um Hals und Brust gezogen, so daß bald uns Sehen und Hören, Reden und Athmen verginge".

... Soll etwa die (geschehene) Zertrümmerung der Grundbau zur größeren Einigung werden? das Unrecht einen künftigen größeren Rechtsstand begründen, nach jenem von Gott verdammten Spruch: „Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus entstehe"? Man klagt mit Recht über den früheren deutschen Bund und Bundestag, aber im Bund waren doch

1) Anm. der Schreib. Es wird erzählt, König Wilhelm habe sich längere Zeit gesträubt, Hannover zu annektiren, weil dieß eine Verletzung der Legitimität sei; eine solche könne sich auch einmal gegen die Hohenzollern kehren. Der damalige Frhr. von Bismarck habe diesen Widerstand besiegt durch die Rede: „Bisher haben Majestät immer nur als Hohenzoller gesprochen; nun sprechen Sie mal auch als Preuße!" Unter anderen Umständen hätte dieß ein Wort edlen Freimuthes sein können, den Monarchen zu erinnern, daß die Wohlfahrt des Landes ihm höher stehen müsse, als das Haus-Interesse; aber darf der Preuße thun, was dem Hohenzollern sein Gewissen verbietet?

50 — 60 Millionen statt 30 oder 40 vereinigt und weder Frankreich noch Rußland wagten es, Deutschland zu bedrohen.

Es ist viel schlimmer geworden und wird mit Naturnothwendigkeit noch viel schlimmer werden als jetzt. Wo nicht Achtung des Rechtes den Schwächsten schützt gegen den Stärksten, wo vor Recht die Gewalt geht, wo keine Opferwilligkeit für die Wohlfahrt des Ganzen, da ist für den Schwächeren Alles zu fürchten, da ist dauernder Friede, Verminderung der stehenden Heere und Abgaben und eine föderative Staatsverbindung unmöglich. Die Verewigung des Krieges, die stetig wachsende Vermehrung der stehenden Heere und der Steuern sind die unvermeidlichen Folgen und dieß so lange, als bis die Fortsetzung der Praxis solch' unsittlichen Grundsatzes durch allgemeine Erschöpfung, Verarmung und Entvölkerung zur Unmöglichkeit geworden und die Revolution hereinbricht. Die erste Hälfte dieser nothwendigen Folgen ist bereits eingetroffen und sie wird zunehmen mit jedem Tag. Auch die andere wird folgen.

Wir wollen kein Deutschland ohne Oesterreich. Unsere Stammverwandtschaft mit den Deutschösterreichern, unsere Gebirgsflüsse, die beflügelte Isar, der gewaltige Inn, der Lech, die Iller, unsere majestätische Donau und nun die hoffnungsreiche Brenner-Bahn, sie ziehen und tragen uns nach Oesterreich und die österreichischen Brüder zu uns. Selbst der schöne, sich dem Rhein vermählende Mainstrom ist durch seine Anwohner der Donau befreundet.

Nicht aber wollen wir durch fortschrittliche Wahlen den Umsturz wie alles gemeinsam deutschen Wesens, so insbesondere aller einzelnen Stammeseigenthümlichkeiten befördern.

Bayern, Schwaben, Franken, wolltet ihr es ertragen, daß, gleichwie die Deutschen an Mittel- und Niederelbe, (die eigentlichen Sachsen), und wie die Deutschen an Mittel- und Niederrhein, (die einstigen Rheinfranken,) jetzt mit Verlust ihrer alten Stammesnamen den undeutschen Namen Preußen, Borussi, führen, so auch ihr in Zukunft nur Isar-, Main-, Lech- und Donaupreußen hießet? Müßten nicht mit unserem großen König Ludwig I. alle Bayernherzoge sammt unseren eigenen Ahnen und Urahnen im Grabe sich umkehren? Wenn wir fortschrittlich wählten, so verdienten wir unser Loos, anstatt deutsch geeint, preußisch geknechtet zu sein.

Freilich sagen es viele unserer Fortschrittler offen: Ei die staatseinheitliche Oberherrlichkeit Preußens ist uns ja nur eine Uebergangsstation zur freien konstitutionellen Verfassung. Aber selbst wenn wir gewiß wären, ein solches freies einheitliches Deutschland erlangen zu können, jedoch nur durch Abfall von der uns von Gott gegebenen Obrigkeit, so erklären wir ein solches Bestreben für unerlaubt, verbrecherisch und für die Dauer selbst höchst unpolitisch. Denn daß Gottes Gebote halten und seinen Nächsten, d. i. Oesterreich und Süddeutschland, lieben wie sich selber die beste, und gegen diese Gebote handeln die schlechteste Politik gewesen, noch sei und sein werde, zeigte die Vergangenheit und wird die Zukunft wieder zeigen.

Zum Schlusse spricht Ringseis die Besorgniß aus, daß der überweltliche Herrscher den Händen jener weltlichen, welche die Zügel nicht mehr zu führen verstehen oder wider seine Gebote sie führen, diese Zügel zeitweise etwas unsanft entreiße und die Geschicke mit der Waage seiner Gerechtigkeit wäge.

Ehrlich währt am längsten und währt bis in's Jenseits . . .

Zum 16. Mai 1870.

Vater, seit ich zu den Achtzig
  Segen Dir gewünscht und Heil,
Wurden Dir vom Herrn des Lebens
  Mild der Jahre fünf zu Theil.

Freilich Deine lieben Augen
  Blicken minder licht und klar;
Doch das inn're Licht des Geistes
  Stellt sich hell und freudig dar.

Noch gebleichter Deine Löckchen
  Flattern um Dein theures Haupt;
Aber Du stehst uns ein Baum noch,
  Freudenspender, grünbelaubt.

O so sei uns Gott gepriesen,
  Welcher gnädig dieß verlieh'n,
Und vertrauend seiner Milde,
  Laß uns in die Zukunft zieh'n!

Der da unser Hort und Hüter,
Unser Ziel wie uns're Bahn,
Wird uns ferner auch umschirmen;
Was Gott thut, ist wohlgethan.

Die Berufung des vatikanischen Konzils hatte Ringseis mit der freudigsten Erwartung begrüßt. Als der Kampf um die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenlehre entbrannte, gab es unter seinen theologischen Freunden Verfechter und Gegner dieser Lehre, Solche die für und Solche, die wider die Opportunität ihrer Dogmatisirung stimmten. Zu Anfang der Bewegung sprach Ringseis einmal die Vermuthung aus, das Dogma werde wohl nicht proklamirt werden; doch urtheilte er über die Zaghaften, welche zu fürchten schienen, das Konzil könne wohl einmal die Stimme des hl. Geistes nicht recht deutlich vernehmen:

Entweder ist die Infallibilität des Papstes nicht richtig, dann wird sie nicht proklamirt werden; oder sie wird proklamirt, dann ist sie auch richtig. Wer fürchten könnte, daß die unter dem Papst versammelten Bischöfe des Erdkreises in einer Glaubenslehre sich von wem immer überlisten lassen, der war niemals Katholik.

„Aber Unfreiheit würde die Beschlüsse des Konzils ungiltig machen.“ Wer oder was soll denn die Bischöfe einschüchtern und sie veranlassen, gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen? Selbst wenn es wahr wäre, daß ihre Redefreiheit verkürzt sei — und zwar durch Rom, nicht durch die ganze Versammlung selber — so bliebe ja noch massenhafter Austritt frei, also Sprengung des Konzils. Wer ihnen hiezu den Muth nicht zutraut, der glaubt nicht an die Verheißung des hl. Geistes. Die Ausrede, daß ein Konzil beeinflußt sei, hat noch Jeder gebraucht, der sich nicht unterwerfen wollte.

Wer sich dem Konzil nicht auch unterwirft, falls es den Papst für infallibel erklärt, der hält eben geringere Autoritäten oder sich selber für infallibel.

Sehr bald hatte das Studium der erscheinenden Schriften Ringseis auf Seite der Infallibilisten geführt.

Aber bei allem Eifer für die Sache blieb er anerkennend für das Recht und die Gründe einer Opposition in den gebührenden Schranken, so lang das Konzil nicht gesprochen hatte und hielt sich frei von Leidenschaft; denn nicht als Parteimann wollte er der Autorität der Kirche huldigen, sondern als demüthiger Christ; wo aber Demuth, da ist immer auch Liebe. – Sein Verhältniß zu Döllinger gedenken wir bei späterem Anlaß zu besprechen.

Was Ringseis über Napoleons III. Verrath am hl. Vater, über die Eroberung Roms und die ganze italienische Usurpation gedacht und empfunden, bedarf keiner Erörterung.

Auch seine Gefühle gegenüber dem deutsch-französischen Krieg sind nicht schwer zu errathen. Sie waren nothwendig getheilter Natur. Unmöglich konnte er sich ohne Weiteres unseres Mitgehens mit Preußen freuen. Nachdem aber einmal das, was man gegenwärtig das ganze Deutschland nannte und nennt, in den Krieg gezogen war, da war es ebenso unmöglich, ihm nicht den Sieg zu wünschen, vollends wenn der Gegner ein Louis Napoleon! Hatte Ringseis niemals den Verlust von Straßburg, Elsaß, Lothringen verwinden können, so mußte die Rückgewinnung in einem von Frankreich heraufbeschworenen Krieg ihn befriedigen, wenn schon er darin keinen Ersatz erblickte für Ober- und Niederösterreich, Tyrol, Steiermark u. s. w. War es undenkbar, daß der Ruhm der deutschen Waffen ihn unempfindlich fände, so mußt' es ihn eigenthümlich berühren, daß Frankreich gedemüthigt wurde durch eben jene Macht, die es seit Langem in blinder Eifersucht auf Oesterreich und das deutsche Reich hatte großziehen helfen, ja daß Preußen, ohne es zu wollen, den Beruf gehabt, Oesterreich auch noch an Napoleon III. zu rächen.



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von 1871—1880.

1. 1871: Im neuen deutschen Reich. — Ruhestand, Orden. — 1872: Goldhochzeit. — Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt. — Weiteres über Herrn v. Döllinger. — Herr v. Sybel und Frhr. v. Stein.

Dem deutschen Land — immer ohne Oesterreich — war ein Oberhaupt gegeben. Es ist heutzutag theilweise müßig, darüber zu streiten, ob Ludwig II., als er dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot, freiwillig gehandelt habe, oder ob er in einer Zwangslage war, ob auch bei äußerer Freiheit nicht schon damals die volle Zurechnungsfähigkeit ihm gefehlt.[1]) Gleichviel, das Reich war fertig.

Daß Ringseis mit der Basis und mit manchen Eigenheiten des neuen Reiches sich nicht befreunden konnte, dieß ihm zu verargen, hieße fordern, daß ein Mann von ehernem Charakter am Schluß eines langen Lebens alle seine Rechtsanschauungen, politische Gesinnungen und Neigungen gleich einem Handschuh umdrehe und dasjenige begeistert grüße, was in solcher Gestalt anzustreben, ihn, den Bayern, noch wenige Jahre früher mit den ernstesten Bestimmungen

---

[1]) Sieh Anmkg. 1 auf S. 210.

des Strafkodex in Konflikt gebracht haben würde. Freilich haben wir es erlebt, daß man alte Männer mit diesem Maßstab der Charakterlosigkeit gemessen und ihre hingeworfenen Aeußerungen des Unmuths auf die Waage gerichtlicher Schätzung gebracht hat.[1])

Hatte der bayerische Patriot und Großdeutsche nach altem Sinn alle Mühe, sich in die veränderte Lage der Dinge zu finden, so konnte ein gerechtes Regiment doch den Katholiken gewinnen. Wenn unter Friedrich Wilhelm IV. Rheinländer sich rühmten, im protestantischen Preußen genieße die Kirche einer größeren Freiheit als im katholischen Bayern,[2]) so lagen — Gott weiß es —

---

[1]) Wenige Wochen vor dem Tode Moriz v. Schwind's — schon klagte er sehr bekümmert über sein Leiden — begegnete derselbe der Schreiberin. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob Sie sehr für die Preußen schwärmen, aber da hat mein Freund Grillparzer Verse auf den Napoleon auf der Wilhelmshöhe gemacht, da drin heißt es: ‚So sitzt nun der gefang'ne Dieb — In dem ge.....nen Schlosse.'" Den Oesterreichern Grillparzer und Schwind war das nicht übel zu nehmen. Ein deutsches Reich gab es dazumal nicht. Schreiberin aber war verwundert, nach des verehrten Künstlers Tod in einer Lebensskizze desselben betont zu finden, er habe noch auf seinem Krankenlager die Gründung des deutschen Reiches begrüßt und auf dessen Gedeihen ein Glas geleert. Von verlässiger Seite ward ihr folgende Aufklärung: Franz von Lachner, hochbegeistert von den neuen Ereignissen, sei mit dem Glas an des Freundes Bett getreten und habe ihn aufgefordert, auf des eben gegründeten Reiches Wohl zu trinken. „Meinetwegen gib her," habe Schwind in gutmüthiger Antheilnahme an der Freude des Freundes erwidert, dann aber dem Leeren des Glases eine Wunschformel für das neue Staatsgebilde nachgesendet, die wir, obschon sie vermuthlich halb humoristisch gemeint war, ob unserer eigenen Reichszugehörigkeit nicht wiederholen dürfen, die aber jedenfalls nicht von Begeisterung für dasselbe zeugte.

[2]) Vgl. freilich S. 105, Anmkg. zu Z. 3 — 6.

in den Siebzigerjahren die Dinge nicht so, daß Bayern in jener Hinsicht nicht wiederum hätte überflügelt werden können. Statt dessen kamen die jämmerlichen Ungerechtigkeiten des muthwillig erregten „Kulturkampfes". Eine günstige Vorbedeutung für das neue Reich konnte Ringseis hierin nicht erblicken. Trotzdem bleibt es gewiß: Seine neuen Pflichten gegen dasselbe hätte er gegebenen Falles nicht gezögert mit derselben Gewissenhaftigkeit zu erfüllen wie jede andere Pflicht. Und daß, wenn er lebte, er für Kaiser Wilhelm's II. sozialpolitische Bestrebungen sich interessiren würde, dürfen wir ebenfalls voraussetzen.

Am Ministerium pflegte Ringseis längst nur mehr zu arbeiten nach Kraft und Lust, denn immer waren freundliche Hände da, welche ihn des Lästigeren überhoben. Im J. 1871, als blos vom Obermedizinalrath an gerechnet seine Dienstzeit als Staatsbeamter 45 Jahre betrug, erbat er sich am Ministerium den Ruhestand und erhielt ihn unter Verleihung des Großkomthurkreuzes vom hl. Michael.[1]) Um eben jene Zeit erhielten zwei seiner Töchter mit einer größeren Anzahl Personen Audienz beim hl. Vater Pius IX. Der immer gütige Kardinal Sacconi erbat und erlangte von dem holdheiteren Papstgreise für den noch greiseren „champion de l'Eglise" einen Apartesegen, der diesem alsbald mit jubelnder Freude angesagt wurde.

---

[1]) Der Ludwigsorden für 50jährigen Staatsdienst überhaupt war ihm schon im J. 1865 feierlich überreicht worden, indem man seine vorübergehende Bestallung als Zentralfeldspitalarzt mit einrechnete und zwar nach militärischem Brauch mit der doppelten Feldzugsfreide.

Im März 1872:

Sechzig Jahre bist Du Doktor, fünfzig Jahr' seid ihr vermählt!
Himmel, welch ein Schatz des Lebens sich in diesem Wort erzählt!
Du, Du bist der alte Ringseis; wer dieß sagt, der sagt genug;
Du, die einst er sich erwählte, schön und sittig, treu und klug.
Manch ein Lied hab ich gesungen; sing ich nicht mein schönstes heut?
Doch versiegelt ist die Lippe, wie's mein Innr'es mir gebeut.
Gib uns, Elternpaar, den Segen, schweigend knie'n die Töchter hier;
Nur Ein Wort ja löst die Zungen: Großer Gott, Dich loben wir!

Die Goldhochzeit in größerem Feste zu begehen, verbot sich durch Friederikens vorgeschrittene Geistesschwäche, bestehend in Vergeßlichkeit, während ihre äußere Erscheinung noch Würde und Greisenschönheit behalten hatte. Bei den Freunden v. Obercamp, (der Wittwe und dem priesterlichen Stief- und Adoptivsohn des verewigten Karl v. O.) wurde in der Hauskapelle in beiderseitiger Rührung der kirchliche Theil der Feier begangen. In das sonnige, blumen- und gabengeschmückte Wohnzimmer des eigenen Heim zurückgekehrt, nahmen die Greise den Tag über die Glückwünsche der theilnehmenden Freunde in Empfang.

Im J. 1872 sollte die Ludovico-Maximilianea die vierte Säkularfeier ihres Bestehens halten. Wir zweifeln, daß Ringseis sein Alter als Hinderniß betrachtet hätte, diese Feier wenigstens theilweise mitzumachen; die Frage, ob bei dem Fahrwasser, in welches das Schiff der

Hochschule eingelenkt hatte, nicht Verstimmungen für ihn zu befürchten seien, unterlag der Erwägung; eine eigenthümliche Zulassung aber wollte, daß eben damals Herr v. Döllinger als Rector Magnificus erwählt worden, und dieß war für R. entscheidend, von aller Theilnahme sich fern zu halten. Abgesehen von den allbekannten Verhältnissen, durch welche die einst Befreundeten in Spannung gekommen, hatte Herr v. Döllinger Ringseis tief ins Herz gegriffen durch eine Schmach, welche er fünf Jahre vorher, ebenfalls als Rektor, mit aller Kühle in amtlich öffentlicher Rede seiner eigenen Hochschule angethan, eine Schmach in eben jener historischen Vergangenheit, welche nun mit allem Pomp sollte gefeiert werden. Hören wir Ringseis' eigene Worte:

Den 26. Juni 1867 als den 395. Stiftungstag der vom Wittelsbachischen Herzog Ludwig dem Reichen von Landshut-Ingolstadt gegründeten Ludovico-Maximilianea hielt Herr Stiftspropst v. Döllinger, damals mindestens zum viertenmal Rektor der Universität, für den geeignetsten Tag des Rektoratsjahres, um in einer großen Versammlung, in der zwei Wittelsbachische Prinzen, mehrere Minister, hohe Staatsbeamte, viele Professoren und viele hundert Studenten gegenwärtig waren, der Ingolstädter Periode der Ludovico-Maximilianea die zwei schlimmsten Brandmale aufzudrücken, die man einer Universität aufzudrücken vermag. Der takt- und pietätvolle Festredner erzählte, das Programm der Universität Ingolstadt scheine gewesen zu sein: „Bene vixit, qui bene latuit", und im übrigen Maß- und Größenverhältniß bezeichne Ingolstadt das Kindes-, Landshut das Jünglings-, und München das volle Mannesalter der Ludovico-Maximilianea. Und so hat er denn von der 328jährigen Ingolstädter Periode derselben, die er in etlichen Sätzen abfertigte, auch kaum etliche Männer als nennenswerth erachtet.

Als ich dieß Charakteristikum von Ingolstadt mit anhörte, fragte ich mich, fragte ich Andere: Hör' ich recht? Oder träum' ich? Hat Döllinger in den Annalen von Rotmar,

Engerd, Mederer und Permaneder nie auch nur geblättert? Hat er nicht die Rektoratsrede seines Zeitgenossen und Kollegen Arndts gehört oder gelesen? Hat er nicht in schier jedem Kapitel der bayerischen Geschichte die Thaten und Leistungen der Hochschule seit ihrem Bestehen gefunden? Kennt er nicht die Zeugnisse selbst der Gegner von Ingolstadt, z. B. vieler Protestanten? Oder hat er seither aus den Wassern der Vergessenheit getrunken und alles Erinnern in sich ausgelöscht? Wahrlich, was Alles in Ingolstadt Döllinger nicht weiß oder doch nicht zu wissen scheint, ist kolossal.[1]) Was aber um des Himmels willen zwang ihn, über eine Vergangenheit zu reden, die er nicht kannte? . . . .

Fünf Jahre hatte R. den Wurm in sich getragen, daß kein Historiker, kein Jüngerer den Handschuh aufgenommen; nun ließ es ihn nicht länger ruhen, die Zeit der Vorbereitung auf die Säkularfeier unter jenem nämlichen Rektor war der geeignete Augenblick für eine „Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt“, die er denn auch im 69. Band (S. 801—842 und 889—916) der „Hist.-pol. Blätter“ (1872) erscheinen ließ und aus welcher wir obiges Citat entnommen haben.

Es wird nun, (meinte R.), eine seltsame Verlegenheit geben, wenn man eine 400jährige Universitätsdauer feiern soll und will, von diesen 400 Jahren aber 328 der Art sind, daß sich eigentlich nichts oder noch Schlimmeres als nichts von ihnen sagen läßt. Aber ich will die Gewissen der Feiernden, die Gewissen der das Geld hiefür Votirenden, ja selbst die

---

[1]) Selbst ihr „Vater- und Taufname“ — klagt R. — sei der Hochschule entzogen. Außer Herrn v. Döllinger wisse Jedermann in Altbayern, daß die Universität, 1472 in Ingolstadt vom obengenannten Herzog Ludwig dem Reichen gegründet, und 1800 durch Churfürst Max IV. (nachmals König Max I.) nach Landshut versetzt und erneut, nach diesen beiden Fürsten genannt sei; nach Döllinger aber (Seite 22 — 23 seiner Rede) trage sie den Namen von den Königen Ludwig I. und Max II. (!)

Gewissen aller etwaigen Festredner beruhigen, welche auf die Autorität des von der Hochschule selbst gewählten Anführers und Rektors hin von jener langen Epoche vielleicht ebenfalls nichts oder schlimmer als nichts zu denken vermöchten oder zu sagen wüßten.

Vor Allem weist er nach, daß Hr. v. Döllinger sehr unglücklich gewesen in der Wahl seines Bildes vom Wachsthum der Hochschule.

„Es ist Zweck und Aufgabe einer jeden Universität, in allen Epochen ihres Daseins als Hochschule auf hoher Leuchte, d. i. auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen und ihr Licht weithin zu verbreiten; sie soll in jedem Moment in vollkommener männlicher Reife sich zeigen, in keinem Zeitpunkt in unmündiger Kindheit oder in der Hinfälligkeit des späten Alters. Kindheit, Verborgenheit! Diese Worte bedeuten hier ja jegliche Schwäche und Erbärmlichkeit, Alles was eine Universität nicht sein soll.

Universitäten haben und hatten nie ein der Entwicklung der menschlichen Lebensalter vergleichbares Entstehen und Wachsen. Die ältesten wie die jüngsten Universitäten, die Fakultätsschulen in Salerno, Bologna und Paris, wie die späteren Schulen der vereinigten Fakultäten in Wien, Prag, Heidelberg, Ingolstadt, Würzburg und die jüngsten in Göttingen und Berlin hatten als höchste Lehranstalten, als Universitäten kein Embryonen-, Kindes-, Knaben- und ebensowenig ein Greisenalter, sondern erschienen am Beginn schon in voller Mannesrüstung als Vertreter der höchsten gleichzeitigen Entwicklungsstufen der Wissenschaft. . . .

Man kann einwenden: Spätere Zeiten sind jedenfalls reicher an Erfahrungen als frühere, darum im Verhältniß zu diesen stehend wie gereifteres Alter zum Kindesalter. . . . Aber erstens kömmt es bei wissenschaftlichen Anstalten nicht blos auf die materielle Menge des Gewußten und zu Lehrenden an, sondern vor Allem auf die leitenden Grundsätze, und wenn wir auch mit Döllinger bis zu einem gewissen Grade den Mangel an historisch-genetischer Behandlung der Wissenschaft in früherer Zeit zugestehen, . . . dennoch waren . . . im Beginn unserer Universitäten die leitenden Grundsätze rich-

tiger, einheitlicher als heutzutage. Und zweitens: Wenn wir auch von einer Kindheit reden wollten, so müßte man doch die ganze gleichzeitige Wissenschaft oder ein bestimmtes Fach darunter begreifen, nicht die einzelne Schule, daran solche gelehrt werden. Warum sollte Ingolstadt, das bereits 300 jährige Universitäten zum Vorbild hatte, noch ein Kindheitslallen durchmachen müssen? Die Bezeichnung Kindheit wird ihm also nothwendig zur Schmach.[1])

Und nun vollends ein 328 jähriges Kindesalter gegenüber einer 25 jährigen Jünglingsepoche in Landshut und einer vollen Mannesreife in München!" . . . .

Nachdem R. das Ansehen des herzoglichen Gründers erwähnt hat, berichtet er von dem gewaltigen Zufluß an Schülern, dessen sich die Hochschule lange Zeit erfreute.

Zogen doch z. B. die Ungarn, Polen, Böhmen an den ihnen näher gelegenen älteren Universitäten der Kaiser- und Königsstädte Wien und Prag und an Wilna und Krakau vorbei, um nach dem äußerlich unscheinbaren, landschaftlich ziemlich reizlosen,[2]) durch seine Beschaffenheit als Festung eher abstoßenden Ingolstadt zu wandern. Aehnlich zogen die vom Rhein, aus Schwaben und Ostfranken vorüber an den lockenden Städten Heidelberg, Freiburg, Tübingen, Würzburg mit ihren theilweise älteren berühmten Anstalten und reizenden weinreichen Umgebungen! Man kömmt auf den Gedanken, der weise

---

[1]) Der Protestant Meiners sagt in seiner bekannten Geschichte der hohen Schulen (Göttingen, Röwer 1802), Bd. I, S. 239 f.: „Ingolstadt war einen großen Theil des 16. Jahrhunderts hindurch im katholischen Deutschland eben das, was Wittenberg im protestantischen war. Der Grund liegt nicht allein in dem Eifer des berüchtigten (?) Eckius, sondern in den vielen trefflichen Männern, welche der Herzog Wilhelm aus Italien und Deutschland zusammenrief."

[2]) Man kennt Platens griesgrämiges Gedicht „An Max von Gruber, der Einzug in Golpolis", dagegen freilich Balde von anmuthigen Gehölzen in der Umgegend Erwähnung thut; auch spricht Ingolstadts Nachtigallenreichthum für ein mildes Klima.

Gründer habe Ingolstadt eben wegen der Abwesenheit so vieler Reize und Zerstreuungen zum Sitz einer Hochschule gewählt und die Studirenden und ihre Familien hätten diesen Umstand gewürdiget. Dennoch könnte dieß den Zufluß unmöglich erklären, wenn in dieser Abgeschiedenheit das nicht wirklich zu finden gewesen wäre, um dessen willen man die Abgeschiedenheit ertrug, ja suchte, nämlich die Wissenschaft durch die trefflichsten Lehrer und Anstalten und eine geordnete Disziplin.

Unsere ungelehrte Feder eignet sich nicht, aus der großen Reihe der von R. nennenswerth befundenen Namen von Ingolstädter Professoren eine systematische Auswahl zu treffen; denn wollten wir nur die uns zufällig geläufigeren nennen, wie Celtes, Eck, Aventin, Reuchlin, Apian, Agricola, Canisius, Salmeron, Jaius, Balde, Wiguleus Hund, Mederer, Sailer, Schrank u. s..w., so frügen vielleicht Theologen, warum nicht auch Staphylus, Gregor von Valentia, Gretscher, Tanner, Besold u. s. w., die Juristen, warum nicht Cuspinius, Viglius, Carpzow, Chlingensberg und Andere, — die Mediziner, warum nicht Fuchsius, Stelzlin, Hertel, Leveling &c. (Maximilian Stoll lehrte zwar zu Ingolstadt, aber nicht an der Hochschule,) — die Historiker, warum nicht Bosch und Keller, — die Philologen, warum nicht Amerbach, — und vollends bliebe eine lange Reihe von bedeutenden Mathematikern und Astronomen ungenannt, unter denen Viele auswärtige Preise erhielten, Viele großen Ruhmes genossen. Und doch konnte es geschehen, daß nach Döllinger's Rede ein (protestantischer) Professor der Mathematik ihm vorhalten durfte: „Euer Magnifizenz haben ja keinen einzigen Mathematiker genannt!" Also nicht Hörward von Hohen-

burg, den Erfinder der Logarithmen,[1]) nicht Kraz, ad ipsos adeo Sinenses so berühmt wie es seine Vorgänger Scheiner, Cysat, Grammatici, Falk, Hissius gewesen, nicht eben jenen P. Scheiner, den Entdecker der Sonnenflecken,[2]) nicht P. Kögler, der nachmals in China oberster Mandarin des astronomischen Tribunals geworden,

und vermöge seines Ansehens in der sehr schweren Christenverfolgung unter Yum-Tsching sozusagen die einzige Säule der Christenheit blieb. (Nach seinem Tod erhielt er auf Befehl und Unkosten des Kaisers ein unglaublich feierliches Leichenbegängniß nach katholischem Ritus.)

Daß gar Mancher von jenen berühmten Lehrern der Hochschule vordem ihr Zögling gewesen, weist R. nach und erwähnt außerdem an ausgezeichneten Schülern Max I. von Bayern und Kaiser Ferdinand II, drei große Bischöfe des 16. Jahrhunderts, (Kammerer v. Dalberg, Fürstbischof zu Worms, Matthäus Lang und Graf Michael v. Kienburg, beide Fürsterzbischöfe von Salzburg), den bayerischen Kanzler Leonhard v. Eck, die Geschichtschreiber Ablzreiter und Lazius und Andere mehr.

---

1) Mögen immerhin Andere den gleichen Ruhm beanspruchen; es ist ja bekannt, daß wichtige Funde häufig von Mehreren zugleich gemacht werden. (Sieh nächste Anmkg.)

2) Lalande schrieb über ihn: „Quoi qu'il en puisse être de celui, à qui le hazard les a pu faire voir pour la première fois, il est sûr que personne ne les observa aussi bien et n'en donna la théorie d'une manière aussi complette que le P. Scheiner." Es mag streitig sein, wer von den ungefähr gleichzeitigen Entdeckern dem anderen um eine Spanne Zeit vorausgekommen; aber wenn auch im Munde der Welt gewöhnlich nur Einer genannt wird, so ziemt es sich doch, daß wenigstens die Heimath oder der Wirkungkreis jedes einzelnen Mitberechtigten seinen Anspruch in treuer Erinnerung halte.

Mit Nachdruck hebt R. hervor, daß in Ingolstadt niemals jene Verwilderung unter der studirenden Jugend eingerissen sei, von welcher Meiners am angef. O. ein höchst abschreckendes Bild entwirft; insbesondere habe niemals der schmähliche Pennalismus dort geherrscht.

Nachdem er die positiven Beweise für Ingolstadts Vorzüglichkeit beigebracht, fügt Ringseis den negativen hinzu, welcher aus der gallenbitteren Gehässigkeit vieler Gegner hervorgehe, wie z. B. Voß bei Herausgabe der Gedichte Hölty's an odioser Stelle namenfälschend anstatt Würzburg — Ingolstadt gesetzt. Das Bedeutungslose haßt man nicht.

Um das obenerwähnte Gleichniß Döllinger's vollends hinfällig zu machen, erinnert R., daß die Landshuter Epoche sich nicht als eine Entwicklung der Ingolstädtischen betrachtet und erwiesen habe, die Münchener Epoche nicht als eine Entwicklung der Landshutischen, vielmehr seien die Prinzipien je ganz verschiedene gewesen, ja in München zwei grundsätzlich verschiedene Epochen darzustellen.

„In Wahrheit" — also schließt R. seinen 69 Druckseiten umfassenden Aufsatz, —

in Wahrheit, so kläglich die Entschuldigung lauten dürfte, — die beste, die wir dem Herrn Stiftspropst zugestehen könnten, wäre die, daß er von Ingolstadt wirklich und wahrhaftig nichts gewußt habe, sondern von seinen literarischen Handlangern so schlecht bedient worden sei. Nur würde sich's übel mit dieser Entschuldigung reimen, daß er im Anfange seiner Rede . . . ausdrücklich betheuerte, er kenne die Geschichte der Ludovico-Maximilianea, und zwar mit einer Betonung, welche den Schreiber dieses befrembete und unwillkürlich in Gedanken ihm die Entgegnung entlockte: Das versteht sich ja wohl von selbst, daß, wer über eine Geschichte öffentlich vortragen will, sie auch kennen müsse.

Zum Schlusse bemerkt Ringseis:

Die Jubelfeier steht bevor und das Höchste, was hoffen zu dürfen man uns gestattet, ist, daß diese Jubelfeier nicht benützt werden solle zu tendenziösen Angriffen. Aber erstens ist diese Versicherung unklar, unbestimmt. Wird man nichts, gar nichts, was der Erinnerung der Ludovico-Maximilianea heilig sein muß, z. B. etwa die Leistungen des Jesuiten-Ordens, von jenem Versprechen ausnehmen? Zweitens liegt in jener negativen Zusicherung noch keine Wiedereinsetzung Ingolstadts in sein altes Ehrenrecht und darum dixi et salvavi animam meam.

Hier wollen wir einschalten, was wir über Döllinger zu sagen haben.

Seine Beziehungen zu Haus Ringseis hatten bereits einen Anknüpfungspunkt gehabt durch Friederikens Bruder und dessen Familie aus der Zeit, da dieselben in Würzburg weilten [1]) und das Studentchen Döllinger den Lionel gespielt, während Nanny v. Hartmann [2]) die Johanna gab. Auch Ringseis mochte ihn schon im Haus des Vaters Döllinger gekannt haben. 1826 waren sie Kollegen geworden und trafen sich nun oft, nicht nur im Senat, sondern im geselligen Verkehr, am öftesten bei Görres. War Döllinger auch nicht der Mann für besondere Vertrautheit, so gehörte er doch zum Freundeskreis und stund in demselben in hohen Ehren. Große Herzenswärme, z. B. seinen Zuhörern und Examinanden gegenüber, wurde ihm nie nachgerühmt; umsomehr spricht für das hohe Interesse seiner Vorträge die Anhänglichkeit, welche so zahlreiche Schüler ihm bewahrt haben, das viele Gebet, das laut Versicherung der Betreffenden nach seiner Verirrung für ihn dargebracht wurde. War eine gewisse Kälte und Glätte in seinem Wesen nicht zu läugnen, so thäte man ihm doch höchlich Unrecht, wenn man daraus

[1]) und [2]) Sieh Bd. II, S. 311, Z. 8; ebenda S. 102, Z. 13.

auf Falschheit oder Hinterlist schließen wollte. Nur meinte man frühzeitig, er blicke zu viel nach den irdischen Olympen, den Regierungen. Bei Abstimmungen im Senat waren es drei Genossen des eigenen Lagers, auf welche kein sicherer Verlaß galt. Einer davon war der hoch verehrungswürdige nachmalige Abt und Bischof Haneberg, erhaben über jeden Verdacht einer unlauteren Absicht, aber in Dingen des Weltlaufes von einer gewissen Unselbstständigkeit des Urtheils, darum beeinflußbar und nur aus Gewissenhaftigkeit eine Zusage brechend. „Ihnen, Herr Kollega," sagte ihm einst Ringseis, „würde der Herr die Schlüssel des Himmelreiches nicht gegeben haben, wie er sie auch dem Liebesjünger Johannes nicht gab." Auch von Döllinger sagte derjenige Mann, der ihn vielleicht am besten gekannt hat,[1]) in Dingen, „die nicht gerade mit dem Gegenstand seiner Studien zusammenhingen," habe der zuletzt Sprechende bei ihm Recht gehabt. So viel ist gewiß, daß Ringseis mehr als einmal unmuthig klagte: „Döllinger hat wieder einmal nicht Stand gehalten." Es scheint in ihm eine eigenthümliche Mischung von verwegenem Dreingehen und zaghafter Rücksichtnahme gewesen zu sein.

Nachdem — so hat uns Ringseis öfter erzählt — Döllinger die Gefälligkeit gehabt hatte, Möhler die Vorlesungen über Kirchengeschichte abzutreten und dafür jene über Dogmatik zu übernehmen,[2]) setzte Karl v. Obercamp, der Laie — freilich einer der vielseitig gelehrtesten Laien — ihm das Gerüst für diese Vorlesungen auf. Denn wie Döllinger's begabter Freund, Professor Stadlbaur, der als Mann vom Fach es beurtheilen konnte, zu einer Zeit ver-

[1]) „Hist.-pol. Bl.", Bd. 105 (Döllinger †, Erinnerungen seines alten Amanuensis), S. 237 ff.

[2]) Sieh Bd. II, S. 287 f.

sichert hat, als noch Niemand an Konzil und Dogma dachte, war Jener zwar „ein großer Geschichtschreiber, aber nicht großer Theologe, weder Kanonist noch Dogmatiker". Uebrigens wollten von je philosophisch gebildete Männer dem großen Kirchenhistoriker auch eine philosophische Auffassung nicht zugestehen. Jedenfalls hat er auf die Geschichte mit ihren vielen Lücken und Unsicherheiten ein zu einseitiges Gewicht gegenüber der Autorität der Kirche und der göttlichen Verheißung gelegt.

Eigenthümlich, daß ein Mann, der nach gewissen Richtungen so hervorragend klug gewesen, in anderen höchst unpraktisch war. Nach einer im Abgeordnetenhaus von ihm gehaltenen Rede begann er am nächsten Sonntagabend bei Görres diesem davon zu sprechen, aber der alte Löwe wendete sich etwas ungeduldig ab mit den Worten: „Ach, Döllinger, in der Politik sind Sie ein Kind." Als in späteren Jahren, zu einer Zeit, da schon viele Katholiken mit Bedenken auf Döllinger blickten, er zum Reichsrath ernannt wurde, war man sehr gespannt auf seine Jungfernrede. Wie staunte man, wie fühlten Manche sich gleichsam begossen, als der große Kirchenhistoriker, vielleicht von einem Schalk auf's Eis geführt, kein besseres Thema zu behandeln wußte als — das Münchener Ammenwesen! „Wahrhaftig, der moderne Lactantius!" rief ein witziger Domherr wie bewundernd aus. Das Talleyrand'sche Mahnwort an einen jungen Diplomaten, das wir Döllinger wohlgefällig citiren hörten, das Wort: „Surtout point de zèle," wäre hier am Platze gewesen.

Bereits hatte Döllinger begonnen, von den früheren Freunden sich zurückzuziehen und noch wiederholte der um anderthalb Jahrzehnte ältere Ringseis, ohne abzurechnen, ein paarmal bei ihm seine Besuche. Sie blieben un-

erwidert, vielleicht nicht in vorsätzlicher Absicht, aber so viel war gewiß, Döllinger fühlte sich nicht mehr heimisch im alten Kreis.

Als Ringseis endlich tiefe Empörung empfand über Döllinger's Auftreten in Sachen des Konzils, gegen die Infallibilität und zuletzt gegen den römischen Stuhl überhaupt, da erzählte er uns und einigen Anderen ein Urtheil Sailer's, das er aus Rücksicht für Döllinger stets verschwiegen hatte. Nach der Versetzung der Hochschule nach München hatte Ringseis zu Sailer gesagt: „An dem jungen Döllinger hat die Universität, wie ich glaube, einen erfreulichen Erwerb gemacht." Da beugte der sonst so milde Sailer sich zu ihm herüber und sagte flüsternd, aber mit starkem Accent: „Er ist hoffärtig!" — In der Folge war Ringseis trotz seiner Hochachtung für Döllinger Manches unangenehm an ihm aufgefallen, z. B. die Geringschätzung, womit derselbe von einem Kirchenvater, dem hl. Hieronymus, sprach, später seine Behauptung, die Freimaurerei sei nichts Schlimmeres als eine alberne Spielerei. Zu verschiedenen Malen machten Ringseis und Andere die Bemerkung, daß Döllinger seine Reden fast niemals so drucken ließ, wie er sie gehalten. Häufig wurde dasjenige, was Anstoß geben konnte und worauf er vielleicht innerlich das meiste Gewicht gelegt, im Drucke abgeschwächt oder weggelassen. Es war, als hätte er zur Rede einen Anlauf genommen, Gesinnungen darzulegen, die seinen früheren nicht entsprachen, sei aber dann über den gegebenen Anstoß erschrocken und habe nicht den Muth, sie auch schwarz auf weiß der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ob es auch der Fall gewesen bei jenen, Aufsehen und Aufregung erzeugenden Vorträgen im Odeonssaal über die weltliche Macht des Papstes, erschienen als Anhang eines wohl hauptsächlich um des Anhanges willen

verfaßten dicken Buches,[1]) wissen wir nicht; wohl aber hörten wir klagen, daß in späterer Auflage dieses Buches Döllinger wichtige Aenderungen oder Auslassungen vorgenommen habe, ohne auf dem Titelblatt etwas darüber zu bemerken.

Jüngst noch wurde uns mit Theilnahme für Döllinger erzählt, er habe sich durch seinen Priestereid gebunden gefühlt, die „Neuerung" nicht anzunehmen. Also gäbe es in der katholischen Kirche einen Priestereid, welcher bei der Entscheidung von Streitfragen den unterliegenden Theil an seine bisherige Auffassung einer alten Lehre bände? „Die Infallibilität der Päpste war immer nur eine Schulmeinung", betonte Döllinger. Nun, und die

---

1) Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. Historisch-politische Betrachtungen von Joh. Jos. Ign. v. Döllinger. München, 1861. Liter.-artist. Anstalt d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle (aus S. 676) auszuheben. In der „Allg. Ztg." war die Besorgniß ausgesprochen worden, wenn das aus Italien vertriebene Papstthum durch Napoleons III. Einfluß nach Frankreich verlegt würde, so könnte darüber eine Spaltung in der katholischen Kirche kommen. D. sagt, er theile die Besorgniß nicht und fährt fort: „. . . es sind nun 400 Jahre, daß auch nicht einmal der Versuch einer Spaltung gemacht worden ist. Spaltung und Katholizität sind so ganz entgegen gesetzte Dinge, daß nur eine ganz außerordentliche Verwicklung und ein Streit um Prinzipien, um Ideen, wieder einmal eine solche herbeiführen könnte. Ich bin überzeugt, daß kein Stoff, keine Disposition zu einer solchen Krankheit gegenwärtig im ganzen Umfange der katholischen Kirche vorhanden ist. Die allgemeine Gesinnung aller Religiösen in allen katholischen Nationen würde jeden derartigen Versuch mit Abscheu von sich weisen und die Irreligiösen würden es höchstens zu einer zweiten Auflage der Ronge'schen Walburgisnacht von 1846 bringen." — Einen Gegenpapst hat Döllinger freilich nicht aufgestellt, aber war das kein Schisma, was er versucht hat?

Fallibilität? War sie ein Dogma, daß er auf sie den Priestereid geschworen hätte?

Hören wir Ringseis' eigene Worte über den Döllinger der späteren Tage:

Was ist von dem, was Döllinger in den Jahren 66 und 67 über die Ingolstädter Periode verschwiegen und gesagt hat, schon von vornherein für eine Prognose zu stellen bezüglich auf die Wahrheit dessen, was er seither geredet und geschwiegen? Döllinger hat seinen jetzigen, nur dem hohlen Ruhme Baco's von Verulam zu vergleichenden außerordentlichen Ruf[1]) nicht durch das erworben, was er wissenschaftlich gründlich erwiesen, nicht durch seine Schriften vor 1861, in welchen er es noch für Pflicht gehalten, seine historischen Aufstellungen durch gründliche Belege zu stützen und wegen welchen das Augsburger Weltblatt, der Dichter Heine und Andere ihn des bittersten Spottes gewürdigt hatten,[2]) sondern er hat diesen jetzigen Ruhm erworben durch kecke, orakelmäßige, unerwiesene und unerweisbare Behauptungen. So z. B. gehört zu den Gründen, warum Döllinger den Zeugnissen gewisser berühmter Männer aus älterer Zeit zu Gunsten der Infallibilität kein Gewicht beilegt, auch der, daß dieselben, (Männer von untadelhaftem Ruf,) theils Kardinäle waren, theils es zu werden hofften. Hält also Döllinger eine solche Würde für etwas ganz Unwiderstehliches, sogar für den rechtschaffensten Mann gleichsam Zwingendes, dem zu Ehren auch ein solcher gegen Wahrheit und Ueberzeugung stimmen müsse? Sieht er in seiner Verblendung nicht die ganz nahe liegenden „Erwägungen": Also hast du deine Broschüre über die Kniebeugungsfrage[3]) ge-

[1]) Obwohl schon vor langer Zeit Graf Maistre und Andere die Hohlheit des Jahrhunderte währenden und doch unverdienten Ruhmes Verulam's gezeigt hatten, scheint es doch erst Herrn Baron von Liebig gelungen, durch ausführlichere Aufzählung seiner vielen und großen Irrthümer, seiner ungeheueren Albernheiten, seiner thörichten Rezepte (darunter für das Goldmachen) diesen falschen Ruhm zu zerstören.

[2]) Man sehe Heine's erzinsame Verse über den „erzinsamen Pfaffen Dollingerius".

[3]) Vgl. oben S. 205.

schrieben, weil du Propst warst oder zu werden hofftest? Oder stimmst du jetzt gegen die Infallibilität, weil man dich nicht zum Konzil nach Rom berufen hat oder weil du Patriarch einer deutschen Nationalkirche zu werden dir schmeichelst?

Seitdem D. von der römisch-katholischen Kirche sich abgewendet, ja endlich gegen sie sich aufgelehnt hat, braucht er sich keine Mühe mehr zu geben mit Beweisen. Je orakelmäßiger absprechend gegen die Kirche und seine eigenen früheren Beweisführungen er auftritt, desto höher wird er gepriesen, sein Ruhm wächst zusehends täglich, ja stündlich; nicht nur ist er der „größte Kirchengeschichtschreiber“, sondern der „größte Theologe des Jahrhunderts, Fremdling in keiner Wissenschaft; viel größer aber als durch seine beispiellose Gelehrsamkeit ist er durch seinen Reckenmuth; größer denn Siegfried der Drachentödter ist Döllinger, der Bekämpfer und Besieger des weltverderbenden tausendköpfigen römischen Drachen.“

Durch solche überschwängliche und doch, wenn man bedenkt, auf welche Seite die Gunst der Mächtigen dieser Erde neigt, spottwohlfeile Lobpreisungen leichtsinnig, schwindelnd und kühn gemacht, wagt es D., mit größter Entschiedenheit zu reden:

1) von Dingen, die er hätte wissen können und da er davon reden wollte, hätte wissen sollen und müssen, die er jedoch — unglaublich und doch wahr — nicht gewußt hat, sich aber geberdete, sie genau zu wissen (z. B. die Geschichte der Universität Ingolstadt);

2) von Dingen, die als in innerster Brust der Menschen verborgene Gedanken er nicht wissen konnte, aber zu wissen vorgab, und zwar mit einer Schärfe und Bestimmtheit, als sei er der ex cathedra sprechende Unfehlbare, der jedenfalls Döllinger — nicht ist;

3) von Dingen, deren Unwahrheit er selbst früher mit Gründen erwiesen, die er jetzt als Wahrheiten hinstellt, häufig ganz apodiktisch ohne alle Beweisführung.

Unter diesen Umständen befürchtete Ringseis, der hohle Ruhm von Neu-Döllinger möchte den gediegenen von Alt-Döllinger verschlingen, wie Pharao's 7 magere Kühe die 7 fetten verschlangen.

Einen geradezu kläglichen Eindruck machte es, als nach der Beatification des ehrwürdigen Peter Canisius, des ersten und einzigen docirenden Mitgliedes unserer Hochschule, welchem die Ehren des Altars zu Theil geworden, Döllinger gegen den Antrag, daß die Universität einen Festgottesdienst zu Ehren des Seligen veranstalte, den Einwand erhob, dieß möchte etwa — bei Hof nicht gern gesehen werden. Vielleicht lag in Wahrheit Abneigung gegen den Orden zu Grund;[1] aber fühlte er dann nicht, daß der Vorwand schlimmer war als die Ursache?

Für Weihrauch ist Döllinger immer empfänglich gewesen. Die neuen Freunde hüllten ihn in eine Weihrauch-Wolke, die ihm zum Verhängniß geworden. Es war System dabei. Mehr als Einer weiß aus persönlicher Erfahrung zu erzählen, wie man in den letzten Jahren den alten Mann förmlich gehütet hat, um etwaige andere Einwirkungen abzuhalten.

Zwischen Ringseis und Döllinger war also der Verkehr abgebrochen. Als im J. 1877 Friederike mit dem Tode rang, gaben ihr die Töchter ein von Döllinger einst geschenktes Kruzifix in die sterbende Hand, welche dasselbe, obschon es ziemlich groß und schwer war, fest umfaßte und aufrecht hielt. Nach der Mutter Scheiden glaubten die Töchter, ihm schreiben zu sollen und indem sie ihm jenen kleinen Umstand erzählten, ließen sie ein leises Wort der Erinnerung an alte schönere Zeiten, ein Wort der Hoffnung, daß die Entschlafene für die Ihrigen, aber auch für ihn zu beten vermöge, mit einfließen. Er antwortete sehr verbindlich, in Ausdrücken, welche weniger warm als für die Verstorbene sehr schmeichelhaft waren,

[1] Ehedem hatte er kräftige Dinge zu Gunsten desselben gesagt und geschrieben.

hatte auch die Anspielung wohl verstanden und versicherte, er wisse, daß in Europa und Amerika Viele für ihn beten und fühle auch die Wirkung dieses Gebetes in der ihm verliehenen Standhaftigkeit, als Greis Demjenigen nicht untreu zu werden, was er durch ein langes Leben geglaubt und gelehrt habe. Konnte er im Ernste wähnen, Mitglieder des Hauses Ringseis darüber zu täuschen? Täuschte er sich selber? Das weiß nur Gott, der dem nun auch Hinübergegangenen möge ein erbarmender Richter gewesen sein! —

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum J. 1872 zurück.

Noch war die Tinte kaum trocken, womit Ringseis seinem Gefühl in Sachen Ingolstadts Genüge gethan, als er zu neuer Abwehr sich veranlaßt sah. Dem Freiherrn v. Stein war in seiner Heimath ein Standbild errichtet worden, und der ehemals von König Max nach München berufene, seither wieder fortgezogene Historiker Professor H. v. Sybel hatte als Festredner bei der Enthüllung dem großen Staatsmanne vom Anfang des Jahrhunderts die Gesinnungen desjenigen beigelegt, welcher zur Zeit dieser Enthüllung die Geschicke Deutschlands lenkte, die Gesinnungen der Urheber des Kulturkampfes. Daß Ringseis über eine solche Unterschiebung aufgelodert, kann sich der Leser denken, der aus den „Erinnerungen" ihn sowohl als seine Berichte über Stein kennen gelernt hat. Den Ausdruck seiner Gefühle legte R. in Bd. 70 (S. 245 f.) der „Hist.-polit. Bl." nieder, von wo er in die „Germania" und vermuthlich noch andere Blätter übergegangen ist. Wir bringen ihn in Beilage.

2. 1873—1875: Die „Erinnerungen“. — 1875: Neunzig Jahre und die „letzte Arbeit“. — Treue in der Wahlpflicht.

Der Gedanke, daß die Abfassung von ihres Vaters Biographie dereinst ihr anheimfallen könne, war der Schreiberin manchmal dunkel vorgeschwebt. Bereits stund er in den Achtzigen, als ihr auf's Herz fiel, was sie erst während der Arbeit klar erkannt hat: wie nothwendig es sei, dieselbe noch bei seinen Lebzeiten zu beginnen; dieß bringe auch den Vortheil, ihn selbstredend einführen zu dürfen. Nachdem das Kindheits-Kapitel geschrieben war, wurde der befreundete Dr. Franz Binder als ein in biographischer Arbeit Bewährter gebeten, es ihm vorlegen zu dürfen und er überraschte die Schreiberin mit dem Antrag, die Erinnerungen in den „Histor.-polit. Bl.“ erscheinen zu lassen.[1]) In so guter Obhut schritt sie, nachdem im zweiten Märzheft 1875 die ersten Bogen mit dem (auch in unserem Bd. I abgedruckten) Vorwort erschienen waren, kapitelweise arbeitend und abgebend, in freudigem Muthe voran.

R. selber hatte großes Vergnügen am Fortgang der Aufzeichnungen, erzählte, ließ sich vorlesen, berichtigte, vervollständigte, war aber in seiner anspruchslosen Gutmüthigkeit nie schwer zu befriedigen. Wenn die Genugthuung der Schreiberin, daß sie überhaupt das Glück gehabt hat, die Arbeit zu unternehmen, durch Ahnung und Bewußtsein von deren Mängeln beeinträchtigt wird, — die

[1]) Die Ueberraschung war eine wirkliche, — so sehr, daß die Schreiberin sogar einige Beklommenheit fühlte, ob ihr die ernsten gelben Blätter nicht Einiges an Anekdoten streichen würden, worauf sie ihr Herz gesetzt hatte. Das Bedenken erwies sich als unbegründet.

Freude bleibt ihr, dem theuren Greis viele vergnügte Stunden damit bereitet zu haben.

Im Herbst des Jahres 1874 hatte R. zum letzten Mal den Besuch seiner Schwester Kathrin erhalten. Das Manuskript der Erinnerungen, bereits mehrere Kapitel umfassend, hatte die Dreiundachtzigjährige mit größtem Antheil vorlesen gehört, — aus der Fülle ihres guten Gedächtnisses ergänzend und berichtigend. Mit „tiefbewegtem Herzen" war sie geschieden und nun lief an jenem nämlichen 16. März 1875, an welchem das erste Kapitel hervor ans Licht getreten, bei Ringseis die Nachricht ihres Todes ein.

Zum 16. Mai 1875, Pfingstsonntag.

Neunzig Jahr, o Du lieber Gott!
Wie sagt das Sprüchwort? Kinderspott?
  Aber du bist so hell von Geist,
  Daß du noch selber zu spotten weißt,
Spottest so kräftig, fromm und frei,
Daß dem Hörer wird wohl dabei;
  Spottest so ernst ob dem Wahn der Zeit,
  Der nichts begreift von Ewigkeit,
Spottest so scharf der Regierungskunst,
Die sich löset in eitlen Dunst,
  Spottest so beißend der Wissenschaft,
  Die sich die Logik vom Hals geschafft,
Spottest so lustig ob Teufels List,
Weil er ein dummer Teufel doch ist.
  Wie sagt das Sprüchwort? Kinderspott?
  Du wie so anders, Dank sei Gott!

Neunzig Jahr, o du liebe Zeit!
Dehnt sich ein Leben noch so weit,
  Jeder Tag, den wir ausgehaucht,
  Scheint wie ein Odem verweht, verraucht;
Aber mit seinem Segen und Fluch
Steht er im Siebensiegelbuch,

Steht er vor jenem durchdringenden Blick,
Der da mißt aller Welt Geschick,
Der da richtet auf goldner Waag
Unser Geschick am jüngsten Tag.
Neunzig Jahr, o du kurze Zeit
Vor dem Antlitz der Ewigkeit!

Neunzig Jahr, o Du heiliger Gott,
All unser Wirken wär' nur Spott,
Sä'ten wir blos in den irdischen Grund,
Bauten wir nur für die flüchtige Stund.
Aber wer baut in Deiner Kraft,
Wahrlich, umsonst nicht hat er geschafft.

Neunzig Jahr, o Du treuer Gott!
Er, der altert an Christi Herzen,
Trägt die Jahre wie Kinderspott
Trotz der irdischen Last und Schmerzen.
Christi Herz ist Selber das Licht
Für die greisen verdunkelten Augen,
Wenn der irdische Strahl gebricht,
Göttliches sie zu betrachten taugen.
Und der Geist, der herniederfuhr
Heut in züngelnden Feuergnaden,
Kann mit der Seele, die niemals stirbt,
Auch den sterblichen Leib dir baden.
Stünde die Welt auch drob verwundert, —
Wie sich des Adlers Jugend erneut,
Leisten wirst du, was Gott gebeut,
Wenn nicht mit Neunzig, nun dann mit Hundert!

Die etwas kühn klingende Verheißung in den letzten Zeilen dieses Gedichtes müssen wir erläutern. Nach Jahren vergeblichen Ringens war der Greis zur schmerzlichen Einsicht gekommen, daß seine Arbeitskraft, so merkwürdig im Hinblick auf sein Alter sie war, doch nicht mehr genüge, um die Schwierigkeiten zu besiegen, welche die Blindheit ihm bei einer größeren Arbeit bereiten mußte; von Vollendung jener Schriften, die er mit als

seine Lebensaufgabe betrachtet hatte, konnte nicht mehr die Rede sein. Aber in kleineren Aufsätzen, gleichsam im Extrakt, noch das Wichtigste dessen zu bringen, was ihm auf dem Herzen lag, diese Hoffnung mochte er nicht aufgeben und seine allgemeine Frische legte den Gedanken nahe, daß ihn die Seinigen noch als Hundertjährigen besitzen könnten. Zu leisten, „was Gott gebeut", war er immer gerüstet, aber Gott, welchem mehr an Gesinnung und Streben liegt als an Leistung und Erfolg, hat anders geboten, wie wir in Bälde vernehmen werden.

Mehr als einmal hatte Ringseis die Uebersiedlung nach dem Sommersitz um eine Woche verschoben, um mit sichtlichem Behagen die Glückwünsche der Freunde zu seinem Doppelfest am 16. Mai in Empfang zu nehmen. Dieß Jahr aber hatte die Sehnsucht nach dem Land überwogen. Um so mehr erfreute ihn die Kunde, daß am Vor- und am Festtag offizielle Gratulanten erscheinen würden, die denn am Landungsplatz in Empfang genommen und zu Tisch gebeten wurden. Rüstig stehend, empfing Ringseis aus Obermed.-Rath Dr. Kerschensteiner's Mund den Glückwunsch des ärztlichen Vereins, dankte verbindlich, meinte aber, hiemit sei der feierlichen Stimmung Genüge gethan und des Weiteren die Sache von der fröhlichen Seite zu nehmen. Prof. Rüdinger der Anatom, alsbald auf den Wunsch eingehend, erbat sich nur noch die Erlaubniß, als Mann vom Fach dem Gefeierten zu seiner „geraden Wirbelsäule" zu gratuliren. In der That machte die aufrechte Haltung des Neunzigjährigen seinem Befinden alle Ehre. Am Nachmittag überraschte und rührte den Greis der flüchtige Besuch von Starnberg her des selber greisen Prinzen Karl, des einzigen Bruders von König Ludwig I. Bald darauf that der Prinz den tödtlichen Sturz vom Pferde. Möge die

überströmend großmüthige Wohlthätigkeit, welche er an Armen geübt hat, ihm jenseits eine gute Stätte erwirkt haben!

Nicht minder heiter als der Vorabend verlief der Festtag mit der Deputation der medizinischen Fakultät der Hochschule und Freundesbesuch. Auch von König Ludwig II. war eine Beglückwünschung eingelaufen. In R.'s Danksagungsschreiben erklärt er sich, den in der Vornacht zu einem Pfingstmontag Geborenen, an einem Pfingstsonntag sein 90. Lebensjahr Beschließenden, als besonders gedrängt und angewiesen zur Anrufung des hl. Geistes, und so flehe er zu diesem mit stürmischem Herzen um Segen, Schutz und göttliche Gnade für den königlichen Lenker des bayerischen Vaterlandes. Hierauf erzählt er in Kürze, wie er einst „auf einer Fußwanderung zwischen Noto und Syrakus"[1]) auf eine Frage Ludwigs I. die feste Ueberzeugung ausgesprochen habe: anders als nach christlichen Grundsätzen seien Völker und Reiche nicht zu regieren. „Und dieses," fährt er fort, „ist meine Ueberzeugung noch heut und darum bestürme ich, so lang ich Bewußtsein und Odem habe, den allmächtigen Gott, daß dieser majestätische Geist des Herrn mit E. K. Maj. sei immerdar, besonders aber in diesen sturm- und gefahrdrohenden Tagen, und Allerhöchst dieselbe erleuchte, stärke, beschütze, leite und regiere, Amen." — Ob das Danksagungsschreiben nach dem Wohlgefallen Sr. Majestät gewesen, wissen wir nicht.

Herr Medizinalrath Kerschensteiner hatte bei obigem Anlaß Erwähnung gethan von einer durch Rud. Virchow kürzlich in Hamburg gehaltenen und seither veröffentlichten Rede „Ueber die Heilkräfte des Organismus",

[1]) Bd. I, S. 419 wird das Gespräch vermuthungsweise zwischen Girgenti und Noto gelegt.

in welchem denkwürdige Anhaltspunkte für Auffassung und Behandlung der Krankheit sich fänden. Wie ein der Ehrenruhe genießendes Schlachtroß vom Klang der Trompete erregt wird, so durchzuckte es Ringseis. Auf sein Betreiben sandte ihm sein ärztlicher Neffe, Dr. Schiestl, die Rede nebst einer früheren von Virchow, „Der heutige Standpunkt der Pathologie," und begierig ließ der Greis die beiden sich vorlesen. Wie staunte er, wie eigenthümlich berührte es ihn, daß Virchow in einem höchst wesentlichen Punkte die Krankheit ganz ähnlich auffaßte, wie er, jedoch diese seine Auffassung hinstellte als etwas, was die Wissenschaft erst in neuerer Zeit sich klar gemacht habe, da doch Ringseis das betreffende Prinzip über 50 Jahre hindurch gelehrt, ja schon vor 63 Jahren in seiner Inauguraldissertation sich dazu bekannt hatte, als eine Lehre jedoch, welche im Keim schon bei Hippokrates zu finden sei. Es war eine Lehre, ob welcher Ringseis vielfach angegriffen und geschmäht worden war. Neben dieser Uebereinstimmung mit dem „Begründer der Cellularpathologie" fand er freilich auch wieder die weitgehendste Verschiedenheit, und nun Beides, Uebereinstimmung und Abweichung, vergleichend darzulegen und in letzterer seine eigene Anschauung zu verfechten, war er rasch entschlossen. So rasch wie der Entschluß ging freilich nicht die Ausführung. Um Virchow nicht mißzuverstehen, mußten beide Reden mehrmals im Ganzen, vielmals in einzelnen Theilen ihm vor- und immer wieder gelesen, mit einander verglichen und sowohl die Bekämpfung als die Bestätigung durch Ringseis den Sätzen Virchow's gegenübergestellt werden, — eine um so anstrengendere Arbeit für den Greis, als der erst im hohen Alter Erblindete sich eine neue Arbeitsweise anzugewöhnen hatte. Die Beschwer der äußeren Abfassung mußte er einer anderen

Feder übergeben, wodurch das ihm eigene Mark des Ausdruckes einigermaßen gelitten hat. Trotz dieser Abschwächung können wir es uns nicht versagen, die also entstandene, erst nach R.'s Tod im „ärztlichen Intelligenzblatt" veröffentlichte „Letzte Arbeit"[1]) in Beilage zu geben, indem wir glauben, die darin zu Tag tretende Schärfe der Auffassung und Klarheit der Schlußfolgerung müsse an einem Neunzigjährigen geradezu als Phänomen erscheinen.

Diese von uns so bezeichnete „Letzte Arbeit" hatte in Ringseis' Absicht die Bestimmung, nach Art eines Vorwortes eine größere Abhandlung einzuleiten, zu welcher viele Bausteine bereit lagen; bisher hatte die Trübung seines Augenlichtes deren Vollendung verzögert; jetzt meinte er, trotz derselben damit Ernst machen zu müssen und zu können.

Im Laufe des Sommers ließ der Neunzigjährige es sich nicht nehmen, im Geleit einer Tochter nach München zu fahren, um einer politischen Wahlpflicht zu genügen, obschon er wissen konnte, daß seine Stimme verworfen sei. Ein Spaziergang der Wißbegierde durch die Stadt, um die baulichen Veränderungen zu besichtigen, bereitete ihm zwar Enttäuschung wegen der vorgeschrittenen Erblindung: um so behaglicher war das Mittagmahl bei einer Altersgenossin, der Wittwe des Kupferstechers und Galeriedirektors Brulliot. Bekanntschaft aus früheren Tagen erneuernd, fanden die beiden munteren Greise sichtliches Vergnügen, sich einander in ihrer beiderseitigen Rüstigkeit vorzustellen.

---

1) Den beim J. 1878 erwähnten und in Beilage gebrachten Aufsatz kann man nicht so recht als den seinigen betrachten; jedenfalls ist der oben besagte die letzte medizinische Arbeit.

3. 1876: Friederikens Zustand. — Für Ringseis kommt der Anfang vom Ende. — 1877: Besuch des Msgr. Petitjean. — Fahrt nach Tutzing. — Friederike †.

Die vielen kleinen Geduldprüfungen, welche für den Gatten der Verfall von Friederikens Geist mit sich brachte, wuchsen durch stete Wiederholung und allmälige Steigerung während 10—15 Jahren zu einer großen an, obschon der wohlwollende Zug ihres Herzens und die unversiegliche Liebe für ihren Ringseis bis zuletzt zum Vorschein kamen. Geschah es einmal, daß ihm der Geduldfaden riß über dem Rad von Fragen und Sorgen, das sie unabläßig wälzte, oder so manchem Schabernack, den ihr meisterlos gewordener Thätigkeits- und Aufräumungstrieb dem halb Erblindeten in bester Meinung spielte, und hatte er die Verwunderte darüber gescholten, so sagte sie wohl ein paar Minuten später: „So gut ist er, kein böses Wörtlein hört man von ihm.“ [1]) Etwa zu Beginn des Jahres 1876 ging ihr Zustand in entschiedenen Alterswahnsinn über. So stunden die Dinge, als auch für Ringseis der Anfang vom Ende kam.

Am 12. März 1876 erhielt Ringseis Besuch von den Domherren Molitor aus Speyer und Baron Rudolf von Obercamp. Das Gespräch gerieth auf die obenerwähnte medizinische Arbeit und R. bemerkte, schon Hippokrates habe in jedem Organismus ein seelisch einheitliches Prinzip erkannt, welches, (von Anderen

---

[1]) Einst mochte sie den in der Siesta Schlummernden durch wohlwollendes Auflegen ihrer kalten Hand auf seine Stirn erschreckt und er sie etwas ungeduldig angelassen haben; sie kam zu einer der Töchter und erzählte, da drüben liege auf dem Sopha Einer, das sei „so ein Zuwiderer, — mein Gott, wie so ganz anders als“ (mit inniger Betonung) „der gute Ringseis!“

Archäus, Lebenskraft u. s. w. benannt), den Körper gestalte, erhalte, im Krankheitsfall wieder herzustellen bestrebt sei, indem es seine, des Prinzips, Alleinherrschaft gegenüber einem Fremden, Mithineinregierenden, behaupten wolle. Diese Anschauung gebe unter Anderem sich kund in dem hippokratischen Satz: Ton noson physies iatroi, — „die Naturen sind die Aerzte der Krankheiten," — die spezifik individuellen Naturen der Einzelnen nämlich. Die neueren Theoretiker hätten jene Anschauung so gänzlich verloren, daß sie, den hippokratischen Satz nicht mehr verstehend, den Plural durch den Singular ersetzen und willkürlich ihn verdeutschen: „Die Natur ist der Arzt der Krankheiten." Die Aufstellung einer solchen Trivialität dürfe man dem Vater der Arzneiwissenschaft nicht zutrauen; denn daß zur Natur überhaupt Alles gehöre, der Gesunde, der Kranke, der Arzt, das Krankmachende, das Heilende, das wisse man ohnehin. Ringseis führte dieß mit solcher Klarheit und Lebendigkeit aus, daß Molitor rief: „Bei diesem alten Manne hört man in Einer Stunde mehr Interessantes als bei Anderen in Jahren," — während Baron Obercamp mit freundschaftlich zärtlichem Stolz den von ihm so hochgehaltenen Greis betrachtete. Der Eifer hatte Ringseis aufgeregt; als die Herren Abschied genommen, war in seiner Fröhlichkeit Ueberreizung der Nerven merkbar und eine Tochter warnte halb neckend, halb im Ernst: „Vater, wärst du ein Bübchen, so würde man dir sagen: Muckerl, du wirst heut noch weinen."

Am nächsten Morgen (es waren genau 64 Jahre und ein Tag, seitdem Ringseis seine glänzende Promotion gefeiert hatte), erwachte er mit Kopfweh, ein ihm beinahe unbekannter Gast. Die Schreiberin trat an sein Bett, ihm zu sagen, sie gehe auf der Universitätsbibliothek Sprengel's

Geschichte der Medizin holen, damit nachgesehen werde, ob darin noch die richtige oder bereits die falsche Uebersetzung des hippokratischen Satzes sich finde.[1]) „Wer ist Sprengel? Ich bin so wüst im Kopf." „Nun, wegen dem Ton noson physies iatroi," erwiderte die Schreiberin, welche die etlichen Worte oft genug vernommen hatte, um sie nachsprechen zu können. Er blickte sie mit weitoffenen, nichtsweniger als schlaftrunkenen Augen an und sprach mit der vollen Wucht seiner kräftigen Stimme: „Ton noson? Was ist das für ein Wort? Das habe ich nie gehört." . . .

Der schnell herbeigeholte Arzt, Dr. Kaltdorff, verordnete andauernde Eisumschläge; daß ein entscheidender Vorgang im Gehirn stattgefunden, unterlag keinem Zweifel; R. sprach verwirrt, wenn auch in logischen Formen.

Ein zu jenem Anfall sich gesellender Brustkrampf beschleunigte den Entschluß, dem Kranken die Sterbsakramente reichen zu lassen, nach deren Empfang er in seiner lebhaften Innigkeit versicherte, er fühle sich nun schon viel besser. In den nächsten Tagen jedoch zog eine Erkältung ihm eine weitere schwere Krankheit zu; nebst der Sorgfalt des treuen Arztes war es R.'s wunderbarer Natur zu danken, daß er auch diese überstund.

Im Juli war die Genesung so weit gediehen, daß unter Meidung der Eisenbahn Ringseis in einer Lohnkutsche, deren stattlicher Inhaber es sich nicht nehmen ließ, selber den verehrten Greis zu fahren und auf den Armen treppauf- und ab zu tragen, nach Tutzing gebracht

---

[1]) Auf Nachfrage erfuhr die Schreiberin nur, in der Uebersetzung des betreffenden Buches (Hippokrates 6. Buch von den Landseuchen — Epidemien — 5. Abschnitt, Eingang) durch Dr. Joh. Fried. Karl Grimme II. Bd. (Altenburg bei Richter 1784) heiße es noch richtig: „Naturen".

werden konnte. Hatte er vor der Ankunft den Töchtern liebevoll für die ihm gewidmete Pflege gedankt, dann aber, durch Fahrt, Luft und Naturgenuß aufgeregt und verwirrt, sie wegen Nichterfüllung eines unverständlichen Wunsches mit großem Nachdruck gescholten, so war der Nachdruck nicht geringer, mit welchem er, zu Bett gebracht und beruhigt, die Töchter um Verzeihung bat, bemerkend: „Ich hatte geglaubt, den alten Feind (die Heftigkeit), besiegt zu haben; ich sehe, er ist noch lebendig.“ [1])

Merkwürdig der Beobachtung war das Ringen eines mächtigen und klaren Geistes mit den Schatten des nicht mehr heilbaren Leidens, — wie er noch geistreich, wenn auch nicht mehr überschauend, sich seltsame Krankheitserscheinungen, z. B. optische Täuschungen, zu deuten versuchte. Aber das Gedächtniß war nach seiner eigenen treffenden Bezeichnung [2]) „streifig eingerissen“, daneben ebbend und fluthend. Mit dem wissenschaftlichen Denken war es vorbei. Ein einziges Mal tauchte ein solches auf, indem er, angeregt durch die Gegenwart eines Mediziners, mit völliger Klarheit jene nämlichen Anschauungen darlegte, welche er am Tage vor seiner Erkrankung so geistvoll ausgesprochen hatte. Seine Töchter sahen einander in freudiger Ueberraschung an. Aber es war nur eine Aufregung, welcher am nächsten Tag Verwirrung folgte. „Nun sehen Sie einmal, was aus dem Menschen wird,“ sagte er einst einem Besuchenden. „Da sagen mir meine Töchter, ich habe ein System der Medizin geschrieben und ich weiß es nicht!!“ —

Von jener Reise einer Tochter nach Spanien, welche sieben Jahre früher sein Interesse so sehr in Anspruch

---

[1]) Vgl. Bd. I, S. 540.

[2]) Von uns im Vorwort zum I. Bd. erwähnt.

genommen hatte, waren ihm durch Briefe und Erzählung so lebendige Eindrücke geblieben, daß er nun davon als von Selbsterlebtem sprach und, auf den Irrthum aufmerksam gemacht, alle Mühe hatte, der Berichtigung Glauben zu schenken. „Ich sehe ja vor mir, wie im Escurial die Bücher mit dem Rücken gegen die Wand stehen; ich sehe ja, wie bei der Landung (in Cadix) Julie (die Reisegefährtin) aus dem Dampfer in das schaukelnde Boot fällt."

Seltsamerweise war in Ringseis' Augenlicht eine plötzliche Besserung eingetreten. Lang hatte er mit Hülfe zweier Stöcke, die mehr zur Fühlung als zur Stütze dienten, seine Bewegung im Garten fast laufend abgemacht, endlich aber war er nur mehr wie im Nebel gegangen. Da traf in den ersten Tagen seiner Rekonvaleszenz ihn die Schreiberin eines Morgens in freudiger Erschütterung, er unterschied wieder — wenn auch nur im Umriß — die gegenüber hängenden Bilder; dem zuerst ungläubig den Kopf schüttelnden Arzt legte er verschiedene Proben des gebesserten Sehens ab. Wohl täuschte ihn die Hoffnung, sein volles Augenlicht zurückzuerhalten, aber schon war es ein großer Gewinn, beim Gehen wieder den Boden zu unterscheiden. Ein mühsames Sichhinschleppen oder Sichschleppenlassen blieb es trotzdem; denn mit der geistigen Rüstigkeit war auch die körperliche geschwunden. Häufig wechselten Aufregungen der Nerven mit tiefer Herabstimmung. Und dennoch gab es der guten, vergleichsweise klaren heiteren Stunden genug, um seine Gegenwart noch zu einem wirklichen Besitz für die Seinigen zu gestalten. Machte doch in fast jeder Stimmung die reiche Liebe seines goldenen Herzens sich geltend und stund ihm selbst vom alten Witz noch mancher Funke zu Gebot!

Im März 1877 kam durch München und wurde von einem geistlichen Freund zu R. gebracht eine ehrwürdig imponirende Gestalt, jener apostolische Vikar und Bischof von Japan, Monsgr. Petitjean, welcher so Rührendes erzählt hat über die einfache Frömmigkeit der in seinem Sprengel vorgefundenen Christen, wie sie den katholischen Glauben von ihren Vorfahren ererbt hatten, da sie und ihre Väter doch seit zwei Jahrhunderten keinen Priester mehr gesehen, wie sie vorsichtig prüfend frugen, ob er eine Frau habe, um sich seines Cölibats und hiedurch seines katholischen Priesterthums zu versichern, dann ob er einen Pápa in Rom habe und wie sie begierig waren, des jetzigen Pápa Namen zu erfahren.

In einem Familienbrief heißt es:

Der Vater, der heut wieder so eine traurige Stimmung gehabt, und bitterlich geweint hatte, schlief gerade. Man konnte ihm Zeit lassen, ein bischen auszuruhen und als er erwachte, war er frisch und lebendig und verständigte sich sehr gut (auf Latein) mit dem Monseigneur, ... der ihn einen Jüngling nannte, so nett war er, humoristisch und beim Zeug.

„Wie schönes greises Haar Du hast," sagte der Bischof, „Du erinnerst mich an meinen Vater." Nachdem der Missionär und Bekenner mit Begeisterung von seinem schweren Beruf erzählt hatte, rief R., wenn auch mit der langsamen Besinnung des Alters, so doch mit voller Wärme: Gratias tibi ago quia honorasti me! und nun kniete der Einundneunzigjährige nieder und bat unter den Rührungs-Thränen der Mitanwesenden um den bischöflichen Segen. Unter Versicherung gegenseitigen Gebetes trennte man sich.

„Was? der Herr Professor v. Ringseis?" rief, als für Ueberbringung des gesammten Hausstandes nach Tutzing

dieß Jahr ein Salonwagen bestimmt worden, der gesetzte Bahnbeamte, bei welchem die Bestellung geschah, und schnellte vom Sitz empor mit einer Ehrerbietung, als ob der Genannte selber vor ihm stünde: „Der Herr Professor v. Ringseis? Das war ja schon ein ehrwürdiger Greis, als ich noch auf der Universität studirte!" Er hatte ihn wohl längst zu den Todten gerechnet.

Obschon jene Umzüge zwischen Stadt und Land schon seit Jahren eine schwere und sorgenvolle Mühsal waren, besonders im Hinblick auf Friederikens geistige und körperliche Hülflosigkeit, so wurden sie doch erleichtert durch Ringseis' liebenswürdig fügsames Wesen, womit er geduldig wie ein gutes Kind stehen oder sitzen blieb, wo man ihn zu bleiben bat.

Am Schluß des Sommers von 1877 ging es mit Friederikens Kräften zu Ende. Ihre mit Ausnahme des Gehirnleidens vortreffliche Gesundheit hatte sie theuer zu zahlen gehabt. Jetzt aber wich ihre qualvolle Rastlosigkeit einer großen Schwäche und sie lag viel zu Bett. Als Ringseis, eines Morgens nach seiner Gewohnheit sie besuchend, mit der Frage eintrat, „Friedel,[1]) kennst Du mich nicht?" — da leuchteten auf einmal die sonst blinddreinsehenden Augen in alter Schönheit auf und mit dem anmuthig schalkhaften Lächeln von ehedem ließ sie statt der gewöhnlichen unbefriedigenden Antwort ein paar Worte der Verwunderung über solche Frage hören. Es war, als ob einen Augenblick der Druck von Gehirn und

[1]) Die Töchter hatten ihn mündlich die Mutter immer nur „Friederik" nennen hören, aber in ihrer Krankheit war er zur zärtlichen Benennung der früheren Zeit zurückgekehrt; in Briefen hatte er dieselbe immer beibehalten.

Augen gewichen wäre; freilich kehrte er alsbald wieder. Aber auch nach Eintritt des Todeskampfes, welcher vom 28. September bis 2. Oktober währte, erkannten die Töchter an einzelnen Aeußerungen, daß wiederum auf Augenblicke das Bewußtsein aufleuchte, und zwar das Bewußtsein, an der Schwelle der Ewigkeit zu stehen. In jenen schweren Tagen, da die Töchter die sterbende Mutter so wenig als möglich verließen, saß Ringseis mit anderen Hausgenossen in seinem Zimmer meist still und traurig da, bis man, weil er gar zu sehnsüchtig wurde, die eine oder andere Tochter zu ihm beschied. Man holte ihn herbei, als Friederike in die Züge griff, mußte aber dem Eintretenden mittheilen, auf Erden werde er seine Friedel nicht mehr lebend treffen. Bitterlich weinend stand er vor der Leiche, deren von Stunde zu Stunde schöner sich verklärende Züge er nicht mehr zu unterscheiden vermochte und als die Töchter ihn tröstend frugen: „Vater, gönnst Du der Mutter die Erlösung nicht?" da erwiderte er: „Freilich gönne ich sie ihr; aber 55 Jahre haben wir uns treu geliebt." Auf dem lieblich gelegenen Tutzinger Gottesacker wurde sie bestattet.

4. 1878: Eine Stiftung. — Kleine Freuden. — Sailer und Haringer. — P. Paulus Luginger und sein Beichtkind. — 1879: Friedliche Erinnerungen. — Ein Gruß aus Amberg. — Letzte Tutzingertage. — Letzte Tage überhaupt. — Das Ende.

Eine längstgehegte Absicht brachte Ringseis zur Ausführung, als er in den ersten Wochen des Jahres 1878 zwei seiner Töchter nach seiner Heimath Schwarzhofen entsandte, um bezüglich einer bereits zur Abmassirung

17*

niedergelegten Summe die nöthigen notariellen Abmachungen zu treffen, damit seinerzeit eine Stiftung zu Gunsten von Ortskranken und zur Aufnahme wohlbeleumundeter Personen in ein Pfründehaus unter Leitung von Ordensfrauen ins Leben trete.

War schon im Jahre 1877 Ringseis' Befinden ein besseres geworden und trotz der Erschütterung durch Friederikens Tod es geblieben, so verlief das Jahr 1878 im Ganzen noch zufriedenstellender und stehen den Töchtern manch' sonnige Erinnerungen aus jener Zeit vor dem Geist. Wie fröhlich, gleich dem Ferienauszug eines lieben Kindes, war die Hinausfahrt nach Tutzing, wie dankbar grüßte er mit einem Lieblings-Citat seines seligen Bruders jeden „mildwarmen Frühlingstag", wie ergötzlich konnte er noch erzählen, wie herzlich lachen, z. B. wenn er auf seinen Knieen Chica, das weiße spanische Seidenpudelchen, das nur die jüngste Tochter als Herrin anerkannte, mit seinen greisen Händen gefangen hielt und eifrig streichelte und es ihm dennoch zu entrinnen wußte! Wie kindlich sanft nahm er die Demüthigungen des hohen Alters hin! Und wenn — was doch von Zeit zu Zeit geschah — eine, etliche Sekunden währende, Lähmung seine Zunge gefangen hielt, mit welch süßem Lächeln begegnete er den bestürzten Blicken der Töchter! Noch hörte er gern und mit Verständniß vorlesen; nur mußte alles Aufregende wie Politik und alles zu größerer Geistesarbeit Anstrengende vermieden werden. Ueber das, was ihm aus Joseph Grimm's Leben Jesu vorgelesen wurde, machte er, obschon es ihm bald wieder entschwand, noch Bemerkungen, wie sie nur ein an geistreiches Denken Gewöhnter zu machen im Stand ist, ergötzte sich an etlichen Fritz Reuterschen Geschichten, deren Platt aus süddeutschem Mund

ihm keine Schwierigkeit bereitete; und ließ über den ewig jungen Humor im Don Quixote sein ewig junges Lachen erschallen. — Durfte er im Sommer nicht mehr ein Seebad wagen, so ließ er doch vom Diener in der sonnendurchwärmten Hütte sich mit Seewasser übergießen.

Im Juni 1878 gelangte an Ringseis von verehrungs- und hochwürdiger Seite die Anfrage, ob er als der vielleicht letzte auf Erden weilende Zeuge von Mich. Sailer's mittleren Lebensjahren nicht nochmal seine Stimme erheben wolle, nachdem dieses herrlichen Mannes Ehre in einer jüngst erschienenen Biographie des sel. P. Clemens Hoffbauer auf das Schwerste gekränkt worden sei. Jener Brief des Paters, von welchem in Bd. II, S. 24 der „Erinnerungen" die Rede, war, wie es scheint, schärfer und verurtheilender gegen Sailer gewesen als ihn Ringseis im Gedächtniß gehabt und darum von Hoffbauers Gegnern in dessen Beatifikationsprozeß wider diesen aufgeführt worden. Im Eifer, ihn zu rechtfertigen, hatte nun sein Biograph das Ziel dermaßen überschossen, daß er Sailer des Deismus beschuldigte, — jenen Sailer, an welchem so Viele die „fast wunderbare Gewalt" rühmten, womit er die Herzen zum Gottmenschen zu ziehen verstanden.

Die Schreiberin wußte zwar genau, wie Ringseis hierüber urtheilen würde; jedoch in ihrer Pflicht als Vermittlerin seines Zeugnisses frug sie — fast sich der Frage schämend — ihn noch ausdrücklich: „Könnte Sailer Deist gewesen sein?" Er antwortete nur mit einer Miene und einem Zucken der Schulter, welche genug besagten. Als aber die Schreiberin meinte, Neues werde er nicht zu bringen wissen, da er über Sailer sich bereits genügend ausgesprochen habe, da begehrte er mit der größten Ent-

schiedenheit, sein Zeugniß zu erneuen und zwar sollte es mit einiger Ausführlichkeit geschehen. Selber nicht mehr im Stand, einen Aufsatz zu verfassen, gab er einem ihm unterbreiteten seine Billigung und ließ denselben unter seinem Namen in den „Hist.-pol. Bl." erscheinen."[1]) Wegen des großen Gewichtes, das er selber auf dieß nochmalige Zeugnißgeben gelegt hat, und weil der Aufsatz doch vor Allem auf seinen Aussagen aus früherer oder späterer Zeit beruht, wollen wir ihn nicht unterdrücken. (Sieh Beilage.)

In einer zweiten Auflage des betreffenden Buches soll der Biograph seine Anschuldigungen aus dem Text in die Vorrede verlegt und hier ihre Begründung versucht haben. Aber eine Stimme aus Maria Laach wies ihm ein so schweres Mißverständniß nach, daß hiemit die Sache als bereinigt durfte betrachtet werden. Ringseis aber erhielt von verschiedenen hervorragenden Priestern, deren Einer seither die Zierde eines bischöflichen Stuhles geworden, Zuschriften des wärmsten Dankes mit neuen Zeugnissen für die Richtigkeit seiner Anschauung und nach seinem Tode noch wünschte ein priesterlicher Freund für dieß „ernste Wort der Ehrenrettung" ihm Gottes Lohn und Segen.

Nach Erkrankung und Tod des alten Freundes Haid, welcher mehr denn 60 Jahre sein Beichtvater gewesen, hatte Ringseis an dessen Stelle den Franziskaner P. Paulus Luginger erwählt. Die kindlich lautere Seele des greisen Mönches, der selber durch die Güte und Liebenswürdigkeit seines Wesens die Herzen im Flug eroberte, mußte nothwendig von den verwandten Saiten

[1]) Bd. 82, S. 581 — 588 (Herbst 1878).

in Ringseis sich angezogen fühlen, für dessen mannhaftes Wesen und Gelehrsamkeit er zugleich große Ehrerbietung empfand. In seiner Zärtlichkeit für sein altes Beichtkind schlug er demselben bei einem Besuch in Tutzing vor, sich noch in den dritten Orden des hl. Franziskus aufnehmen zu lassen, jenen von dem seraphischen Heiligen für Weltleute gestifteten Orden, welchem anzugehören ein Dante, ein Christoph Columbus, ein Michelangelo Buonarotti, ein Murillo, ein Galvani und andere derlei Arme im Geiste sich zur Ehre gerechnet haben. Obwohl ihm der Gedanke niemals nahe getreten war, zauderte R. keinen Augenblick, darauf einzugehen. „Ei, Du willst ja in Deinen alten Tagen noch ein Ordensbrüderchen werden?" wurde er neckend gefragt. „Warum soll man etwas Gutes, das man haben kann, nicht mitnehmen?" war seine Antwort. „Aha," hieß es nun, „lustig gelebt und selig gestorben u. s. w." Er schmunzelte seelenvergnügt; er hatte gut schmunzeln, der Mann mit der klaren Vergangenheit. Unter dem Ordensnamen Franz — ein geringerer hätte es in P. Paulus' Augen für R. nicht gethan — wurde er am 8. Oktober 1878 in den Orden aufgenommen. Von dessen strengeren Verpflichtungen, wie sie damals noch bestanden, mußte der Greis freilich entbunden werden.

Rührend war es, in der Nacht ihn beten zu hören. Da rief er mit innigem Ton die drei göttlichen Personen an, erst einzeln, dann in der allerheiligsten Dreifaltigkeit, dann die allerseligste Jungfrau . . . Frug ihn eine schlafbedürftige Seele, ob die Andacht nicht etwas leiser vor sich gehen könne, so erwiderte er abbittend: „Lieb Kind, es ist mir leid, ich will mich zusammennehmen," fing aber bald wieder von vorne an. Meistens ging die improvisirte Litanei in zärtliche Begrüßung der Seinigen über: „O lieb Friedel," (die bereits Geschiedene), „o

meine liebsten Kinder!" — bis er mit einem fröhlichen Frageruf der Ueberraschung sich unterbrach, wenn er das „Hundeli — i?" zu seinen Füßen zu spüren wähnte.

Das Alter wird zur Kindheit wieder . . .
O seliger Greis, der aus der Kindheit Lust
Sich durch ein langes thatenreiches Leben
Voll hohem Streben
Ein reines Herz bewahrt in starker Brust!
Der Kindheit Engel grüßt dich lächelnd wieder.

Im Frühjahr 1879 viel bettlägerig wegen verschiedenen nicht bedenklichen, aber recht peinlichen Leiden, war Ringseis in Hinsicht des Geistes zeitweise frischer als zuvor. Mit großem Interesse ließ er sich die Schrift vorlesen, worin der nachmalige Herr Bischof Frind die angefochtene Wirklichkeit der Existenz und die Echtheit des Bekennerthums von Ringseis' heiligem Namenspatron beweist;[1]) dann die bayerische Geschichte von Mutzl und Kugler[2]) und „merkt dabei auf", heißt es in einem Brief, „wie ein Haftelmacher". In der Familien-Korrespondenz — zwei Töchter weilten zur Kur in Karlsbad — wurde schon darauf angetragen, welch genießenden Hörer jeder Scherz, (der wohl sonst in der Feder geblieben wäre), an ihm finden werde. Begierig lauschte er den lebendigen Erzählungen einer getreuen Besucherin über wohlwollende oder witzige Züge aus dem Leben seiner Friedel, gerieth auch in eigenen Erzählungen noch wacker ins Feuer; „manchmal," heißt es, „bricht ihm sein

---

1) Der hl. Johannes von Nepomuk, Denkschrift zur Feier des dritten fünfzigjährigen Jubiläums der Heiligsprechung. Von Anton Frind, Metrop. Kapitular 2c. Prag, 1879. Verlag des katholischen Preßvereins.

2) Regensburg bei Jos. Manz. 1857.

gutes Stimmchen in Rührung; aber," wird hinzugefügt, „es schmettert noch in der Brechung herzhaft". Und dazwischen sein fröhliches Lachen über eigene und fremde Geschichtchen und Späßchen.

Ende Juni bezog er zum letzten Mal sein Landhäuschen in Tutzing.

Als Ringseis selbstverständlich der herzlichen und dringenden Einladung zu einem Versammlungsfest der einstigen Amberger Studiengenossen im August 1879 nicht hatte Folge leisten können, erhielt er wenigstens unter Segenswünschen den Nachhall des „freudig und feierlich schallenden Hochs", welches sie ihrem abwesenden Senior, dem „um das Vaterland hochverdienten Greis und theueren Landsmann" ausgebracht.

Im Sommer und besonders Herbst nahm die Nervenabspannung zu und oft weinte der liebe Greis bitterlich, ohne eine Ursache angeben zu können. Als aber eine der erwähnten leichten Zungenlähmungen mehrere Minuten gewährt hatte und nachdem sie gehoben war, eine Tochter ihn frug: „Bist Du erschrocken, Vater?" da erwiderte er ruhig: „So etwas ist immerhin eine ernste Sache." Mit gleicher Ruhe äußerte er später einmal: „Weißt Du, Kind, ich stehe eben am Ende meiner Tage." Als er, gequält von jenem Nervenjucken, das besonders Greise gern heimsucht, einmal in seiner geduldigen Weise klagte, es sei fast nicht auszuhalten und Jemand bemerkte, Gott wolle eben, daß er noch leide, da erwiderte er mit der gewohnten Innigkeit: „Gern!"

Noch wurde ihm die wehmüthige Freude zu Theil, daß sein selbst schon bejahrter Pathen-Sohn Friedmund

v. Arnim[1]) bei ihm vorsprach, mit seinen drei blutjungen Söhnen, die in schweigendem Anstaunen den Greis umfaßen. Gehörte doch, was ihnen von ihm und seiner Freundschaft zur Familie Achim's v. Arnim erzählt worden, in Zeiten, die ihnen fast wie mythisch erscheinen mochten. (Auch Bettinens jüngste Tochter, Gisela v. Arnim und ihr Gatte Hermann Grimm haben die ererbte Freundschaft durch wiederholte Besuche treu genährt.)

Am 9. Oktober verließ Ringseis Tutzing, um nicht mehr lebend dahin zurückzukehren. Merkwürdigerweise überwand der mehr als Vierundneunzigjährige mit seiner scheinbar schmächtigen, in Wahrheit mächtigen Natur noch eine im November eingetretene akute Krankheit mit Fieber und Delirium. In einer Nacht, da seine jüngste Tochter Wache bei ihm hielt, schien er in der erhöhten Stimmung des Fiebers auf einmal zurückversetzt in die Fülle seiner Kraft. Er wollte ins Krankenhaus, in den Hörsaal, sah sich vielleicht in der Aula; mit leuchtenden Augen, mit gerötheten Wangen, mit liebenswürdigem Lächeln sprach er freudig gehobenen Tones: „Und so will ich es denn nochmal versuchen, die akademische Laufbahn zu betreten!" „Hätte ich," so erzählte die Hörerin, „nicht von jeher den Stand meines Vaters hochgehalten, in diesem Augenblick hätte mir ein Licht darüber aufgehen müssen." — Dann wieder mit seiner gütigen noch immer reich modulirenden Stimme: „Kinder, ich will heimgehen; wollt ihr mit?" So lebhaft vergegenwärtigten der Tochter sein Anblick,

[1]) Sieh Bd. I, S. 190. In einem Brief Bettinens an R., den wir nur mehr in Abschrift besitzen, heißt es (1816?): „Friedmund befindet sich wie ein Kind, das von einem Kind Gottes aus der Taufe gehoben ist."

seine Rede die alten Zeiten, so schneidend trat ihr ins Bewußtsein, was bereits verloren war, was zu verlieren noch bevorstund, daß sie in jener Nacht, so erzählte sie, „den eigentlichen Trennungsschmerz, das Todesweh um ihn erlitten," während ihre Schwestern um diese Augenblicke sie fast beneideten.

Obwohl dieser Zwischenfall von Krankheit überwunden war, so stund R. doch nicht mehr vom Bette auf und die leichten schlagartigen Vorgänge im Gehirn mehrten sich. Konnte er in einer Nacht, aufgeregt und verwirrt, den gespannten Blick gleich dem eines klugen, aber beunruhigten Kindes auf die pflegende Tochter gerichtet, ihren leise gesummten Melodien lauschend, nur durch gelindes Wiegen des Polsters, auf welchen sein unruhiges Haupt gebettet lag, allmälig in Schlummer geschmeichelt werden, so beklagte in einer anderen Nacht der treu pflegende Diener, daß er nicht früher des Greisen sehnsüchtiges Fragen nach den Töchtern gestillt; denn es war gar zu rührend, wie er, die Stimme der endlich Herbeigerufenen erkennend, mit unaussprechlicher Zärtlichkeit sie grüßte: „Kind, Bettina, kommst Du endlich? Wo bist Du so lang gewesen?" und nichts von ihr zu begehren hatte als ihre Gegenwart. Fast konnte es für den braven Diener eine Kränkung sein, daß, wenn er für seinen Herrn, an dem er liebend hing, sein Möglichstes gethan, dessen Sehnen doch immer wieder den Töchtern galt.

O wie oft dachten in seinem wie früher in Friederikens Anblick die Töchter an das Wort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht eingehen in das Himmelreich."

Die vieljährige Dauer der theilweise aufreibenden Pflege erst Friederikens, dann beider Greise, dann Ringseis' allein, erschöpfte zu Zeiten die Kraft des töchterlichen

wie des dienenden Personals. Dann wurde wohl auf Rath des Arztes für eine oder mehr Nächte ein barmherziges Schwesterlein zu Hülfe gebeten.[1]) O welche Freude war es am Abend, wenn eine der unansehnlichen Gestalten mit dem freundlichen Blick erschien, die Eine voll bezaubernder Frische und Thatkraft, selbst die arme Friederike heiter beschwichtigend, die Andere voll stillsüßer Demuth, eine Dritte liebevoll gesetzt, Alle aber mit dem Stempel des Ordens gezeichnet, eine Atmosphäre der Beruhigung, ein Gefühl des Geborgenseins um sich verbreitend!

Die österliche Zeit von 1880 hatte R. in schweigsamem Halbbewußtsein müde hingedämmert, erwachte aber in der letzten Woche eines Morgens wie mit gelüftetem Schleier klar und heiter und ging auf die ihm gemachte Bemerkung, noch habe er seine österliche Andacht nicht verrichtet, mit Eifer ein, beichtete am gleichen, kommunizirte am nächsten Tag und versank dann wieder in die vorige Mattigkeit.

Wie vor fünf Jahren, so fiel auch dießmal — ein Zusammentreffen, das erst im nächsten Jahrhundert wieder bevorsteht — Ringseis' Doppelfest, der 16. Mai, auf den Pfingstsonntag.

O Tag, an dem der heil'ge Geist ausging in Feuerzungen,
O Tag, an dem ein Priesterheld die Zunge stark bezwungen,[2])
Heut sind es fünfundneunzig Jahr', ein Kämpe ward geboren,
Den St. Johann von Nepomuk zum Schutzkind sich erkoren.

---

1) Sieh Bd. III, S. 87 f.

2) Daß St. Johann von Nepomuk als Martyrer des Beichtgeheimnisses gilt, der auf Befehl König Wenzels von der Prager Brücke gestürzt worden, ist bekannt; sein Leichnam sei durch einen Sternenkranz um sein Haupt entdeckt worden, berichtet die Legende.

Pfingstmontag war's; der Kämpe drum auch blasse Furcht nie kannte;
Die Zunge, feurig, ohne Falsch, des Geistes Wort entsandte.
Ihm füllten neunzig Jahre sich am Tag der Pfingstes-Flammen;
Auch heut trifft Geistes Zungenfest mit dem Johann's zusammen.
Wie gerne säng' ich hellen Sang aus töchterlichem Herzen;
Doch du, mein Vater, hörst nicht mehr, wir weinen still in Schmerzen.
Dir braust heran der große Strom, der unerträglich wilde,
Der uns verschlänge rettungslos, wär' nicht des Herren Milde.
Doch, dessen Haupt im Strome war vom Sternen-Kranz umblinket,
Geleite sanft zum Ufer Dich, wenn irdischer Tag Dir sinket!
Mit Himmelshauch, o Vater, sei'st Du neu durchwärmt, belebet
Von Ihm, der ob den Wassern einst, im Feuer heut geschwebet!

Man glaubte also, Ringseis werde an seinem Doppelfest,[1]) und als dieses vorüber war, an seinem Geburtstag nach dem Kirchenkalender hinüberschlummern, und da am Pfingstdienstag die Schreiberin dem Arzte, der ihn nicht mehr lebend zu finden glaubte, von einer auffallenden Besserung sprach, blickte dieser sie an, als ob sie irre redete und konnte die unleugbare Wendung sich nur durch des Greisen unvergleichliche Geduld und Seelenruhe erklären. „Er ist anders als alle anderen Menschen, er hat uns Alle zum Besten gehabt," meinte vergnügt sein alter Beichtvater.

---

[1]) Schon am Vorabend war für ihn im Liebfrauendom jene rührende Andacht gehalten worden, welche in Kraft einer Stiftung für jeden angemeldeten Sterbenden die Gläubigen durch den Schall des sog. Zügenglöckleins versammelt.

Ringseis durchlebte noch die Woche; tiefgerührt stund in deren Verlauf ein ungarischer Großneffe Friederikens, (Enkel Sibyllens v. Szent-Jvany), Hr. Camillo von Villecz, am Lager des sterbenden Greises, den er im Leben nicht gekannt und der nur durch ein mattes Lächeln sein Verstehen kundgab. Als einst die herzliche sanfte Stimme P. Paul's zu frommem Zuspruch ihm eine Frage stellte, etwa wie diese: „Nicht wahr, Sie vereinen Ihren Willen mit dem Willen Gottes?" da erwiderte der Todmüde, — dessen kräftige Stimme zwar nie nach Art so hohen Greisenalters gebrochen, wohl aber in den letzten Wochen aus Schwäche erloschen war, — tonlos, aber mit ächt Ringseisischem Accent das Eine Wort: „Gewiß!" Sein Wesen hatte mitten im Ernst der Todesnähe etwas unaussprechlich friedevoll Süßes. Von der Kraft seiner physischen Natur gab es Zeugniß, daß zwei Wunden am Rücken, die sich am 20. gezeigt, noch vor seinem Tod (am 22.) heilten.

„Heut holt ihn die Muttergottes heim," erklärte am Samstag Abend mit kundigem Aug' die junge barmherzige Schwester, welche den bedeutungsvollen Namen Avita führte. Um halb 11 Uhr knieten mit ihr die Töchter und Hausgenossen um sein Lager unter den wundervollen Sterbegebeten der Liturgie; plötzlich brachen zwei große Zähren aus seinen Augen und seine liebe fromme Seele war entflohen.

So ging denn wirklich der am Pfingstmontag Geborene, mit seltener Kraft des Glaubens Gefirmte, der unerschrockene Bekenner und demüthige Anrufer der drei göttlichen Personen, der innige und ritterliche Verehrer der Gottesmutter Maria hinüber in der Pfingstoktave, der Vigil des Dreifaltigkeitsfestes, am Wochentag der allerseligsten Jungfrau.

Unaussprechlich ehrwürdig, ernst und fromm, die alten Züge trotz des verfallenen Mundes noch immer charakterfest, die von den greisen Locken beschattete Stirn noch immer die des geistreichen Denkers, lag Ringseis aufgebahrt in seinem Studirzimmer, dem Auge der Töchter noch eine wehmüthige Freude, auch Anderen — und zwar Solchen, die nichts weniger als mit Ringseis übereinstimmten — laut eigenem Bekenntniß gegen Fernstehende, von wunderbarem Eindruck. Da er von jeher einen Abscheu vor geputzten Leichen empfunden, hatte er der Frage, ob er in der Kutte des III. Ordens wolle begraben sein, bejahend zugestimmt. Bald jedoch war sie überschüttet von den Blumen, Palmen und Lorbeeren, welche ihm Liebe und Verehrung von überall her gesendet. Nach 60 Stunden unverändert, (wie es im Alter wohl vorkömmt), als über ihm der Sarg sich schloß, um nach Tutzing überführt zu werden, wurde er hier bei klarem Sonnenschein, unter zahlreicher Begleitung aus Dorf und Stadt, voraus als Kläger je ein Nachkomme seiner verstorbenen drei Schwestern, unter den militärischen Ehren, welche die Veteranen des Ortes dem ehemaligen Zentral-Feldspital-Medicus erwiesen, an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin bestattet. So ruht er nun auf dem friedlichen Dorfkirchhofe neben dem baumüberlaubten, epheuumrankten Eingang des Gotteshauses, gegenüber dem lieblich wogenden See. Den Grabstein ziert in Marmor halberhaben eine Pieta, Werk des in München lebenden Tyroler Bildhauers Hrn. Jos. Beyrer. Zur Inschrift aber sind Ringseis die Worte gesetzt, die er bewußt oder träumerisch, jedenfalls aus dem innersten Hort seines Glaubens, in seinen letzten Tagen gesprochen hat: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ergänzendes und Schlußbetrachtung.

Obschon wir annehmen dürfen, daß Ringseis' Bild aus den „Erinnerungen" mit ziemlicher Deutlichkeit hervorgetreten sei, so möchten wir doch nach Malerart noch einige Lichter aufsetzen.

„Herr Geheimrath," meinte einst ein jüngerer Freund, „geben Sie uns das Geheimniß Ihrer Frische!" Ringseis erwiderte: „Sustine, contine, abstine!"

„Du Treuer und Starker," nennt ihn in einem Briefe Clemens Brentono; Karl v. Passavant in einem Brief an Overbeck (8. Okt. 1817), einen „der reinsten, frömmsten und kräftigsten Menschen", die ihm „je im Leben begegnet sind"; Jakob Grimm schreibt von ihm an seinen Bruder Wilh. Grimm:[1]) „Er ist ein durchbraver, frommer Mensch, den man gleich lieb hat." — So ist denn auch bezeichnend was Ringseis über das Cölibat der Priester geäußert hat: „Ich bin mit 36 Jahren rein in den Ehestand getreten. Hätte Gott es so gefügt, daß

---

[1]) Briefwechsel der Brüder Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von H. Grimm und G. Hinrichs, Weimar 1881, S. 491. Obiger Stelle geht voraus: „Ringseis habe ich endlich ausgefunden" (in Paris, vgl. unseren Bd. I, S. 269—270) „und seit den letzten 14 Tagen fast täglich gesehen." Und hierauf: „Im Januar will er durch Cassel kommen und dann bei uns wohnen."

ich nicht hätte heirathen können, so hätte Er mir wohl auch weiter die erforderliche Gnade gegeben. Es kostet Kampf, aber mit Seiner Hilfe bleibt man Sieger. Ein Priester, der mit unbefleckter Phantasie in den Stand getreten ist und die sakramentale Gnade in sich pflegt, ist häufig der Versuchung weniger ausgesetzt, als mancher Ehmann und Wittwer."

Nach Ringseis' Tod meinte sein alter Beichtvater von ihm: „Er hatte selber was Priesterliches; wäre er Priester gewesen, so hätte ich ihn zum Beichtvater haben mögen und keinen anderen." In der That durchhauchte ja Frömmigkeit alle seine natürlichen Eigenschaften und Gaben. Die Seinen kannten es an der frommen Innigkeit seines Blickes, wenn er in Leid und Freud', bei Lust und Verdruß, sich innerlich faßte und in Gott berieth. Wenn jeder Sonnenstrahl ihn freute, schlecht Wetter ihn nicht übellaunig machte, wenn er mit Behagen das Behagliche genoß, über Unbequemes sich hinwegzuscherzen verstand, zur rechten Zeit aber auch sich freiwillige Entbehrungen auflegte, wenn schwere Zeiten und Erlebnisse den tief Ergriffenen nie zu beugen, Glück und Ehren ihn nie aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten, wenn er niemals ein Jota seiner Gesinnung aus menschlichen Rücksichten verleugnet hat, so mögen dem immerhin glückliche Natur-Gaben zu Grund gelegen sein; der eigentliche Adel seines Wesens und Handelns aber bestand zweifellos darin, daß es Ausdruck der friedereichen Kindschaft Gottes war.

Bernh. v. Meyer sagt in dem, Bd. III. S. 232, angeführten Buch:

„Ich habe zu diesem Manne, wie kaum zu einem Anderen in meinem ganzen Leben, immer mit einer tiefen Verehrung hinaufgeblickt; ein herrlicher Gatte, ein Muster von einem

Hausvater, ein Charakter, rein wie Gold,[1]) unbeugsam wie Stahl, ein christlicher Philosoph voll des tiefsten universellsten Wissens, ein praktischer Arzt mit den reichsten Erfahrungen und der gründlichsten Wissenschaft, ragte er in einer Größe unter seinen Zeitgenossen und selbst im Kreise der so bedeutenden Männer, die München damals beherbergte, hervor, daß seine Feinde nur mit schalen Witzen seine Verkleinerung zu versuchen wagten, seine Freunde aber zu ihm wie zu ihrem Rathgeber, Lehrer und Vater emporblickten."

Aehnlich spricht der schon Bd. III. genannte Mediz.-Rath Fischer — nebenbei bemerkt, ein Protestant — von dem

„hochbetagten Nestor der bayerischen, vielleicht aller deutschen Aerzte, welcher in Anbetracht seines ärztlichen Wissens, seines philosophischen Geistes und seiner universellen Bildung, ein ganzer Mann und Charakter! einen eminenten Höhepunkt einnimmt".[2])

Eine Frau, die vordem als Erzieherin ein paar Jahre in Ringseis Haus zugebracht hatte und in der Folge in einem Kreise lebte, wo sie ohne Zweifel abschätziges Urtheil über sein Wesen und seine Anschauungen vernahm, hat sich noch kernhafter ausgedrückt. „Ich sage immer," pflegte sie seinen Töchtern mit trockenem Ernst zu versichern, „den Herrn v. Ringseis müßte man pulverisiren und löffelweis den anderen Männern eingeben," — ein Verfahren, womit seine Familie sich nicht einverstanden erklärt haben würde.

In den Beileidschreiben nach seinem Tode nennen ihn die hervorragendsten, gediegensten Persönlichkeiten,

---

1) „Uneigennützigkeit," sagt das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon der Gegenwart (Leipzig 1840), „gesteht ihm Jedermann zu und als Mensch ist R. durchaus zuverlässig und achtungswerth."

2) So lesen wir in einem Separatabdruck aus Nr. 42 und 43 des „Aerztl. Intelligenz-Bl." 1877.

Männer und Frauen, „Einen der Großen seines Volkes, vor welchem die Thore der Ewigkeit sich weit gemacht haben werden“, — den „letzten Zeugen und Theilnehmer an der großen katholischen Epoche Münchens“, welche die Studienzeit Vieler gleichsam geweiht hatte, — Einen, der „mehr als tausend Andere für Deutschland unersetzlich“ genannt werden müsse. Ein älterer Freund sagt: „Meine Verehrung für ihn war die größte, die ich je einem Lebenden zollte.“ Ein Anderer kann sich ihn nur „in den Reihen der himmlischen Heerschaaren“ denken, wie er, der Schreibende, schon während N.'s Lebens ihn fast wie einen Heiligen betrachtet habe. Sein Andenken sei ein Sursum corda. „Le souvenir de cet homme,“ sagt ein Auswärtiger, „est une des choses les plus douces que ma mémoire possède.“ Und ein Anderer: „Die Welt ist ärmer geworden um ein Vorbild, dessen bloße Anwesenheit noch ermunternd und tröstlich war, als durch das hohe Alter das geistige und leibliche Auge bereits umflort erschien. Seine Rektoratsrede über Autorität und Wissenschaft hat einst mich mit meinen Freunden . . . belehrt, gestärkt und begeistert. Seine später oft bewiesene Güte für uns junge — durch die entgegengesetzte Strömung von oben oft niedergedrückte Leutchen that uns so wohl.“ — „Gott hatte den alten Veteranen uns jüngeren Soldaten so lang gelassen, damit wir aus dem Anblicke dieses Mannes die hl. Kirche noch mehr lieben lernten, in deren (Dienst) er sein Genie, seine Begeisterung, seine Ehre und Liebe gegeben.“ Wieder Einer erwähnt nebst „seiner seltenen Universalität“, dem „Allumfassenden seines Geistes“, auch die „Heldenhaftigkeit seines Wesens, den Wahrheitsmuth (— wie schlagend und kühn ist er z. B. Döllinger

bezüglich der Universität Ingolstadt, v. Sybel bezüglich Stein's entgegen getreten)".

Der jüngst verstorbene große Chirurg v. Nußbaum endlich meinte, trotz dem hohen Alter, das „dieser bedeutende Mann mit seinem edlen Herzen, mit seinem herrlichen Gehirne, mit seinem unerreichbaren Reichthum an Wissen" erlangt habe, werde doch Jeder, der ihn gekannt, „von tiefem Weh befallen werden, wenn man hört: daß er nun nicht mehr lebt".

Und eine seit Jahrzehnten Fernlebende, seit Kurzem gebeugt durch den Tod einer geliebten Tochter, wünscht ihm noch Gottes Lohn dafür, daß in ihrer sehnsuchtsvollen Klage um das geliebte Kind das bloße Andenken an die Festigkeit seines frommen Glaubens bei so tiefer Wissenschaft ihr zum Trost und Halt geworden, ohne daß er selber darum gewußt. —

Ringseis hat es öfter ausgesprochen, daß der Mensch in seinem Berufe vielfach gedrängt und geschoben werde durch die von Oben gefügten Umstände. Er, der sich ursprünglich mehr der Chirurgie hatte widmen wollen, war ungesucht davon ab-, zur ausschließlichen Uebung der inneren Medizin gekommen; sein Streben war auf eine Professur gerichtet gewesen, er erhielt sie, wurde aber zugleich ins Getriebe des Verwaltungswesens gestellt. „Ich habe immer Scheu getragen," pflegte er zu äußern, „die Erfüllung von Wünschen durchzusetzen." So geradaus er seinen Weg ging in Sachen der Pflicht, so erwartend verhielt er sich in Allem, was man zum Lebensglück rechnet, bis ihm Klarheit geworden, was er als Gottes Willen betrachten dürfe. Dieß galt auch von kleineren Entschlüssen, z. B. zu einer Ferienreise; da ließ er sich von den unruhigeren Geistern seiner Umgebung zu keiner Entscheidung drängen, auch wenn sie versicherten, jetzt

müßten sie, Vorbereitung halber, dieselbe kennen, sondern widerstand gutlaunig, bis er glaubte, der inneren Stimme gewiß zu sein, ließ sich dann aber durch Zufälligkeiten, welche die Anderen zurückschreckten, nicht mehr irren, sondern schritt fest und fröhlich los auf's Ziel, und der Segen blieb nicht aus. „Morgen wird's schön," tröstete er, wenn am bestimmten Reisetag schlecht Wetter einfiel, reiste ab und nicht selten behielt er Recht.

Ueberfielen ihn auch von Zeit zu Zeit jene, von ihm selber erwähnten, plötzlichen, kurz anhaltenden, aber beinah bis zu Tod betrübenden Melancholien,[1]) welche sich dann auch in seinem äußeren Wesen nicht völlig verbergen ließen, konnt' er sich tief bekümmern um Dinge, die des Kummers werth waren, nahm er jeden schwer Kranken, den er behandelte, sich schwer zu Herzen, — die Grundstimmung seines Wesens hat der Leser kennen gelernt als jene reckenhaft schneidige, treuherzig heitere, in Gott vergnügte, an welcher in rechter Würdigung der irdischen Dinge Vieles abglitt, woran Andere mit finsterem Verdruße gezehrt haben würden.

An mehr als Einer Stelle haben wir charakterisirt, was man an R. allenfalls extravagant nennen konnte. An lebendig originellen Naturen fallen einzelne Liebhabereien, Einseitigkeiten, wie sie mehr oder weniger, offenkundiger oder verborgener, interessanter oder uninteressanter die meisten Menschen in sich hegen, mit größerer Deutlichkeit auf und bieten Gegnern, denen die ganze Sinnesweise des Betreffenden zur unverstandenen Welt geworden ist, willkommene Handhabe zum Spott. Aber R.'s ausgezeichneter Geistesschärfe und Klarheit thaten einzelne betonte Liebhabereien, z. B. für das

---

[1]) Sieh Bd. I, S. 20.

Wunderbare, keinen Eintrag im Ganzen. Nicht nur ist er an Alles, was eine Pflichterfüllung betraf, mit gewissenhafter Besonnenheit herangetreten; sein gesammter, so schön unter Gottes Hut und nach Gottes Willen geordneter Lebensweg beweist, wie frei in seinen Schritten er gewesen von thörichtem Eigenwillen und schädlicher Exzentrizität. Wo etwa seine feurig begeisterte Natur ihn zu derlei hätte hinreißen können, da trat der innere Verkehr mit dem Ordner aller Dinge dazwischen und brachte, wenn nicht augenblicklich, so doch in Bälde Alles wieder ins rechte Geleise. So war er auch trotz der Entschiedenheit seines Wesens und seiner Anschauungen im persönlichen Umgang mit Andersdenkenden von wundersamer Mäßigung und Billigkeit, um so zugänglicher den Gründen der Entgegnung, als keine Hoffart in ihm lebte. So sehr es ihn reizte, dem, was ihm verkehrt schien, den Handschuh hinzuwerfen im öffentlichen Auftreten, und das, was der sog. Zeitgeist am meisten verketzerte, recht grell zu betonen, so wenig rechthaberisch war er im amtlichen und persönlichen Verkehr,[1]) und nie wüßten wir

---

[1]) In Nr. 7 der „Wiener mediz. Wochenschrift" v. J. 1856 heißt es (laut uns vorliegender Abschrift): „Noch nie ist, so lange er (Ringseis) allein an der Spitze des Medizinalwesens, irgend Jemand seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung und Aeußerung wegen angefeindet und verfolgt worden. Als im J. 1836 zum ersten Male eine Choleraepidemie in München ausbrach und jene Anstalten zur Linderung und Beseitigung der Epidemie in großartigem Maßstabe geschaffen wurden, welche im J. 1854 durchaus als Vorbild dienten, da wurden auch zahlreiche öffentliche Versammlungen der Aerzte gehalten, es wurden die verschiedenartigsten, oft diametral entgegen gesetzten Ansichten ausgesprochen. R. ertrug den Widerspruch gegen seine Ansichten in der, eines Jüngers der Wissenschaft, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, würdigen Weise, widerlegte, wo er den Gegner im Irrthum glaubte, hielt aber die

bei den vielen und höchst belebten wissenschaftlichen, politischen und anderen Diskussionen und Disputen, welche wir mit anhören durften, ihn leidenschaftlich oder verletzend gesehen zu haben. In jüngeren Tagen mag das noch nicht so vollständig errungen gewesen sein.

Von jener scharfen, „haarespaltenden" Unterscheidungsgabe, die er einst an seinem Lehrer Röschlaub gerühmt, besaß er selber ein reichlich Theil. Wenn junge Leute, Anhänger, Gesinnungsgenossen, seine Axiome zu allgemein faßten, zu kühne Folgerungen zogen, pflegte er in aller Klarheit und Ruhe die Unterscheidungen darzulegen, Uebertreibung oder Mißverständniß abzuweisen. Aehnliche Klarheit und Milde hat er im Urtheil über Charaktere geübt, wie er z. B. trotz eigener Unerschrockenheit die Zaghaftigkeit Anderer, besonders wenn sie nur auf seine Kosten ging, gutmüthig lächelnd damit entschuldigt hat, man dürfe „vom Hasen nun einmal kein Löwenherz begehren". Und diese unbefangene Klarheit und Milde war es auch, welche der Entschiedenheit seiner Gesinnungen oft eine große Macht über die Geister gab. In ernst vertraulicher Rede — oft wenn er am wenigsten daran dachte — gelang es ihm, durch einzelne geistvolle Beleuchtungen zu zünden. Einem protestantischen Züricher Patrizier, dem bei Numismatikern seinerzeit bekannten Oberstlieutenant v. Schultheß-Rechberg, (schon S. 112 genannt,) sagte R. beim Fortgehen von einer Mahlzeit bei Frl. Linder zufällig Einiges über kirchliche Tradition; ein paar

---

seiner Meinung entgegenstehende Aeußerung nicht für ein revolutionäres Beginnen, das mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in der Person des Gegners bekämpft werden müsse. Es wurde auch damals keine Partei geschaffen, die sich ein wissenschaftliches Monopol zueignete" ... u. s. w.

Jahre später stellte sich ihm derselbe vor als Konvertit, dem jene Aeußerung den ersten Anstoß zur Forschung gegeben.

Das Kathederfieber hat Ringseis nie gekannt. Nicht nur beherrschte er seinen Stoff vollständig, auch seine Nerven kamen in dieser Richtung ihm trefflich zu statten. Ebenso wußte er im Umgang mit Höherstehenden, obwohl in Ehrerbietung für dieselben erwachsen und ihnen mit herzlicher, etwas altfränkischer Höflichkeit begegnend, nichts von Befangenheit. Die Wucht seines Wesens in Charakter und Intelligenz, ein geregeltes Selbstbewußtsein ohne Anmaßung, die Abwesenheit krankhaften Ehrgeizes und eine natürliche Arglosigkeit bewahrten ihn davor. Dem Adel gönnte er christlich neidlos die Vortheile seines Standes; und was die Rasse betrifft, konnte er mit der eigenen ja zufrieden sein. Uebertriebene Vorstellungen von der inneren Wichtigkeit adeliger Abstammung wies er gelegentlich zurück; in der Schroffheit der Jugend that er es in herber Weise, aber auch da Kronprinz Ludwig über das „blaue Blut" eine Ansicht entwickelte, welche Ringseis nicht haltbar erschien, bemerkte er gelassen, er erkenne zwar einen Unterschied der Rassen an, doch habe in Deutschland von jeher auch die Bürger- und Bauernrasse ihre Tüchtigkeit erwiesen und seit unser Herr und Heiland auch den Geringsten von uns mit Seinem Fleisch und Blute nähre, hätten diese Unterschiede keine so große Bedeutung mehr.

Die Eigenart von Ringseis' Styl hat der Leser genugsam kennen gelernt. Kräftig, klar und kurz schrieb er meist schon im ersten Wurf, jedenfalls wo er sich Zeit nahm zur Ausarbeitung; er liebte es, dem Leser mit Einem Schlag den Nagel anzutreiben, den Andere allmälig festklopfen, und ließ zu diesem Zweck es sich nicht verdrießen, ihn vorher fleißig zuzufeilen und zuzuspitzen.

(Sieh Bd. III, S. 6 f. und 205, Z. 18 f.) Auch das Feurige, Funkensprühende seines Wesens verleugnete sich fast nirgends und wenn der Schwung seiner Rede dann häufig an jenen des Hammers erinnert und Schönwerth's Deutung des alten Familiennamens „Ring's Eisen“ als gleichbedeutend mit „Schwing's Eisen“[1]) alle Ehre machte, so hob er sich auch nicht selten, besonders in seinen Reden, zum lyrischen Schwung des Begeisterten.

Charakteristisch ist, daß, wenn R. in scharfer Gedankenarbeit sich Genüge gethan, um einen Stoff so weit zu erschöpfen, als er es sich vorgesetzt, er dann in seiner Lebhaftigkeit es häufig sich vergönnte, arabeskenhaft lose noch irgend etwas anzuhängen, was ihm eben auf dem Herzen lag; z. B. der Rede über „Die naturwissenschaftliche Auffassung des Wunders“ eine eifrige Vertheidigung des päpstlichen Rom's.[2])

Daß an dem Wuchtigen, Schneidigen seines Wesens auch sein Sarkasmus Theil hatte, ist natürlich; Fernerstehende sind dadurch manchmal in ihren Vorstellungen über ihn irre geführt worden.[3]) Was ein mit mehr innerem Groll Behafteter sich versagen mußte, das durfte Ringseis sich erlauben, dem hinter dem Schalk die treuherzige, stets zum Verzeihen bereite Güte gesteckt, der so häufig auch dem Nichtbereuenden Gutes für Böses erwiesen. Eines schickt sich nicht für Alle. Gleichwie er selber niemals den Spott der Seichten oder Bösen gefürchtet, ja wohl häufig wie gekitzelt ihn lachend herausgefordert, meistens wie belustigt ihn aufgenommen hat,

---

[1]) Sieh Bd. I, S. 3.

[2]) Sieh Schriftenverzeichniß am Schluß dieses Bandes.

[3]) R. äußerte einst: „Wer Rudolph Virchow's Auslassungen über mich liest, muß glauben, ich sei Schönlein's grimmigster persönlicher Feind gewesen, deßgleichen der Feind Walther's.“

— „Wenn man dem Teufel auf den Schwanz tritt, so schreit er," pflegte der Geschmähte wohl zur Tröstung der peinlicher für ihn Berührten zu sagen und wenn es zu dick kam, fühlt' er es zwar, versicherte aber, ans Innerste vermöge Solches ihm nicht zu gehen, ritze ihm nur die Oberhaut, — so kam es eben auch ihm nicht darauf an, selber am rechten Ort die Waffe des Spottes zu handhaben. Nicht ein ehrliches Irren war es, was er an den Irrenden verhöhnte, sondern seichte Anmaßung, ein unberechtigtes Großmogulthum in der Gelehrtenwelt unter Beiziehung unwissenschaftlicher Tendenz-Mittel, — hier mußte dem üblen Einfluß auf die jüngere Generation in drastischer Weise gesteuert werden, — oder jene Parteiverblendung, welche für die Wahrheit und ihre Vertreter weder von Recht noch von Billigkeit weiß, endlich leichtfertige oder böswillige Verdrehung, Unwahrheit, Verleumdung. Meinten ob seiner Schärfe kleinere Geister zu gleicher Schärfe gegen ihn sich berechtigt, so übersahen sie meist, daß R. auf die Sache losging, sie auf den Mann. Denn auch wo R. ausdrücklich den Mann aufs Korn nahm, geschah es nur, so weit der Mann die Sache bedeutete und vertrat. Ihm aber schleuderten jene kleinen Geister den Mystiker an den Kopf, wenn er von Geldwirthschaft redete, den politischen „Krebsler", wenn er Medizin lehrte u. dgl. m. Bei alledem war er der Erste, es aufrichtig zu bedauern, wenn er glaubte, gegen irgendwen zu scharf gewesen zu sein.

Vielmal angestaunt als ein Wunder von Belesenheit, pflegte er in einem Buch, das ihm von Bedeutung war, beim ersten aufmerksamen Durchlesen sich das Wichtige durch Punkte und Strichlein zu bezeichnen; dann fing er von vorne an, dieses Wichtige aufsuchend und gründlich betrachtend; und nun war es, dem Inhalte

nach, seinem herrlichen Gedächtniß eingeprägt. Das mochte vor Allem gelten von Werken der Wissenschaft; aber auch wenn die Seinigen einen Roman von Walter Scott lasen, den er zwanzig Jahre früher abgethan, so frug er wohl mitten aus seiner Beschäftigung heraus: „Ist das und jenes schon vorgekommen?" Kam ihm beim Lesen ein Fremdwort unter, eine geographische oder sonstige Bestimmung, über die er nicht im Klaren war, so wurden, so bald thunlich, die Hülfsbücher herbeigeholt. Wie seinen Kindern,[1]) so war er auch Anderen ein lebendiges Nachschlagebuch, immer eifrig, was er nicht wußte, zu ergänzen, und hätte man die Auskunft auch nur zu einem Scherz bedurft. „Können Sie sich erinnern, Herr Geheimrath," frug Jemand, „daß Sie einmal die und die Aeußerung des N. N. erzählt haben?" „Jawohl," erwiderte R., „sie wird stehen im so- und sovielten Band der „Hist.-pol. Bl.", Seite so und so," stieg auf die Staffelei und schlug die Stelle nach.

Auch sonst war er für seine Umgebung der bequemste Gelehrte, frei von jener Reizbarkeit, welche keinen Lärm, keine Unterbrechung duldet. Unzähligemal suchte er mit seiner Arbeit das Zimmer auf, wo seine Kinder laut lernten, Klavier klimperten, ihn mit Fragen unterbrachen, wozu sich noch das Kätzchen gesellte, zwischen Papier und Nase ihm hindurchstreichend. Es mochten nicht die schwersten seiner Arbeiten sein, die er sich da mitgenommen; wir wüßten aber überhaupt uns nicht zu erinnern, daß er über Unterbrechung in der Arbeit ungeduldig geworden, ging sie nun aus von den Seinigen, von Besuchern, Studenten, Kranken, Bettlern oder wem immer; seiner Güte kam hierin die Gabe zu Hülfe, sich sogleich wieder

---

[1]) Sieh Bd. III, S. 54.

in die unterbrochene Arbeit hinein zu finden. Er litt darum auch nicht an jenen auffälligen Zerstreuungen, die man bei solch einem Erzleser voraus gesetzt hat.[1]) Das Geschichtchen, er sei, ins Buch vertieft, lang wartend hinter Wagen still gestanden, von welchen die Pferde ausgespannt gewesen, hörte er geduldig schmunzelnd an, leugnete aber auf Befragen dessen Wahrheit. Kleine Unachtsamkeiten in gleichgiltigen Dingen abgerechnet, war er vielmehr ein sehr gesammelter Kopf, nahm auch an seinen Untergebenen leichtsinniges Vergessen mit Strenge auf. Wie sehr er auf Ordnung hielt, beweist, was wir auf S. 94 gesagt, daß er im Dunklen schier jedes Buch seiner Bibliothek zu finden vermochte. Zugleich aber lag ihm in der Einrichtung seiner Schreib-, Bücher- und Steinkästen das ästhetisch Gefällige so sehr am Herzen, daß ein Verstoß dagegen ihn peinigen konnte. Seine Beobachtungsgabe, vielfältig geübt am Krankenbett des Einzelnen wie des Staatswesens, ließ ihn auch im täglichen Leben nicht im Stich und manchmal überraschte er durch eine trockene Bemerkung über kleine Vorgänge in seiner Nähe Solche, die ihn nur mit höheren Dingen beschäftigt wähnten.

Wie Vieles in Ringseis' literarischem Nachlaß von den Stößen von Manuskripten über spezielle Pathologie und Therapie noch für die heutige Zeit zu gebrauchen wäre, wissen wir nicht. Vermuthlich liegen dazwischen auch die von ihm zurechtgelegten Bausteine zu jenem System der Philosophie, von dem er schon 1843 mit Sieveking gesprochen.[2]) Vielleicht kommt noch der Augenblick, jene Stöße, welche in Folge von vielen Umzügen in Un-

[1]) Sieh Bd. I, 442 des Kronprinzen Aeußerung über R.'s zwei Schutzengel.

[2]) Bd. III, S. 227.

ordnung gerathen sind, einigermaßen zu sichten. Gesondert aber besitzen wir ein paar interessante Abhandlungen über jenes naturwissenschaftliche Thema, welches R. 1861 auf der Versammlung in Speyer angeklungen hatte; diese dürften auch heut noch einer Veröffentlichung fähig sein.

Mit dem Briefschreiber oben auf S. 275, Z. 4 von unten f. glauben wir, was er seinem übrigen Lobe Ringseis' hinzufügt:

„daß er ein großes, einheitliches, gerade auf exakte Forschung sich gründendes Weltbild in sich trug und solches in der frischesten und treffendsten Weise darzustellen wußte."

Für die vollkommenste und wahrste Philosophie erklärte R. (wie uns ein verlässiger Zeuge sagt,) jene des hl. Thomas von Aquin, — lang bevor Leo XIII. so dringend auf den Doctor angelicus hingewiesen, lang ehe hervorragende protestantische Gelehrte und Staatsmänner demselben so erstaunliche Huldigung gezollt wie in unseren Tagen Jhering und Andere. St. Thomas und Franz v. Baader nannte R. die größten Philosophen. Immerhin beweist die Anerkennung, welche er, wenn auch in bedingter Weise, für Schelling in dessen späteren Epoche gehegt, wie sehr er der neueren Philosophie das Verdienst zugestand, daß sie Bahnen eröffnet habe, welche auch der große Scholastiker heut als Eroberungen begrüßen würde, wenn schon ihre Vorzüge Ringseis das nicht aufwogen, was St. Thomas vor ihnen voraus gehabt.

„Letzten Sonntag," schreibt ihm Abt Haneberg am 6. August 1856, „als Sie unser Refektorium beehrten, bin ich von Ihnen auf die höchsten Berge der Spekulation geführt worden. Es ist mir noch heut, als hätten Sie mir bei Erörterung Ihrer Theorie die Gletscher des Himalaya gezeigt."

Ringseis' Sprache blieb sein Leben lang reichlich versetzt mit den Lauten und Stimmfällen seiner oberpfälzischen Heimath. Sein schönes kräftiges Organ, welches in Manchem ungeschult, nur schwer zum Leisesprechen sich dämpfte, verfügte über eine große Skala, worin es sich reich modulirend auf und ab bewegte. Er sprach sehr klar und verständlich, nicht blos für den Geist, sondern auch für das Ohr, und befliß nach dem Verlust der Oberzähne sich solcher Deutlichkeit, daß Fremde versicherten, Niemand verstünden sie so gut wie ihn; denn in all' seiner Lebendigkeit war er kein Schnellsprecher. Gleichwie trotz mancher Mängel des Vortrags seine Reden mehr als einmal zum Ereigniß wurden, so war in den Tagen seiner Kraft, (eh das Alter ihn weitschweifiger gemacht,) seine Rede aus dem Stegreif, bei ernsten und heiteren Gelegenheiten, bündig, klar, gewandt, fast immer fesselnd, nicht selten hinreißend. Seine Schlagfertigkeit war bekannt, in öffentlicher Disputation gefürchtet von Studenten und Professoren. Ein Ohrenzeuge erzählt uns: „Interessant war es, Ringseis und Walther sich opponiren zu hören, zwei Gegner, die einander würdig waren; aber Ringseis wurde nie heftig und befand sich hiedurch im Vortheil, denn Walther ärgerte sich." In Scherz und Ernst blieb er nicht leicht eine Antwort schuldig, — am ehesten, wenn er nicht sogleich in der unfreundlichen Absicht eines Gegners sich zurecht fand.

„Während meiner Studienzeit in München," erzählt uns ein Jüngerer, „befand sich daselbst auch ein Württemberger, Namens Sch. Dieser war von mittlerer Statur, hager, ungemein lebhaft, das Geringste konnte ihn in Feuer und Flammen setzen. Einmal wohnten er und ich der Promotion eines jungen Mediziners bei, der sich während der Disputation ostentativ, aber ziemlich un-

geschickt, als Verfechter des Materialismus bekannte. Dafür nahm ihn Ringseis ganz energisch ins Gebet und brachte ihn derart in Bedrängniß, daß wir Zuhörer wiederholt und fast laut lachen mußten. Neben mir stand mein guter Württemberger und hörte aufmerksam zu. Als wir nach der Promotion den Saal verließen, frug er mich um den Namen des Professors, der zuletzt gesprochen und ihm ganz besonders gefallen habe. „Kennen Sie denn unseren Professor Ringseis nicht?" war meine Antwort. ‚Hören Sie,' erzählte er nun, ‚was mir mit diesem Mann begegnet ist und mich jetzt erst doppelt ärgert. Ich ging vor einigen Wochen die Ludwigsstraße hinauf. Beim Umbiegen an der (vorspringenden) Treppe zur Staatsbibliothek stieß ich in der Eile an einen Mann, der in einem Buche las und mich nicht bemerkt hatte. Ich ward sehr aufgebracht und sagte zornig: Müssen Sie denn auf der Straße lesen, Sie . . .' (Wir wollen den Ehrentitel, den er R. beilegte, seiner groben Ungebühr halber nicht hersetzen, der Württemberger, wenn er noch lebt, müßte sich zu sehr schämen.) ‚Der Angeredete, etwas verdutzt über diesen allerdings sonderbaren Gruß, schaut mich mit großen Augen an, dann schmunzelt er und sagt: „‚Ach Gott! Es ist halt ein Schwab!'" Dann ging er lachend weiter. Es war Ringseis.'

Wohlgemerkt, hatte R. nichts gegen die Schwaben. Aber indem er den jungen Menschen in seinem Patriotismus angriff, machte er ihm die Erinnerung an seinen ungezogenen Schwabenstreich empfindlich.

Seine riesige Arbeitsfähigkeit hat R. großentheils jenem Wechsel der Beschäftigungen zugeschrieben, welchen die Verschiedenheit seiner Aemter und die Vielseitigkeit seiner Interessen mit sich geführt, dann aber auch einem fleißigen sich Erholen in freier Natur. Obschon er nach

dem Aufgeben eigenen Gefährtes der gute Bekannte der Fiaker geworden, die schon von Weitem ihn anriefen: „Fahr'n mer, Herr Doktor?“ — so hielt er doch auf tägliches Zufußgehen, theilte die Spaziergänge der Familie und der Freunde und gönnte sich Freiheit und Lust der Ferienzeit. Geistesermüdung kannte er kaum. „Jetzt, da ich sie kennen lerne,“ äußerte er als Greis noch vor seiner Erkrankung, „gemahnt es mich an manche meiner Spitalpatienten, baumstarke Leute, die in gesunden Tagen nicht gewußt, was körperliche Müdigkeit, und in der Zerschlagenheit der Krankheit sich nicht begreifen konnten.“

Darauf, daß er weder rauchte noch schnupfte, that sich Ringseis was Erkleckliches zu gut. Die früher unter den Rauchern fast allein herrschende Pfeife hielt er bei den jungen Leuten — abgesehen von dem vielen Geld, das Unbemittelte in die Luft verpuffen — geradezu für ein Bildungshinderniß, indem sie abgehalten waren, bei ihren Zusammenkünften sich in klarer, gewandter Rede zu üben. „Wenn sie dasitzen, die Pfeife zwischen den Zähnen, den Bierkrug in der Hand, so meinen sie schon was zu thun und vergeuden so Stunden der kostbarsten Zeit.“ Doch zweifeln wir, daß er der Cigarre weniger feind gewesen.[1])

Mäßig in Speis' und Trank und als Mann der Selbstüberwindung ein bloßes Gelüsten wohl unterscheidend vom Instinkt seiner Natur, beging Ringseis nicht leicht einen Diätfehler, wich aber in Vielem ab von den üb-

---

[1]) Gelegentlich eignete er sich wohl das kühne Scherzwort an, womit der bei Gregor XVI. sehr in Gunsten stehende hannöver'sche Geschäftsträger v. Kestner eine vom hl. Vater ihm gebotene Prise ablehnte: „Nein, Euer Heiligkeit, dieses Laster hab' ich nicht.“ „Was, Du . . .,“ fuhr der muntere Papst heraus, „wenn's ein Laster wäre, so hättest Du's gewiß.“

lichen Regeln und wenn man ihn darum beredete, so lachte er: „Ueber diesen Aberglauben bin ich erhaben.“ So hatte er denn seine in manchem Stück zarte Gesundheit so wohl erhalten, daß etwa im J. 1872 Direktor Solbrig, des Greisen Puls und bloße Arme befühlend, verwundert rief: „Noch keine Spur von Verknöcherung der Gefäße!“ Im Gesicht hatten jene Furchen, wie sie bei vieldenkenden und willensstarken Männern schon in der Jugend sich zu bilden beginnen, mit der Zeit sich kräftig vertieft. Er zählte 90 Jahre, bevor jener, das hohe Greisenalter bezeichnende Verfall der Augenlider eintrat, welcher vom Augapfel fast nur mehr den Stern hervorblicken läßt.[1])

Das Brockhaus'sche Lexikon,[2]) welches R. einen meisterhaften Erzähler nennt, ist der Meinung, neben seinen Charakter-Eigenschaften dürften auch seine geselligen Talente an der Gunst des Kronprinzen Ludwig mit Antheil gehabt haben. An freundschaftlichen Abenden, bei Gastereien, auf Spaziergängen pflegte er eines der belebendsten Elemente zu sein. Fremde, die ihn nur einmal an öffentlicher Wirthstafel gehört hatten, baten bei zufälliger Wiederbegegnung nach Jahren um Wieder-

---

[1]) Bezüglich der mehrerwähnten Ohnmachten, die von Zeit zu Zeit wie Bomben in friedliche und fröhliche Stunden fielen und eine Quelle von Aengsten und Schrecken für schwächere Nerven in der Familie bildeten, ist es mehrmals geschehen, daß, wenn R. befriedigt sagte: „Nun habe ich schon lang keine Ohnmacht gehabt,“ am selben oder am nächsten Tag eine solche eintrat. An ein sog. „Berufen“ glauben wir nicht; eine physische Mahnung schien es auch nicht, diese hätte Unbehagen mit sich geführt. Es muß etwas Feineres gewesen sein, eine Ahnung, die er nicht als solche empfand.

[2]) Sieh Anm. auf S. 274.

holung einer damals gehörten Schnurre. „Hör auf, hör auf und laß den Ringseis erzählen," rief Cornelius dem Vermessenen zu, der es sich herausnahm, eine seiner Anekdoten zu verflachen. Die Unmittelbarkeit seiner Einfälle, seine dramatische Art und Weise, wobei manche Geschichte sich weniger in Worten als in einer allessagenden Miene oder Geberde zuspitzte, die grundherzige Güte, die seine Fröhlichkeit durchleuchtete, brachten auch den mit Vorurtheilen gegen ihn Erfüllten unter seinen Zauber. Ging er zuweilen nach dem Spruch: „Naturalia non sunt turpia" in der naturhistorischen Gründlichkeit weiter als Friederike gut fand, so durfte er sich rühmen, niemals einen Schritt über die naturalia hinaus in die turpia gethan zu haben. Wie oft hat er einen ganzen Olymp von Geistesgrößen in homerisches Gelächter versetzt und es that der Wirkung keinen Eintrag, daß er selber den kräftigen Vorlacher abgab, denn seine Erzählung wurde nicht matter als sein Lachen und wenn Clemens Brentano ihn den „besten Ringseis" genannt hat, „den wir haben,"[1]) so dürfen wir, wie in vieler anderen, so auch in geselliger Rücksicht sagen: Wäre nicht Einer der Besten gerade dieser originell herzliebe Ringseis gewesen, um wie viel ärmer hätte das seinen Freundeskreis gemacht!

Wenn Ringseis solche Anekdoten erzählte, welche in eine märchenhafte Aufschneiderei ausliefen, wie etwa von dem reckenhaften Gesellen, dem seine Genossen eine Ratte in den Bierhumpen gethan und der, als er ihn geleert hatte, auf die Frage, ob er nichts bemerkt habe, erwiderte, ja, es sei ihm wohl vorgekommen, ein „Hopfenblattl" müsse ihm mit hinuntergerutscht sein, — dann meinte

---

[1]) Sieh Bd. III, S. 168.

Friederike: „Es thut einem Mann der Wahrhaftigkeit doch wohl, sich einmal recht auslügen zu dürfen.“[1])

Auch im hohen Greisenalter verließ sein fröhlicher Humor ihn nicht. Noch in den Tagen geschwächter Geisteskraft sagte er, als das erwähnte Nervenjucken ihn quälte und man zufällig den Tag des Wetterheiligen Pankratius nannte: „Pan-kratzius? (Allkratzender?) Der bin ja ich!“[2])

Gern brächten wir noch Einiges von seinen guten Einfällen und Witzworten, aber unsere Arbeit drängt zum

---

1) Ueberhaupt neckten die beiden Gatten sich gern. „Geh, Ringseis,“ sagte einst Friederike, „wenn Du mir's nicht zu lieb thust, Dir einen neuen Hut zu kaufen, so geh hinunter zu unserer hübschen Hausfrau, der Hutmacherin, die bringt es vielleicht zu Stand,“ — und da der Vorschlag nicht wirkte —: „Wenn Du noch länger mit dem abscheulichen Hut ausgehst, so laß ich mich von Dir scheiden.“ Keine Antwort. Nach einer Weile langt er nach dem verpönten Gegenstand. „Wohin gehst Du denn?“ „Ei nun, zum Windischman,“ (das hieß: zum Ehgericht.) — Für weibliche Schönheit blieb er immer empfänglich und ließ noch als alter Herr kleine Akte ritterlicher Galanterie sich nicht nehmen.

2) Herr August von Gonzenbach, am Pankratiustag geboren und namentlich nach Lesung der „Erinnerungen“ (I. und II. Bandes) inniger Verehrer R.'s, hatte an obigem Scherz, als er ihm erzählt wurde, große Freude. In einem Brief, den er 1887, selber 80 Jahre alt, kurz vor seinem Tod, an eine Tochter R. geschrieben, sagt der Protestant:

„Die zwei Heiligen, deren besonderem Schutz Sie mich empfehlen, habe ich jeweilen sehr verehrt, den hl. Augustinus als Schutzpatron und den Pankratius . . . als Tagesheiligen. Ich empfehle mich täglich der Fürbitte des hl. Pan-krazius, verstehe aber darunter einen anderen, Ihnen viel näher stehenden Heiligen, der sein erstes Wunder schon lebend verrichtet, als er sich selbst getauft, was ihm nicht leicht ein anderer Heiliger nachmachen wird, namentlich auch, wie Jener bei schweren Leiden guten Humors zu bleiben.“

Ende. Damit jedoch ein ernsteres Sinnwort nicht fehle, hier ein Distichon, welches Ringseis auf Dr. Reisinger gemacht, nachdem derselbe durch ein Legat die Gründung der nach ihm genannten Anstalt ermöglicht und hiedurch zur Ausbildung junger Aerzte beigetragen hatte. In anderem Sinne findet es auf Ringseis selber seine Anwendung:

Tausenden Arzt im Leben, im Tode noch Tausende heilt er;
Helfend dem Arzte zur Kunst, hilft er dem Kranken zum Arzt.

Ehe wir hiemit diese Ergänzungen und Nachträge zu Ringseis' und seines Lebens Bild zum Abschluß bringen, sollte vielleicht auch das Gesammtergebniß seiner öffentlichen Wirksamkeit eine Schlußbetrachtung erhalten. Zu einer solchen nicht befähigt, begnügen wir uns, den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, daß von jenen durch Ringseis gestreuten Samenkörnern, welche schon ihrerzeit gekeimt und Früchte getrieben haben, die Frucht in kräftiger Fortpflanzung sich noch lang erneuen möge, daß aber auch solche Körner, welche lang wie todt gelegen, noch einst zum Keimen gedeihen. Sollten die „Erinnerungen" hiefür beizutragen berufen sein, so wäre dieß für die Tochter Schreiberin ein herrlicher Lohn. Dessen aber glaubt sie gewiß sein zu dürfen, daß das Beispiel seiner Tugenden, die Betrachtung seiner Persönlichkeit nicht ohne Nutzen für Viele bleiben wird.

Sprechen wir mit Dank gegen Gott es aus: manche von R.'s Tugenden schien der Herr schon im Irdischen reich zu lohnen. Er, der niemals nach Ehren und Würden gejagt, er hat deren überall auf seinem Wege gefunden. Der von Mammon wenig begehrt und den Bedürftigen immer ein milder Helfer gewesen, fand seinen Erwerb gesegnet. Der nach Jos. Görres' Ausspruch

„schlicht und recht, wie Gott ihn geschaffen, sich zu konserviren gewußt und, nachdem er zum Manne gereift, die Jugend in ihrer Frische und Schuldlosigkeit, wie Alle wissen, die ihn kennen, sich bewahrt," er gab in seiner treuherzigen Schlichtheit keinen Anstoß auf glattem Boden und ihm war der Ehe Glück bescheert mit einer trefflichen, schönen und geistvollen Frau. Der ruhig sich in Gottes Willen gefügt, als ihm der Herzenswunsch nach Kindern versagt geschienen, dem ward von den endlich Bescheerten keines durch den Tod entrissen. Der in unermüdlicher Pflichterfüllung in schwerem Berufe sich niemals geschont hat, genoß bis in hohes Alter einer wunderbaren Rüstigkeit. Und endlich: Der in Folge der kühnen Originalität seiner Bekenntnißweise mit einer Fluth manchmal satanischen Hohnes sich hatte übergießen lassen und in der Art, wie er dieß getragen, im kirchlichen Sinn ein Bekenner durfte genannt werden, hat in der unbegrenzten Achtung und Liebe Zahlloser reiche Entschädigung gefunden. Weil es aber nicht dieser irdische Lohn gewesen, um den er gedient, weil er vielmehr in Allem Gott und Gottes Willen, — scheuen wir uns nicht, mit des Heilandes eigenen Worten es zu bezeichnen — weil er vor Allem das „Himmelreich" gesucht hat, so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß er mit dem irdischen Segen nicht seinen Lohn vorweg gehabt, daß dieser irdische Segen nur zu jenem „Uebrigen" gehörte, wovon eben der Heiland sagt, es werde uns „drein gegeben" werden und daß ihm nunmehr auch der himmlische Lohn von dem herrlichen und getreuen Gott beschieden sei.

Ringseis hat öfter mit Vergnügen erwähnt, daß er Louis Agassiz zum Doktor der Medizin promovirt habe und wenn dieser (im April 1830) seinem Vater brieflich des Dekans Worte meldet, worin die Fakultät

sich Glück wünscht, daß sie „einem jungen Manne, der sich schon einen so ehrenvollen Ruf erworben, ihr Diplom verleihen“ könne, so wissen wir, in welch herzlicher Gehobenheit Ringseis diese Worte werde gesprochen haben.[1]) Uns aber regt die Biographie von Agassiz,[2]) worin wir Obiges gefunden, zu einer Schlußbetrachtung an. Die schöne Freudigkeit, mit welcher der große Naturforscher dem einheitlichen Schöpfungsgedanken in der unermeßlichen Mannigfaltigkeit seiner Ausstrahlungen nachgegangen ist und ihn bewundert hat, wirkt zündend auch auf den Leser ein, daß er mehr denn zuvor in der wechselvollen Originalität und Vollendung auch der kleinsten Naturgegenstände, und wären es nur Muscheln, Moose, Steine, sich eines so liebenswürdigen göttlichen Künstlers freut. Wie nun erst, wenn wir der Krone der Schöpfung gegenüber stehen, jenen beseelten und begeisteten Kunstwerken, die da berufen sind, selber wieder Künstler zu sein, zuerst am eigenen Geist, an der eigenen Seele, dann in ihrem Schaffen nach Außen, — wenn wir Menschen sehen, die diesen Beruf erfüllt, die den in sie gelegten allgemeinen

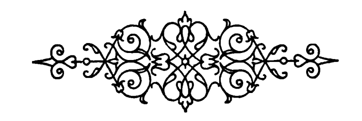
---

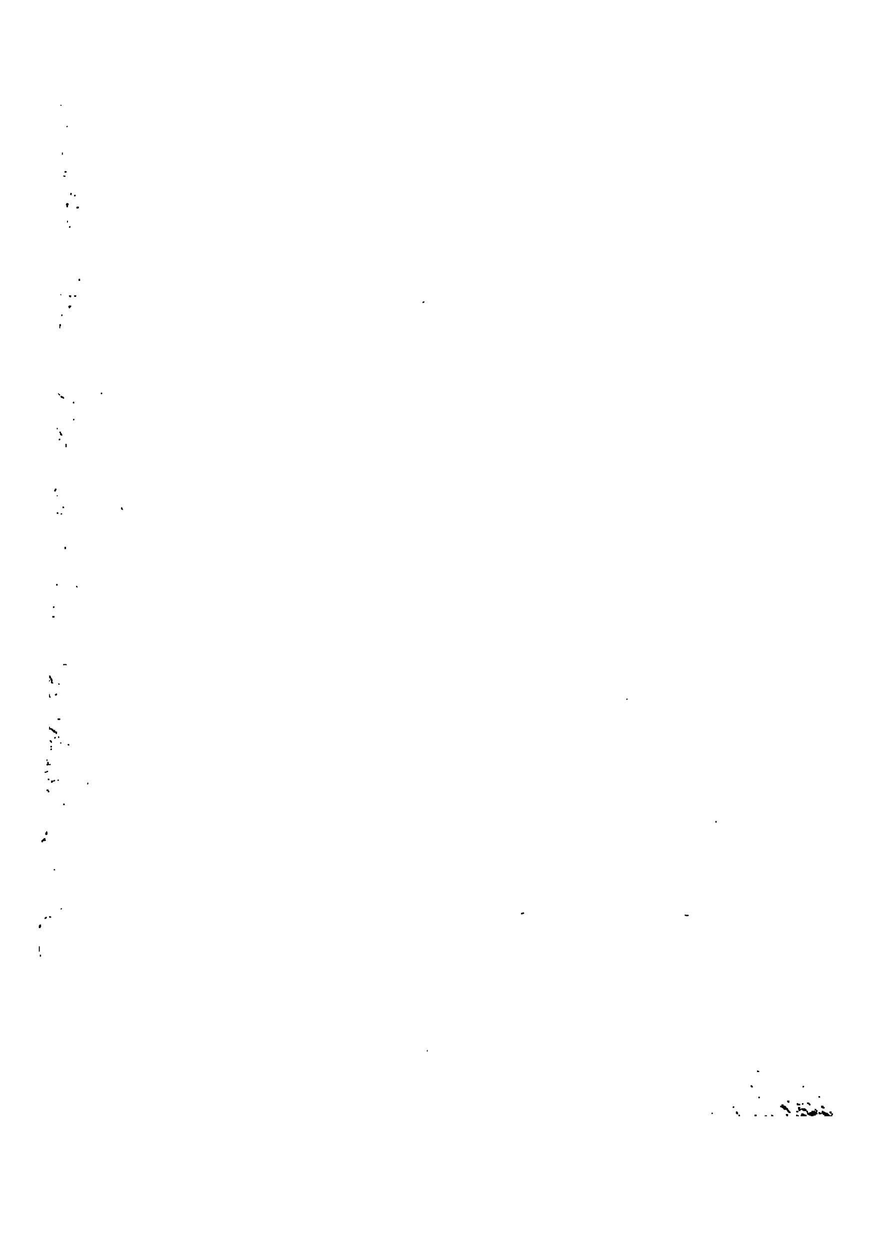
[1]) Das Einladungsheft (für 3. April 1830) mit 74 Thesen hat R. zum Andenken sich aufbewahrt. Der erste Satz lautet: Foemina humana superior mare. R.'s Tutzinger Hausnachbar, der jüngst verstorbene Würzburger Professor der Mathematik und Astronomie, Dr. Aloys Mayr, hat als Zeitgenoß und Zuhörer uns bei unserem letzten Zusammensein erzählt, daß Agassiz in Vertheidigung dieser These Oken aus dem Sattel gehoben und dieser endlich gesagt habe: „Nun, ich sehe, Sie haben sich die Sache überlegt, und wie Sie's ansehen, kann man es gelten lassen,“ da habe der alte Döllinger, der Anatom, gebrummt: „Das haben wir vorher gewußt.“

[2]) Louis Agassiz's Leben und Briefwechsel, herausgeg. von Elisabeth Cary Agassiz. Autoris. deutsche Ausgabe von C. Mettenius, Berlin, Gg. Reimer, 1886.

und besonderen Gottesgedanken, wenn auch in menschlicher Unvollkommenheit, so doch nach Kräften zur richtigen Entwicklung gebracht haben! Nun vollends, wenn der in ihnen lebende künstlerische Gedanke des Schöpfers ein so anmuthend origineller, reicher und liebenswürdiger ist, wie dieß in Ringseis der Fall gewesen! Wie muß ihr Bild uns entzünden für Den, Welcher in Seinem Schöpfergeist diesen Gedanken gedacht und ins Leben gerufen hat! Ihm sei Ehre und Ruhm in Ewigkeit!

Schluß des vierten und letzten Bandes.





Beilagen.



Nachtrag,

welcher schon als Beilage zu Bd. III, S. 216 sich geeignet hätte.

Verschmolzene Stellen aus einem oder mehreren Aufsätzen, die nicht mehr vollständig vorhanden, über das Studium der Philosophie. Wahrscheinlich aus den Sechzigerjahren.

Daß die in früheren Jahrhunderten gehegte, und selbst bis ins dritte, ja vierte Jahrzent des gegenwärtigen fortgesetzte hohe Achtung für Philosophie und in gleichem Verhältniß der Eifer für ihr Studium in ungewöhnlichem Grade gesunken sei, halte ich mit dem Dekan der philosophischen Fakultät für eine unleugbare, täglich bestätigte Thatsache. Beweis und Ausdruck dieser gesunkenen Achtung ist in Bayern

I. die in Folge von Universitätsgutachten erfolgte A.-H. Verordnung, daß die in den österreichischen Staaten auf drei und in den übrigen Ländern wenigstens auf 2 Jahre festgesetzte Studienzeit für Philosophie auf ein Jahr herabgesetzt wurde, ungeachtet nicht blos das Gebiet der Philosophie im engeren Sinn, Logik, Metaphysik, höhere Mathematik, Physik und Chemie, allgemeine Naturgeschichte, Anthropologie (als Inbegriff der Psychologie und Physiologie), sondern auch die ebenfalls zum philosophischen Kurs gezählten Gebiete der Geschichte und der sämmtlichen humanistischen Fächer um ein bedeutendes, (das der Naturwissenschaften um mehr als das Zwei-, ja Dreifache) erweitert wurden. Kenntnisse in den genannten Gegenständen sind nothwendig für Alle, die höhere Bildung beanspruchen; für Mediziner überdieß die speziellen Zweige der Naturgeschichte.

Absatz II. u. s. w. fehlen.

An einer Stelle, anknüpfend, wie es scheint, an das Gebot, nie und nirgends die Gesetze der Logik, Metaphysik und Mathematik zu verletzen, heißt es:

... „und wenn nicht wenige Studenten, darunter auch Mediziner, die das Denken schärfenden und leitenden Doktrinen ganz und gar nicht oder nur sehr saumselig sich aneignen: so ist Etwas in unseren Studieneinrichtungen mangelhaft und in höchstem Grade der Verbesserung bedürftig, und der Antrag, Alles beim Alten zu lassen, scheint nicht der allervernünftigste."

Und in Anmerkung:

Wie sinn- und gedankenlos seit Einführung der Lernfreiheit nicht wenige Mediziner verfahren, das zeigt die Unordnung, mit welcher sie schon im ersten Jahr ihre Kollegien hören, — ehe sie Anatomie vollendet haben, schon Physiologie und Pathologie, ja nicht selten diese und Materia medica vor jener. Das heißt lesen wollen, ohne buchstabiren zu können.[1])

Nachtrag,

welcher ins 14. Kapitel zu verlegen wäre.

In einem Referat, Abfassung von Tabellen über die Todesfälle in den einzelnen Polizei-Bezirken betreffend, äußerte Ringseis:

„Die Krankheits- und Sterbelisten lassen sich noch viel weniger nach e i n e m Eintheilungsprinzipe aufstellen als die Bücher einer Bibliothek. Wie bei Aufstellung, Reihung und Katalogisirung einer Bibliothek das Format, der Inhalt und endlich der Verfasser, also dreierlei verschiedene Prinzipien in Anwendung kommen müssen, so wären auch die Krankheiten und Todesarten, um wissenschaftlich genau zu verfahren, nach dreierlei Prinzipien zu klassifiziren u. s. w."

---

1) Die zerstreuten Notizen enthalten noch Klage über mißbräuchlich verlängerte Ferien, über Zeitverlust durch lokale Verhältnisse und die Bemerkung, die Herren der philosophischen Fakultät seien über den Mangel an philosophischer Ausbildung bei den Medizinern vielfach in Unkenntniß, weil sie 1) mit Ausnahme der zur medizinischen Admissionsprüfung Abgeordneten gar nicht prüfen; 2) weil sie z. B. von Medizinern, welche weder Logik, noch Metaphysik, noch höhere Mathematik, noch Psychologie, noch geschichtliche und humanistische Kollegien besuchen, gar keine Kunde haben können.

Der meiste statistische Unfug in Ausfüllung der amtlich aufgestellten Rubriken werde dadurch begangen, bemerkt er, daß man Todfälle, deren Krankheits-Ursache man nicht kenne, auf gut Glück in irgend einer Rubrik unterbringe. Hierüber erzählte er dann wohl:

Zur Zeit, da den Pfarrern als den Führern der kirchlichen Sterbelisten, vom weltlichen Amt auch die Ausfüllung obiger Tabellen zugemuthet worden, verwunderte sich die medizinische Oberbehörde über die vielen Erwachsenen, welche in einem gewissen Bezirk an der s. g. Hebe gestorben sein sollten. Auf's Korn genommen, gestund der betreffende Pfarrer, da er nicht wisse, was die Hebe sei, so habe er alle Fälle von ihm unbekannter Todesart — und da auf dem Land Viele ohne Beihilfe des Arztes gestorben, so sind jene Fälle zahlreich — in die Rubrik dieser ihm unbekannten Krankheit eingetragen. In einem Bezirk der Rheinpfalz erschrak die Behörde über eine Anzahl an Wasserscheu Verstorbener; bei Nachforschung zeigte sich, daß der humoristische Pfarrherr die Säufer seiner Gemeinde solchen Todes hatte sterben lassen. —

Zum dreiundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1851 und 1852.

Die Berufungen und Ringseis' Entfernung vom Krankenhaus Betreffendes. Eine Notiz über seine Steinsammlung.

1) Zu S. 4 auf 5. Nachträglich finden wir in einer späteren Notiz von Ringseis' Hand einen interessanten Beleg zu dem, was wir S. 4 auf 5 über die Akademie gesagt haben. Ringseis, von den Männern der neuen Aera an der Universität redend, erwähnt, daß sie erzürnt waren, noch nicht alle Wahlen beherrschen zu können, „wie dieß bei der Akademie der Wissen-

schaften seit einem halben Jahrhundert der Fall ist"; — wie denn „die Männer ihres Geistes unter andrem die Wahl von Joseph Görres zum Mitglied, und als er vom König ihr (der Akademie) einverleibt worden, nach seinem Tode sogar die Denkrede auf ihn zu verhindern vermochten". (!!)

2) Zu S. 2 f., insbesondere zu S. 4, Z. 2 v. unt. f.: Ringseis sagt in einem Schriftstück aus späterer Zeit:

Professor Deutinger, der in Freising, München und Dillingen seine Zuhörer begeistert hatte und Professor Frohschammer, beide Philosophen im christlichen Sinne,[1]) waren eingekommen um philosophische Lehrstellen, jener sogar mit dem Antrag, ohne Gehalt lesen zu wollen. Beide wurden von der Fakultät zurückgewiesen, von derselben Mehrheit aber zugleich das Gesuch Prantl's, wieder philosophische Vorträge zu halten, begutachtet, nachdem ihm wegen seines offenkundigen Pantheismus verboten worden war, Philosophie zu lesen. Und als im folgenden Jahre durch Sr. Maj. Befehl und gegen das Gutachten der philosophischen Fakultät Frohschammer Professor der Philosophie geworden und Prantl neuerdings um Erlaubniß, Philosophie vortragen zu dürfen, eingekommen war, sagte Baron Liebig im Senat: „Nun haben Sie an Professor Fr. einen Lehrer in Ihrem Sinne, lassen Sie sich nun auch einen im entgegengesetzten Sinne gefallen." Und in Folge von Liebig's Einfluß erhielt P. wirklich die gesuchte Erlaubniß. Vgl. S. 6, Z. 3 f. (Ebenso noch ein anderer nichtchristlicher Philosoph.)

3) Zu S. 5. Auf einem Zettel von uns unbekannter Hand finden wir nachträglich folgende Notiz:

Nach vorgenommener Zählung theilen sich die an der Ludwigs-Maximilians-Universität im Wintersemester 1855/56 inskribirten 1437 Studirenden in
a) 1201 römische Katholiken,
b) 199 Protestanten,
c) 5 Reformirte,
d) 13 Griechen,
e) 19 Israeliten,
1437

1) Daß dieses Epithet später keine Giltigkeit mehr behielt für den Zweitgenannten, ändert nichts am Sinn der Thatsache, die von R. berichtet wird.

Somit haben wir auf S. 5, um die angebliche Parität zu beleuchten, das Mißverhältniß gerade um die Hälfte zu gering angegeben; wir hätten sprechen müssen von einer Brodvertheilung, bei welcher um der lieben Gleichheit willen ein Hausstand von 60 (nicht 30) Köpfen nicht mehr erhielte als einer von 10.

4) Zu Seite 8 bringen wir sachlichen Zusammenhanges wegen folgendes etwa ins J. 1857 oder 58 fallende Concept eines Briefes von Ringseis:

... In der letzten Senatssitzung vorigen Semesters beantragte der Senat einstimmig (Liebig und Pfeufer waren abwesend) die Rehabilitation des Herrn Hofraths v. Martius. Es wird bezweifelt, daß Se. K. Maj. von diesem Antrag Kenntniß erhalten, da verbreitet wird, man wolle P. Nägeli aus Zürich berufen. Wenn auch gegen Nägeli's botanische Tüchtigkeit nichts erinnert wird, so ist er doch nicht mit Martius zu vergleichen und man könnte zufrieden sein, wenn er neben Martius, wie dieser einst neben Schrank, angestellt würde. Schrank, Blumenbach, Jacquin und Link blieben bis in ihr hohes Alter Vorstände ihrer Anstalten und überlieferten die Traditionen (jede hat eigene und wichtige) ihren jüngeren Gehilfen.

Martius' Wiederanstellung kostet der Universität und dem Aerar keinen Heller. Aber wegen dem beispiellosen, unverantwortlichen, in ganz Europa übelberüchtigten [Vorgang] mit dem botanischen Garten[1]) wird Alles in Bewegung gesetzt, um M.'s Wiederanstellung zu hindern.

In Sachen Martius, botanischen Garten, Mommsen u. A. wurde Se. Maj. offenkundig [hintergangen]. .... Es ist im Interesse des Vaterlandes, der Wissenschaft und der Universität, daß Se. K. Maj. davon Kenntniß erlange.

5) Zu S. 3 f., 10 f., 14 f. u. s. w.

Die protestantische „Pfälzerzeitung" sprach in anerkennenswerther Weise es aus, wie sehr die von Dönniges vorgeschlagenen Berufungen das bayrische Selbstgefühl mißachteten. Das „Dresdener Journal" berichtete, in der bayrischen Journalistik, die „Allg. Ztg." nicht ausgenommen, sei es so weit

1) Sieh Bd. II., S. 273 f.

gekommen, daß in Sachen des Theaters nur Lobhudeleien für Hrn. Dingelstedt Aufnahme fanden; denn derselbe (— „Was sagt hiezu der in die Intendanten-Uniform gefahrene politische Nachtwächter?" setzt die Kreuzzeitung fragend hinzu, —) habe eine solch empfindliche Haut jedem, auch dem geringsten Tadel gegenüber, daß er ihm auf die eine oder andere Weise einen Maulkorb umzuhängen wisse.[1]) In der Claque und Kritik spiele für billigen Lohn die Gastrolle Jung-Israel. Wie es von der Bühne herab auf Schmähung des Christenthums abgesehen war, davon nur Ein Beispiel: Im Original eines von einem fanatischen Juden geschriebenen Stückes kommt nicht minder als 20 Mal der Ausdruck „elender Christ" vor, was freilich auf der Münchner-Bühne gestrichen wurde, damit die Tendenz doch nicht gar zu handgreiflich grell hervortrete. (Sieh „Hist.-pol. Bl." Bd. 29, S. 569 f.)

Ebenda („Hist.-pol. Bl.") heißt es:

> Während aber Männer dieser Signatur berufen oder emporgehalten werden, verbreitet sich immer erneut das Gerücht: ein Mann, wie Ringseis, würde bis zum Herbst aus seinem Lebensberufe, aus unserem Krankenhause entfernt werden. Wir können dieß nicht glauben, und erwarten im Interesse der Regierung, daß die ohnehin gereizte Stimmung durch eine bestimmte Erklärung beruhigt werde.

Indem dann erinnert wird, was R. von Jugend an seinem engeren und weiteren Vaterland, seinem Königshaus, seit 36 und mehr Jahren seinem Amt und zahllosen Armen gewesen, wie keine Versuchung, keine Erschütterung ihn in seiner Treue wankend gefunden, auch nicht die der Jahre 1848 und 49, da gar mancher seither mit Orden und Titeln Geschmückte lieb-

---

1) Zeugniß von diesem empfindlichen Tyrannenzorn legte jener Akt der körperlichen Rache ab, womit der gefeierte „Liberale" — hoffentlich nicht vorbedacht, jedenfalls aber unversehens — eine hilflos kleine Jammergestalt von Redakteur eines Witzblattes überfiel, daß dem von Schreck und Stockschlägen Betäubten ärztlicher Beistand nöthig wurde. Ganz München gerieth darüber in Allarm.

äugelte mit Volkssouveränetät und breitester demokratischer Basis, — wird zugleich in deutlicher Anspielung auf verschiedene Persönlichkeiten dargelegt, was er nicht gewesen sei und nicht gethan habe:

Kein Redner des Bauhofsklubs oder im Zweibrückensaal, hat er bei der Leichenfeier Robert Blum's vor dem Neuthor keine Fackel getragen, noch den Schneidergesellen in dem Storchen Freiheitsreden gehalten; keine charakterlose Wetterfahne, . . . ist er nicht auf hohem Roß an der Spitze eines Freikorps einhergeritten, noch hat er eine Adresse um einen Münchener Sicherheits-Ausschuß unterschrieben, noch Rechenschaft über die Aufbewahrung des Kronschatzes verlangt; kein Mitglied des Vor- oder Nachparlaments, hat er nicht für die Frankfurter Parlaments-Tyrannei gestimmt, noch für das preußische Erbkaiserthum intriguirt, aber auch nicht den König von Preußen in effigie auf dem Dultplatze mit dem Gesindel verbrannt.

Nie hatte er seiner Ueberzeugung ein Hehl, seine Wege waren immer die geradesten, seine Absichten die reinsten, sein Ziel frei von Eigensucht, und darum wird er auch von Ehrenmännern aller Parteien, auch von denen, die seine religiösen, seine wissenschaftlichen und politischen Ueberzeugungen nicht theilen, als ein fleckenloser, ehrenhafter Charakter geachtet.

Ein selbstdenkender Mann, von rastlosem Studium, von anerkanntem Scharfblick am Krankenbette, von einer praktischen Erfahrung wie Wenige .... nachgerade die einzige medizinische Celebrität höheren Ranges an unserer Universität — und diesem Manne sollte man seine Lebensthätigkeit durchschneiden, ihn bei Seite schieben wollen, etwa wie man einen Lohnlakeien abdankt, den man mit einem gefälligeren vertauschen möchte? — Nein, wir können es nicht glauben! Welch einen Eindruck würde dieß auf unser Volk machen? — Würde es nicht sprechen: [Eben deßwegen, weil] Ringseis ein Bayer von altem Schrot und Korn, ein gläubiger Katholik, ein freimüthiger Mann, kein kriechender Schmarotzer, [weil er] nie ein Genosse eines geheimen staatsgefährlichen Bundes, immer seinem Gott und seinem König getreu war, nie ein Spottgedicht auf Bayern gemacht, nie eine Parlamentsrede gegen Bayern gehalten, sondern ihm immer redlich gedient, kurz, ein bayerisches Herz [hat], darum wird ihm nun von falschen Rathgebern solcher Lohn zu Theil.

.... Darum sehen wir ... einer beruhigenden Erklärung mit Zuversicht entgegen, auf daß nicht an unserer Zeit der Spruch in Erfüllung gehe: Quem Deus perdere vult, hunc prius dementat.

6) Zu Seite 16, Z. 5 f. Nochmaliges Durchmustern der Dekrete rc. führt uns zu folgender Erläuterung:

Aufrechthalten können wir, daß Ringseis im täglichen Leben ohne viele Worte über die erlittene Kränkung hinweggekommen sei. Nicht aber hat er es unterlassen, in einem Einlangen an S. Maj., wovon eine Reinschrift von seiner Hand uns vorliegt, in Erinnerung zu bringen, daß bei der, Bd. III. S. 135 erwähnten Gehaltsumänderung ihm „alle jene Rechte“ vorbehalten worden waren, „welche ihm bis dahin in Ansehung des einzuziehenden primärärztlichen Gehaltes“ (pragmatisch) „zugestanden“.[1]) Der Magistrat, welchem R.'s Beschwerde mitgetheilt wurde, war vielleicht in seinem Recht, als er erklärte, die betreffende Verpflichtung obliege der Universität. Bei dieser hat R. unseres Wissens keine Schritte gethan; eine weitere Ablehnung oder ein Streit wären ihm ohne Zweifel gegen den Strich gegangen. Wir können nicht umhin, hier noch Folgendes anzuführen:

Während der 35 Jahre seines Dienstes am Spital war München einmal von der Cholera und darauf 5 Jahre hindurch von der heftigsten Schleim- und Nervenfieberepidemie heimgesucht worden, in welcher jährlich 800 — 900 Schleim- und Nervenfieberkranke im Spital, davon 400 — 500 auf R.'s Abtheilung lagen! Selbst in jenen schweren 5 Jahren, mehr noch seither, war aber das Sterblichkeits-Verhältniß ein viel günstigeres gewesen als durchschnittlich in allen europäischen Spitälern. Von anderen Verdiensten und Opfern zu schweigen.

Ringseis mochte der von uns S. 305, Z. 11 v. u. erwähnte Passus aus den „Hist.-pol. Bl.“ vorschweben, wenn er in seinem

1) Hienach ist denn auch unsere Anmerkung Bd. III, S. 135 zu berichtigen.

Einlangen bemerkte, man pflege (aber) selbst keinen Bedienten, wenn er sich nicht eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht habe, nach 35jährigem, mit Lebensgefahren verbundenem Dienst ohne alle Entschädigung zu entlassen; solches Verfahren werfe einen starken Schlagschatten auf die Ehre des Entlassenen.

Als 1838 R. nach v. Loe's Tod bis zu Wilhelm's Ernennung freiwillige Direktorialdienste geleistet hatte, wurde unter dem nämlichen Bürgermeister, der noch 1852 im Amte stund, dem Ausdruck des „wärmsten Dankes" hiefür jener der „höchsten Verehrung" für den „in jeder Beziehung ausgezeichneten und verdienten Biedermann" hinzugefügt. Seither war der Biedermann **persona minus grata** geworden und nun finden wir einen anderen Ton angeschlagen, indem der Anzeige von Kenntnißnahme des a. h. Entschließungsdekretes kurzweg beigefügt wurde:

Herr geheimer Rath werden daher auch von diesem Zeitpunkte (1. Sept. d. J.) an von der Wohnung, welche Sie in dem südöstlichen Nebengebäude des allgemeinen Krankenhauses innehaben, keinen Gebrauch mehr machen können. Damit nun dieselbe seiner (?) ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden kann, ersucht man Herrn geheimen Rath Dr. v. Ringseis um baldgefällige Erklärung, ob der Magistrat über diese Wohnung, wie es in seiner Absicht liegt, am nächsten Ziele Michaeli auch sicherlich verfügen könne, und empfiehlt sich hochachtungsvollst

Am 21. Mai 1852,

Bürgermeister Baur.

In dem Schreiben vom 15. Juni, worin der Magistrat eine Gehaltsverpflichtung ablehnte, ging er gewährend auf die Bitte um Verlängerung des Auszugstermines ein, zwar nicht ohne ein gewisses Nachgrollen übler Laune,[1]) aber doch in „An-

1) Sieh Streitsache vom Jahre 1850 (von uns schon beim J. 1848 besprochen, III., 296, Z. 11 v. unt. f.), wo man, um wie ehedem dem chirurgischen Kliniker eine Amtswohnung am Spital zu schaffen, keinen geeigneteren Ausweg gefunden hatte, als R. aus der seit 1837 bezw.

erkennung der großen Verdienste" während „vieljährigen Wirkens."
. . . Spät kommt ihr, doch ihr kommt!

Die Enthebung von der „Funktion" als „Primär-Arzt", welche R. durch das Staatsministerium des Innern übermittelt wurde, geschah unter wohlgefälliger Anerkennung „vorzüglicher Dienstleistungen"; die Enthebung von der Pflicht, klinische Vorträge, sowie Vorträge „über die spezielle Therapie" zu halten, wußte nur von „entsprechenden Dienstleistungen"; doch fügte der akademische Senat unter dem Rektor Hieronymus v. Bayer der gebotenen Mittheilung der a. h. Entschließung die warmen Worte hinzu, sie könnten nicht umhin, dem „hochgeehrten Collegen" „das Vertrauen auszusprechen, derselbe werde in seinen übrigen Funktionen noch lange für unsere Ludwig-Maximilians-Universität in ersprießlicher Weise wirken".

In pekuniärer Beziehung haben später erfolgte Zulagen und Gehaltserhöhungen an Universität und Ministerium Ringseis Entschädigung geboten. Sein Landhäuschen in Tutzing aber hat er fast genau aus dem Erlös seiner Stein- und seiner Büchersammlung erworben.

7) Zu S. 16 f. Einem Diktat zum Behuf des Verkaufes entnehmen wir wie Ringseis' mit Ausnahme weniger neuer Mineralien (die ihr fehlten), vollständige oryktognostische Sammlung, 6000 Stück enthaltend,[1]) vorzüglicher gewesen, als die beiden Münchner Staatssammlungen. Es gab damals keine, welche die italienischen, (namentlich sizilianischen) bayerischen (wovon jetzt viele zu den seltensten gehören), tyrolischen und Salzburger Mineralien in solcher Auszeichnung besaß wie die seinige.

1841 ihm zugewiesenen, die er alle die Zeit ohne Einspruch von irgendwelcher Seite innegehabt, hinausdrängen zu wollen.

1) Die Handsammlung (mit Stücken von 3—4 bayr. Zoll) 3800, — die Prachtstücksammlung (5 Zoll bis $1^1/_2$ und 2 Fuß) 2200 Stücke.

„Die akademische Sammlung kaufte ein Prachtstück Cölestin um 500 fl.; in der meinigen sind solcher und noch viel schönerer und größerer ein Dutzend; ein mäßiges Stück mit etlichen Schwefelkrystallen zahlte sie mit 66 fl.; meine Sammlung enthält einige Dutzend Stücke, jedes mit sehr vielen, zum Theil mit unzähligen Krystallen. Viele Prachtexemplare der Mineralien aus Neapel und dem Kirchenstaat. Die bayerischen Krystalle des Pelioms (seit 30 Jahren nicht mehr vorkommend) besitze ich schöner und zahlreicher als die königlichen Sammlungen."

Nicht zu reden von der geognostischen Sammlung und einigen hundert großen Exemplaren der Solenhofer und Pappenheimer „jetzt selten gewordenen Versteinerungen".

Zum vierundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1855/56.

Zu S. 70 f. Ringseis' Rektoratsantrittsrede: Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft.*)

Rede an die Studirenden der kgl. Ludwig-Maximilians-Universität in München, geh. am 11. Dez. 1855.

Nach Stand und Würden zu verehrende hohe Gäste!
Ehrwürdige akademische Väter!
Theuere Genossen im Lehramt!

Insbesondere aber grüße ich Sie, akademische Jünglinge, denn Ihretwegen sind wir heute versammelt, Jünglinge aus den edlen Stämmen der Bayern, Franken und Allemannen und Sie, die sonst noch unserem akademischen Körper einverleibt wurden, aus den übrigen Stämmen unseres geliebten deutschen Vaterlandes, sowie aus den Ländern anderer Zungen, aus vollem Herzen grüße ich Sie Alle.

*) Von den Anmerkungen (nach Schluß der Rede) lassen wir Manches fort, geben aber jenen Stücken, die wir bringen, die Nummern, die sie bei R. haben, wohingegen die Berufung auf die Seitenzahl sich auf vorliegendes Buch bezieht. Das Vorwort zur zweiten Auflage folgt auf die Noten.

Als ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert zum ersten Mal zu meinen jungen akademischen Mitbürgern redete, da pries ich ihnen im freudigsten Muthe den hoch erhabenen, glorreichen Beruf der Wissenschaft, die ihr als Lebensodem unentbehrliche Freiheit, und die uneigennützige Liebe, die sie, die Wissenschaft von ihren Jüngern um ihrer selbst willen fordere.[1])

Und als um das Jahr 1833 — 34 die freie Verfassung, ja die Existenz der höchsten Lehranstalten der Wissenschaft, der Universitäten bedroht schien, da vertheidigte ich mit Begeisterung[2]) die Rechte und Freiheiten derselben gegen jede Willkür von oben und unten.

Heute aber, theuere Freunde, bin ich veranlaßt von den Bedingungen und Schranken der Freiheit zu reden, da sie sonst zu leicht in Willkür entartet. Die Fragen über Freiheit, Autorität und Fortschritt in der Wissenschaft sind in dieser Zeit brennende geworden. Denn man verlangte noch erst jüngst mit Ungestüm und einer Zuversicht ohne Gleichen als das Wichtigste, ja Einzige, was zum Fortschritt des Lebens und der Wissenschaft uns Noth thue, die von jeder Autorität unabhängige Freiheit der Forschung und beschuldigte die Beschränkung dieser Freiheit als die Ursache des in einem großen Theile von Deutschland um ein Jahrhundert zurückgehaltenen Fortschritts.[3])

Was fordert man hiemit? Unmöglich etwas anders als die unbedingt freie Mittheilung eines jeden angeblichen Resultats der Vernunftforschung, somit auch eines jeden der Autorität des Staats und der Kirche ganz entgegen gesetzten und die Mittheilung dieser letzten nicht blos in streng wissenschaftlicher, sondern auch in populärer Form zum Verständniß des Volks und der Kinder. Denn die Mittheilung aller anderer Forschungsresultate, selbst der autoritätswidrigsten in wissenschaftlicher Form, sowie das Forschen über alle möglichen Dinge war und ist bei uns durchaus nicht gehindert.

Dagegen nun ist aufs entschiedenste zu zeigen, daß Autorität in Kirche und Staat mit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft im unzertrennlichsten Zusammenhang stehe, daß also ganz schranken- und autoritätslose Freiheit ein Unding; daß vieles als Fortschritt in Wissenschaft und Leben Gepriesene der ungeheuerste Rückschritt und daß nicht Lockerung der Autoritäten, sondern die kraftvollste Verstärkung derselben gerade in den höchsten Gebieten der Wissenschaft das ist, was vor allem uns Noth thue.

Schenken Sie mir kurze Geduld. Was ich Ihnen sage, ist Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung und der väterlichsten Zuneigung zu Ihnen Allen. Wahrheit, Gott ist mein Zeuge, gilt mir mehr als das

Leben. Könnte ich die mich durchdringende Ueberzeugung von der unermeßlich hohen Bedeutung der wahren Autoritäten auch in Kopf und Herz von Ihnen Allen entzünden, dann würden Sie nicht blos Geist und Buchstaben unserer akademischen Gesetze, sondern Alles was Gott und Welt von Ihnen fordern, freudigen Muthes erfüllen.

Es frägt sich: wo ist Freiheit, wo Autorität ein Bedürfniß? Mit Recht fordern wir unbeschränkte Freiheit der Forschung, und nicht blos der Forschung, sondern auch der Darstellung alles Erforschten, für alles Geschehene und künftig Geschehende in allen Gebieten der Natur und des Geistes. Was Gott der Schöpfer in der Natur hervorzubringen sich gewürdigt, das halten Sie auch werth der Beachtung und spotten Sie keineswegs; wie mit Anderen Hegel gethan, über Naturforscher, welche die Häckchen und Härchen an Käferfüßen zählen, und mikroskopisch betrachten; vielmehr, vermag Jemand die Atome zu spalten, wollen Sie die Anerkennung ihm nicht versagen, ja halten Sie die naturgetreue Auffassung der geringsten Faser und Zelle, die einfachste physikalische und chemische Entdeckung für unvergleichlich werthvoller, als so viele jeden objektiven Gehalts entbehrende afterphilosophische Träume, deren Leerheit und Unfruchtbarkeit die ächte Philosophie selber bei vielen Naturforschern, wie bei Männern des Staats und der Kirche in unverdiente Mißachtung gebracht hat.

Zu so genauer und durchdringender Forschung fordere ich Sie auf, nicht blos für alles Thatsächliche in der Natur, sondern auch für alles Thatsächliche des Geistes, für Menschen- und Weltgeschichte, für Entstehung und Entwicklung des Staats und der Kirche und aller Wissenschaften und für alle diese Gegenstände sowohl in ihrem unverdorbenen, wie in ihrem verdorbenen krankhaften Zustand, und nicht blos bezüglich auf ihre äußere Erscheinung, sondern auch bezüglich auf ihre Gesetze und Gründe.

Sollte es Jemand einfallen, solche Forschung zu hemmen? und was könnte ihn dazu bewegen? Etwa die Besorgniß, daß der christliche Glaube, den Sie fast Alle bekennen, Gefahr leide? Bisher hat keine Entdeckung in der Geschichte der Natur und des Geistes die geoffenbarte Lehre nur im geringsten erschüttert, und seien Sie der vollen Ueberzeugung, keine wird es je künftig. Steigen Sie also ohne Scheu in die tiefsten Schachten der Naturwissenschaften; von da ist noch unendlich viel edles Gestein ans Tageslicht zu fördern. Schöpfen Sie aus den dunkelsten Brunnen der Geschichte, da ist kein Erschöpfen zu fürchten.

Es geht aber Ihr Geist in unwiderstehlichem Drang hinaus über das Erscheinende und Gegenwärtige; Sie fragen: „Was ist Ursprung und Endziel aller Dinge?“ Und da in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie nicht Alles wahr, gut, schön und gesund ist, fragen Sie weiter: Wo und was ist das „Soll“ zu dem „Ist“, das Ur-Wahre, -Gute und -Schöne? und Sie verlangen mit Recht Anstalten zur objektiven Herstellung derselben. Diese Fragen hängen zusammen mit den Fragen über einen persönlichen Gott, über Freiheit, Unsterblichkeit, Unterschied zwischen Gutem und Bösem und Belohnung und Bestrafung des Einen und Anderen. In der Theologie und der Wissenschaft der Wissenschaften, der Philosophie, erörtert man Ihnen die Antworten auf alle diese Fragen. Diese Fragen wurden aber von der Philosophie nicht erst erfunden, von ihr weder zuerst gestellt noch zuerst beantwortet; die Philosophie fand vielmehr Fragen und Antworten als geschichtliche Thatsachen schon vor sich, fand sie vor sich im Glauben der Völker und in den verschiedenen darauf bezüglichen Anstalten des Staats und der Kirche. Freilich waren die Antworten auf die Fragen bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten verschieden und es war, wie Sie wissen, die Lehre der ältesten Völker, daß die Antworten auf alle jene Fragen vom persönlichen Schöpfer selber ihnen mitgetheilt wurden. Es ist aber nicht Aufgabe der Philosophie, sondern der historischen Kritik, zu zeigen, welche von den als Gottes Wort uns überlieferten Antworten wirklich die von Gott selber gegebenen seien. Schon das auserwählte Volk wurde gelehrt: Es ist ein persönlicher Schöpfer, Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen. Persönliche Freiheit und Fortdauer waren nothwendige Corollarien dieser Lehren. Nach der Lehre aller christlichen Bekenntnisse wurden die dem auserwählten Volke gegebenen Glaubenslehren und praktischen Anstalten zu ihrer Ausführung durch das Christenthum noch viel spezieller entwickelt. Die auf das ganze Leben allereinflußreichsten Lehren und Anstalten beruhten also bei allen christlichen Bekenntnissen 18 Jahrhunderte lang auf göttlicher Autorität und die Autorität der menschlichen Vernunft, somit die Philosophie, hatte sich der höheren göttlichen ebenso zu unterwerfen, wie der Autorität jeder anderen historischen Thatsache. Denn der objektiven Wahrheit gegenüber gibt es keine Willkür des Denkens.[4]) Diese Unterwerfung, bezüglich auf die höchsten Glaubenswahrheiten, bestund thatsächlich nicht blos in den vorchristlichen Zeiten und im strenggläubigen Mittelalter, sondern lange nach Beginn der Reformation, nicht blos bei dem Volke, sondern auch bei den tiefsinnigsten Forschern, bei Coper-

nikus und Galilei, bei Newton, Leibnitz und Haller. Diese Unterwerfung dauerte bis zum Eintritt der Kant'schen Philosophie, sie wird noch gefordert von den Anglikanern in England und bei allen christlichen Völkern von einer Menge der gründlichsten Denker.

Da aber in der Auslegung des göttlichen Wortes viele Gemeinden unter einander vielspältig sich trennten, so wurde allmälig die subjektive Vernunft, das Ich jedes Einzelnen zur Autorität des höchsten Schiedsrichteramts erhoben. Kant lehrte, die Philosophie habe der Theologie, nicht umgekehrt diese der Philosophie, die Fackel vorzutragen. Göttliche und menschliche Autorität wechselten somit seit dieser Zeit ihre Stellen.

Die Antworten auf die wichtigsten Fragen der Menschheit lauteten von nun an ganz anders, als in den Zeiten der Herrschaft des überlieferten Glaubens.

Ist die menschliche Vernunft nun wirklich die höchste schiedsrichterliche Autorität, oder ist diese Autorität nur eine angemaßte?

Wären hier Zeit und Ort, so würde ich im Widerspruch selbst mit den christlichen Philosophen Cartesius, Mallebranche, Leibnitz und allen den Neuern zu erweisen versuchen, daß unsere Intelligenz ebenso wenig angeborene Begriffe und Ideen hat, als Auge und Ohr angeborene Bilder und Töne.[6]) Wie der objektive Inhalt der Augen und Ohren verschieden nach Verschiedenheit der Objekte, die auf sie eingewirkt, so der Vernunftinhalt nach Verschiedenheit der auf sie geschehenen Eindrücke. Es gibt keinen allen Menschen gemeinsamen Vernunftinhalt, wie man irrig behauptete. Wie das leibliche Auge, damit es bestimmte Bilder wahrnehme, nicht blos der Einwirkung der bestimmten Objekte, sondern auch des Sonnenlichts oder eines anderen objektiven Lichts bedürftig, so bedurfte die Vernunftlichtsanlage des ersten Menschen, um zur wirklichen Vernunft mit Selbstbewußtsein und Sprache entwickelt zu werden, sie bedurfte nothwendig der vorausgegangenen Ansprache des persönlichen Schöpfers. Ein Wissen von Gott ohne Gott ist ebenso wenig möglich, als ohne Sonneneinfluß auf uns ein Wissen von der Sonne. Wären die höchsten Ideen angeboren, bedürften wir keineswegs einer besonderen Offenbarung derselben. Das *Wahrheits*bewußtsein ist nur in der innigen Durchdringung von Subjekt und *Objekt*.

Aber abgesehen von einer ausführlichen historisch analytischen Kritik der Vernunftentwicklung zeigt die dritthalbtausendjährige Geschichte der Philosophie, daß sie aus sich ohne Offenbarung die höchsten Lebensfragen nicht zu lösen im Stande sei. Wäre das Wissen über

die höchsten Angelegenheiten der Menschheit der Vernunft angeboren oder ohne Offenbarung von ihr erreichbar, unmöglich wäre darüber seit Beginn der Philosophie bis zum heutigen Tage der tausendspältige Hader. Erlebten wir nicht erst neulich das denkwürdige Phänomen, daß nach Ablauf einer mehr als dritthalbtausendjährigen Forschung die Schüler eines und desselben Meisters, die Hegel'sche Rechte, Linke und Mitte sich gegenseitig Unvernunft vorwarfen, und daß einer der allerneuesten mit der völligsten Verzweiflung endet, bezüglich auf alles höhere Erkennen, Lieben und Wollen.[7]) In der göttlichen Vernunft, also außer und über der menschlichen liegt der archimedische bewegende Punkt der menschlichen und nur durch Unterwerfung unter die göttliche kann die menschliche Vernunft eine Autorität sein. Keinen Trost gibt auch die Ansicht, daß die Wahrheit in der Gesammtheit aller philosophischen Systeme zu suchen, denn das Mannigfaltige hat nur dann ein wahrhaftes Dasein, wenn wie im mathematischen Kreise oder im gesunden organischen Leben alle Strahlen von dem Mittelpunkt aus- und alle wieder in den nämlichen eingehen. Aber die philosophischen Systeme verhalten sich keineswegs wie Periferie und Radien zu einem gemeinsamen Mittelpunkt, ebenso wenig als alle Irrthümer zusammen das Ideal der Wahrheit, alle Sünden und Laster das Ideal der Vollkommenheit bilden. Auch wäre mit dieser Lehre fürs Handeln nicht die allergeringste Richtschnur gegeben. Denn wenn der Eine nach Osten zieht, der Andere nach Westen und Jeder nach einer anderen Richtung der Windrose, so rückt dabei der zu bewegende Gegenstand nicht von der Stelle. Dieser Hader bildet ein schlagendes Gegenbild gegenüber der Einigkeit in den christlichen Jahrhunderten, in den allerwichtigsten Gegenständen des Glaubens, Begehrens und Handelns. Dieser Hader war aber nothwendige Folge. Denn ist die reine Vernunft ohne positiven Inhalt von Objekten, so vermag nur eine Allen gemeinsame Offenbarung Gottes die unzähligen Radien des menschlichen Erkennens, Strebens und Handelns in einen Brennpunkt zu sammeln.

Seit man die Autorität des geoffenbarten Gottes verleugnet und die von der Vernunft geschnitzten Götzen auf den Altar stellt, seit die Naturwissenschaft ihre Befugnisse weit überschreitend sich zur Aftertheologie aufspreizt, seit der Zeit wurde jeder wahnwitzige Einfall als Resultat freiester Vernunftforschung und der tiefste Rückfall als der erhabenste Fortschritt gepriesen. Der autoritätslosen Lehre folgte die autoritätswidrige, der autoritätswidrigen Lehre die autoritätswidrige Praxis mit den furchtbaren Folgen, die selbst die jüngsten

von uns Allen erlebten. Viele sind eifrigst bestrebt, die erlebten schrecklichen Dinge vergessen zu machen, und sie als Wirkungen anderer Ursachen zu verschleiern; man darf daher nie und nimmer ermüden, die tausenderlei Szenen des maßlosesten Wahnsinns und der gräulichsten Verruchtheit immer aufs Neue in Erinnerung zu bringen.

Was soll uns retten aus dieser Verwirrung der Begriffe und schützen vor ihren mörderischen Folgen?

Sollen und müssen wir trotz Erfahrung über das Mißlingen tausendfältiger Bemühungen der sich selbst überlassenen Vernunft tausend neue Versuche machen, soll von den Millionen der Bevölkerungen der Eine nach diesem, der Andere nach jenem, und Jeder nach einem anderen angeblichen Ideal Staat und Kirche einzurichten versuchen? d. h. sollen die hundertmal entstandenen Revolutionen zum tausendsten Mal und in alle Ewigkeit sich wiederholen?

Aber wenn die Vernunft zur Lösung der höchsten Fragen für sich allein unfähig; wenn in der Vernunft selber solche Widersprüche; wenn sie selber zur tollsten Unvernunft werden kann, wer soll, wer kann hier entscheiden?

Es gibt nur Ein Entweder — Oder: Entweder verkommen und untergehen in der Anarchie und Verzweiflung, oder nur von einer untrüglichen göttlichen Autorität Hilfe und Rettung. Wenn aber das höchste unserer erkennenden Vermögen, wenn unsere Vernunft selber in dem behaupteten Grad unfähig, mit welchen Kräften vermögen wir uns von dem Dasein einer göttlichen Autorität Gewißheit und selbst nur die Wahrscheinlichkeit zu verschaffen?

Theuere akademische Jünglinge! Vernunft ist allerdings das höchste Erkenntnißvermögen, aber wie herrlich sie auch ausgestattet ist, aus sich ohne Mithilfe der auf sie einwirkenden Dinge vermag sie trotz aller Selbstthätigkeit ebenso wenig etwas zu erkennen, als Aug' und Ohr Bilder und Töne wahrnehmen ohne bewegende Einwirkung äußerer Dinge. Die blos subjektiven Philosophen wollen sich in einen Zustand versetzen, der nie war und nie möglich ist, in einen Zustand der völlig einsiedlerischen Absonderung oder Abstraktion der Vernunft von allen übrigen geistigen Kräften und von allen einwirkenden Dingen. Sogenannte „reine Vernunft" ist ein Traumbild.

Die aus ihrer bloßen Anlage zur wirklichen Thätigkeit entwickelte Vernunft hatte nicht bloß die gesammte Natur zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, sondern auch die An- und Zusprache eines persönlichen Gottes zum Menschen; denn undenkbar ist ohne das zum Menschen gesprochene Wort Gottes die Entstehung des Selbstbewußtseins, der

Sprache, sowie des Begriffs eines persönlichen Gottes. So muß selbst des Atheisten Verläugnung eines persönlichen Gottes dessen Dasein bezeugen!

Vor Entwicklung seiner Vernunft, gleich nach seiner Geburt, befindet sich jeder Mensch schon in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie, und die positiven Gesetzbücher und Verfassungsurkunden haben nirgends Raum für einen allgemeinen Philosophismus und Humanismus, der über allen positiven Religionen stehen zu können sich einbildend nicht etwa das allen gemeinsame Dogmatische behauptet, sondern alles Positive schlechthin verneinct. Die philosophisch forschende Vernunft findet den wie immer entstandenen Glauben an einen persönlichen Schöpfer schon überall vorhanden. Nun ist zwar alles was wir sind und haben, Gottes- oder wie andere sagen Naturgabe. Aber von allen Natur- oder Gottesgaben wird erst das wahrhaft unser frei zu handhabendes Eigenthum, was wir durch rechten Gebrauch der Selbstthätigkeit dazu machen. Schon die freie Herrschaft des Nerven über den Muskel wird nur durch thätige Uebung errungen. Wie jedes Licht überwundene Finsterniß, so jedes Wissen kraftvolle Besiegung der Unwissenheit und des Zweifels und jede Tugend überwundene Neigung zum Unrecht. Die Freiheit, meine akademischen Freunde, die Freiheit die wir mit Recht alle so sehnlich begehren, die organische, geistige und politische Freiheit kann also keinem von uns zum Geschenk gemacht werden. Sie müssen sie durch Thun und Lassen, durch einen das ganze Leben hindurch fortgesetzten Kampf sich erobern; nur das mit Anstrengung besiegte Hinderniß, die überwundene Schranke wird zum Organ und dienenden Werkzeug. Wer nicht dienen und gehorchen gelernt und geübt hat, der verdient und vermag nicht zu herrschen.

Es ist nun eine von allen christlichen Confessionen angenommene Lehre, daß die Einsicht ins Christenthum, die Besiegung des Zweifels daran, von seiner Praxis abhänge.[8]) Die Erkenntniß ist der Lohn des Thuns und des Glaubens, wie schon jede Erkenntniß des Kindes Lohn des Glaubens an die Autorität seines Lehrers. Religion ist nämlich ebenso wenig bloße Sache der Intelligenz, als irgend ein künstlerisches Wirken und Schaffen; das Kunstwerk, Gedicht, Gemälde, Tonwerk, versteht nur derjenige, welcher dem Künstler nicht blos nachdenkt, sondern die künstlerische Begeisterung ihm nachempfindet. „Si vis me flere, flendum est tibi ipse prius.“ Religion ist eine alle geistigen Adern durchströmende Empfindung und ein alle geistigen Nerven und Sehnen spannendes und bewegendes Wollen und Handeln.

Wie das Leben nur von Selbstlebenden, so wird Religion nur von Religiösen begriffen; über Religion wahrhaft zu philosophiren vermag nur der Religiöse. „So ihr meine Lehre thut, werdet ihr einsehen.“

Mit Vervollkommnung der Praxis wird die gläubige geistige Empfindung zum geistigen Schauen. Es gibt also Thatsachen des Geistes, gesteigerte Anschauungen, Empfindungen und Strebungen, die der Irreligiöse ebenso wenig kennt, als der alles und jeden Kunstsinns Entblößte die Gefühle des Künstlers. Es ist Thorheit im Superlativ, ohne Religion über Religion philosophiren zu wollen. Ueberhaupt kann es der einseitigen Verstandes- und Vernunftrichtung gegenüber nicht oft genug betont werden, daß nichts Lebendiges in der Welt mit Verstand und Vernunft allein begriffen werden könne, daß Alles, insbesondere aber die höchsten religiösen Gegenstände, um verstanden zu werden, zugleich mit ganzem Herzen und ganzem Kopfe, d. i. mit dem ganzen geistigen Menschen müssen aufgefaßt werden.

Gehe immerhin, wie seit Kant alle philosophischen Schulen es wollen, die Philosophie vom Selbstbewußtsein aus, das „Sein“ und das „Selbst“, also auch das Wissen des durch christliches Leben Wiedergeborenen sind unvergleichlich höherer Natur als das Selbst, das Sein und das Wissen des natürlichen Menschen; wie auch Selbst, Sein und Wissen des begeisterten Künstlers himmelweit verschieden vom Selbstbewußtsein dessen, der das Kunstobjekt blos kalt mit dem Verstande betrachtet. Die Thatsache der durch Glauben und Thun gewonnenen höheren Einsicht bezeugen Millionen der bewährtesten Zeugen, darunter die tiefsinnigsten Forscher und Denker. Erfüllten denn die über das Christenthum Philosophirenden alle die Bedingung der vorausgegangenen christlichen Praxis?*) — Wieder zu verwerfen darum ist der seit Kant fast zum Glaubensdogma erhobene Aberglaube, daß Philosophie der Theologie mit der Fackel vorausgehen müsse. Der Gegenstand der Theologie, die Offenbarungs-Thatsache, muß ebenso der Philosophie vorangehen, wie jede andere Thatsache, über die wir philosophiren.

Ein Philosoph, an Tiefe und Eigenthümlichkeit unübertroffen und an Gedankenreichthum wohl alle übertreffend, Franz von Baader, ein Sohn der Stadt München, war unter den Philosophen der Neuzeit der Erste und lange der Einzige, welcher, der verneinenden Rich-

*) Vgl. Erinnerung Bd. 1., S. 66 f. und Bd. IV., philosoph. Fragmente in 1. Beilage zum 28. Kapitel.

Sprache, sowie des Begriffs eines persönlichen Gottes. So muß selbst des Atheisten Verläugnung eines persönlichen Gottes dessen Dasein bezeugen!

Vor Entwicklung seiner Vernunft, gleich nach seiner Geburt, befindet sich jeder Mensch schon in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie, und die positiven Gesetzbücher und Verfassungsurkunden haben nirgends Raum für einen allgemeinen Philosophismus und Humanismus, der über allen positiven Religionen stehen zu können sich einbildend nicht etwa das allen gemeinsame Dogmatische behauptet, sondern alles Positive schlechthin verneinet. Die philosophisch forschende Vernunft findet den wie immer entstandenen Glauben an einen persönlichen Schöpfer schon überall vorhanden. Nun ist zwar alles was wir sind und haben, Gottes- oder wie andere sagen Naturgabe. Aber von allen Natur- oder Gottesgaben wird erst das wahrhaft unser frei zu handhabendes Eigenthum, was wir durch rechten Gebrauch der Selbstthätigkeit dazu machen. Schon die freie Herrschaft des Nerven über den Muskel wird nur durch thätige Uebung errungen. Wie jedes Licht überwundene Finsterniß, so jedes Wissen kraftvolle Besiegung der Unwissenheit und des Zweifels und jede Tugend überwundene Neigung zum Unrecht. Die Freiheit, meine akademischen Freunde, die Freiheit die wir mit Recht alle so sehnlich begehren, die organische, geistige und politische Freiheit kann also keinem von uns zum Geschenk gemacht werden. Sie müssen sie durch Thun und Lassen, durch einen das ganze Leben hindurch fortgesetzten Kampf sich erobern; nur das mit Anstrengung besiegte Hinderniß, die überwundene Schranke wird zum Organ und dienenden Werkzeug. Wer nicht dienen und gehorchen gelernt und geübt hat, der verdient und vermag nicht zu herrschen.

Es ist nun eine von allen christlichen Confessionen angenommene Lehre, daß die Einsicht ins Christenthum, die Besiegung des Zweifels daran, von seiner Praxis abhänge.[8]) Die Erkenntniß ist der Lohn des Thuns und des Glaubens, wie schon jede Erkenntniß des Kindes Lohn des Glaubens an die Autorität seines Lehrers. Religion ist nämlich ebenso wenig bloße Sache der Intelligenz, als irgend ein künstlerisches Wirken und Schaffen; das Kunstwerk, Gedicht, Gemälde, Tonwerk, versteht nur derjenige, welcher dem Künstler nicht blos nachdenkt, sondern die künstlerische Begeisterung ihm nachempfindet. „Si vis me flere, flendum est tibi ipse prius.“ Religion ist eine alle geistigen Adern durchströmende Empfindung und ein alle geistigen Nerven und Sehnen spannendes und bewegendes Wollen und Handeln.

Wie das Leben nur von Selbstlebenden, so wird Religion nur von Religiösen begriffen; über Religion wahrhaft zu philosophiren vermag nur der Religiöse. „So ihr meine Lehre thut, werdet ihr einsehen."

Mit Vervollkommnung der Praxis wird die gläubige geistige Empfindung zum geistigen Schauen. Es gibt also Thatsachen des Geistes, gesteigerte Anschauungen, Empfindungen und Strebungen, die der Irreligiöse ebenso wenig kennt, als der alles und jeden Kunstsinns Entblößte die Gefühle des Künstlers. Es ist Thorheit im Superlativ, ohne Religion über Religion philosophiren zu wollen. Ueberhaupt kann es der einseitigen Verstandes- und Vernunftrichtung gegenüber nicht oft genug betont werden, daß nichts Lebendiges in der Welt mit Verstand und Vernunft allein begriffen werden könne, daß Alles, insbesondere aber die höchsten religiösen Gegenstände, um verstanden zu werden, zugleich mit ganzem Herzen und ganzem Kopfe, d. i. mit dem ganzen geistigen Menschen müssen aufgefaßt werden.

Gehe immerhin, wie seit Kant alle philosophischen Schulen es wollen, die Philosophie vom Selbstbewußtsein aus, das „Sein" und das „Selbst", also auch das Wissen des durch christliches Leben Wiedergeborenen sind unvergleichlich höherer Natur als das Selbst, das Sein und das Wissen des natürlichen Menschen; wie auch Selbst, Sein und Wissen des begeisterten Künstlers himmelweit verschieden vom Selbstbewußtsein dessen, der das Kunstobjekt blos kalt mit dem Verstande betrachtet. Die Thatsache der durch Glauben und Thun gewonnenen höheren Einsicht bezeugen Millionen der bewährtesten Zeugen, darunter die tiefsinnigsten Forscher und Denker. Erfüllten denn die über das Christenthum Philosophirenden alle die Bedingung der vorausgegangenen christlichen Praxis?*) — Wieder zu verwerfen darum ist der seit Kant fast zum Glaubensdogma erhobene Aberglaube, daß Philosophie der Theologie mit der Fackel vorausgehen müsse. Der Gegenstand der Theologie, die Offenbarungs-Thatsache, muß ebenso der Philosophie vorangehen, wie jede andere Thatsache, über die wir philosophiren.

Ein Philosoph, an Tiefe und Eigenthümlichkeit unübertroffen und an Gedankenreichthum wohl alle übertreffend, Franz von Baader, ein Sohn der Stadt München, war unter den Philosophen der Neuzeit der Erste und lange der Einzige, welcher, der verneinenden Rich-

*) Vgl. Erinnerung Bd. 1., S. 66 f. und Bd. IV., philosoph. Fragmente in 1. Beilage zum 28. Kapitel.

tung der Philosophie entgegen tretend, aufs entschiedenste gelehrt hat, daß der Philosoph, um wahr zu sein, erst religiös sein müsse! [9])

Und würden durch religiöse Autorität denn Freiheit, Kraft und Stärke des Wissens, Wollens und Handelns in irgend einer Beziehung gehindert?

Gleich von vorn herein behaupte ich: Bis zum höchst möglichen Grade gesteigert werden durch wahre Autorität unsere Freiheit und alle erkennenden, gemüthlichen und wollenden Kräfte.

Wir bedürfen und fordern Autoritätsglauben nur für Dinge, welche über Vernunft und Erfahrung hinausgehen, nur so lange sie hinausgehen und bis eigene Anschauung uns überzeugt hat. Es geschieht aber hiebei nichts anders als bei jedem Unterricht; wir glauben denen, die schon im Besitze von Erkenntnissen, die wir selber noch nicht besitzen. Aufschlüsse über die Ewigkeit können wir nur von Gott, der darin waltet, erlangen.

Durch Offenbarung wird unsere Erkenntniß nur erweitert, wie kann also hiedurch unsere Freiheit oder die Forschung in allen möglichen anderen Dingen eine Beschränkung erleiden? Im Gegentheil: Im Gebiete der Offenbarung werden, theuere akademische Jünglinge, Ihrer Forschung nie zu erschöpfende Tiefen und Abgründe geöffnet.

Form und Inhalt der Offenbarung sind nicht un- oder widervernünftig. Das relativ übervernünftige ist nicht schlechthin übervernünftig, noch weniger vernunftwidrig, ebenso wenig als das dem kurzsichtigen oder unbewaffneten Auge unerreichbare schlechthin unsichtbar, da es ja von dem schärferen, geübteren und bewaffneten Auge wirklich erschaut wird. Jede höhere Einsicht und jede Steigerung unserer Freiheit ist nur Frucht und Lohn unseres thätigen Glaubens. Freiheit ist Macht über die Organe und Werkzeuge derselben. Glaube an Gott ist geistige Annäherung und Berührung desselben. Gott, die Urquelle aller Wahrheit und Machtfülle, kann Niemand berühren, ohne an Erkenntniß und Macht, somit an Freiheit zu gewinnen. Da Niemand ohne Autorität sein kann, so verfällt, wer die wahre nicht anerkennt, nothwendig einer der unzähligen falschen. Aber wie die wahre erleuchtet, erhebt und ermächtigt, so drückt, lähmt, verdunkelt die falsche. Nur auf Anerkennung einer göttlichen gründet in Staat und Kirche jede menschliche; nur der Majestät der göttlichen unterwerfen sich die stolzesten Geister; ohne diese über die menschliche Vernunft hoch erhabene Autorität nur endloser Streit, Widerspruch, Krieg Aller gegen Alle, in Allem. Nur eine göttliche vermag die unzähligen, mannigfaltigen Strebungen in Kunst, Wissenschaft und

Leben in wunderbarer Weise zu erheben und zugleich in einem höchsten Mittelpunkt zu vereinen.[10])

Hemmte Autorität in der That Entwicklung und Aufschwung des Geistes, so wären Zeiten und Völker, in und bei denen geistliche und weltliche Autorität am mächtigsten gewaltet, nothwendig die verdummtesten und unmächtigsten gewesen. Es war aber in keiner Epoche der Weltgeschichte geistliche und weltliche Autorität gewaltiger entwickelt, als vom 11. bis Mitte des 13. Jahrhunderts. Hören wir darüber die großen historischen Autoritäten von J. Müller, F. Wilken, F. Raumer, J. Voigt, Leop. Ranke, H. Leo, dem Britten Macaulay und die Litteratoren H. van der Hagen, Jak. und Wilh. Grimm, Lachmann, Wakernagel, Vilmar u. A. Ihre Rede erhebt sich nicht selten zum begeisterten Fluge; sie erwiesen, daß die christlichen Völker nicht die Barbaren gewesen, als welche man, um die Worte von Adolph und Wolfg. Menzel zu gebrauchen in einer „Geschichtschreibung voll Täuschung und absichtlicher Lüge“ sie darstellte und damit die Grabmonumente der eigenen großen Ahnen besudelte. In diesen Jahrhunderten zeigte sich eine so außerordentliche Erhebung aller geistigen Kräfte, wie sie in der Weltgeschichte weder vorher noch nachher erlebt ward. Wir sehen und bewundern da eine Menge heiliger Männer und Frauen auf vielen Thronen Europa's; auf allen Stufen der Hierarchie Männer mit der bewunderungswürdigsten Stärke und Heiligkeit des Charakters; in den Kämpfen gegen die Ungläubigen so außerordentliche Thaten, daß man sie für Mährchen hielte, wären sie nicht vollkommen bestätigt; noch viel erstaunlichere und zahlreichere Beispiele der heldenmüthigsten Entsagung, Selbstentblößung und Aufopferung in den für Arme, Kranke, Unterdrückte und Unglückliche aller Art errichteten Orden, und mit und neben diesen Thaten des außerordentlichsten Muthes und der glühendsten Menschenliebe zugleich solchen dichterischen Aufschwung bei allen Völkern und Ständen, daß ganz Europa, insbesondere Deutschland von den Gesängen begeisterter Dichter erklangen.

Wie in höheren pflanzlichen und thierischen Organismen die Fülle und Mannigfaltigkeit der Glieder durch ihre innige Einigung und diese durch jene bedingt wird: so war auch in den Jahrhunderten des begeisterten Glaubens die Vielheit der Völker, Zungen und individuellen Anlagen kein Hinderniß, sondern das mächtigste Förderungsmittel inniger Einung.

Rings um den Mittelpunkt der höchsten Autorität und unter ihrem Schutz erhoben sich in Italien die zahllosen Freistaaten, mit

einer solchen Fülle von großen Männern und Monumenten aller Art, daß uns bei ihrer Betrachtung athemloses Erstaunen überwältigt. Und diese höchste menschliche Autorität, in deren Besitz der Sohn des ärmsten Dorfhirten gelangte, wirkte nach dem Zeugniß protestantischer Geschichtschreiber nach allen Seiten vermittelnd und versöhnend, bald die übergreifende Fürstengewalt mäßigend, bald die empörten Völkerwogen beruhigend und ebnend.[12])

Allerdings war in jener Zeit die Naturwissenschaft viel weniger als gegenwärtig entwickelt, weil sie, auf lange fortgesetzter sinnlicher Beobachtung beruhend, Jahrhunderte fordert; aber auch darum, weil Jene, deren Sinnen und Trachten blos einzelnen Zweigen des Wissens zugewendet, in diesen es weiter zu bringen vermögen, als Jene, die zugleich alle höheren geistigen Gebiete kennen zu lernen bestrebt sind. Die in einzelnen Zweigen der Wissenschaft Zurückgebliebenen hatten und haben oft überreichen Ersatz am gleichzeitigen Besitz höherer Güter. Es gibt aber keine einzige Wissenschaft, die nicht unter den christlichen Völkern die größten Meister gezählt hätte. Bosheit oder Unwissenheit ist es, zu behaupten, daß Autoritätsglaube die Ausbildung irgend einer Wissenschaft hinderte und hindere. Man müßte nur die Afterphilosophie für eine besondere und zwar für die höchste Wissenschaft halten! Bleiben aber einzelne Völker in mehreren oder den meisten Zweigen der Wissenschaft und des Lebens zurück, so kommt das zuverlässig von ganz anderen, gewöhnlich sehr leicht nachweisbaren Gründen, als von der christlichen Autorität, welche im Gegentheil die scheinbar bildungsunfähigsten Völker völlig umzuwandeln vermocht hat.

Seit langer Zeit und in den jüngsten Tagen aufs Neue machte man uns Bayern den Vorwurf, daß wir in Folge unseres Autoritätsglaubens ein Jahrhundert zurück hinter dem Zeitalter geblieben.[14])

Edle akademische Jünglinge! Jedem unserer deutschen Stämme die ihm gebührende Ehre! Welchem Deutschen wird nicht das Herz warm und groß bei der Erinnerung an den alten Ruhm, die ehemalige Größe und Herrlichkeit unseres gemeinsamen Vaterlandes, des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, von dessen idealischer Majestät alle Königthümer und Herrschaften der Welt nur als Ausflüsse, Zweige und Filialen erschienen! Wie die Eiche, das Sinnbild der Deutschen, Wurzeln und Aeste entwickelt, fast so mächtig als der Stamm selber, so hatte jeder der vier deutschen Hauptstämme in der Einheit des Ganzen seine bis zur möglichsten Selbstständigkeit ent-

faltete Eigenheit, ausgezeichnete Männer in allen Zweigen der Wissenschaften und Künste und jeder Stamm seine besondere Glanz- und Ehrenperiode. Die Franken waren weltherrschend unter den karolingischen und salischen Kaisern, unter den Ottonen die Sachsen, und die Allemannen unter den hohenstaufischen Kaisern.

Blieben die Bayern zurück hinter ihren übrigen Brüdern? Die alten Bayern, nicht Nachkommen der Markomannen, noch weniger der celtischen Bojer, sondern viel wahrscheinlicher Glieder des großen ostgothischen Stammes,[15]) die Bayern waren ausgebreitet vom Fichtelgebirg bis zum südlichen Abfall der Alpen und begriffen in sich nicht blos die heutigen Bayern und die deutschen Einwohner von Oesterreich, sondern auch die Bewohner des ganzen ehemaligen Nordgaus, also außer der Oberpfalz die alten Gebiete von Nürnberg, Eichstätt 2c. und des westlichen Theils von Böhmen.[16]) Als Zweige des ostgothischen Stammes waren sie Theilnehmer am Ruhm ihres in Heldensagen hoch gefeierten Königs Theodorich und seiner Tafelrunde; und als Stammesgenossen der deutschen Bewohner des Oesterreichs machen sie Anspruch auf einen Ruhmestheil der unter den Habsburgern vollbrachten glorreichen Thaten. Unter ihren verschiedenen mit den Habsburgern vielfach verwandten Herrscher- und Heldengeschlechtern entschieden die Bayern durch ihre nie angezweifelte Tapferkeit und die rührendste Treue und Anhänglichkeit, wie an ihre Herrscher, so an den angestammten Glauben nicht selten die Geschicke von Deutschland, ja von Europa.

Aber nicht blos durch Tapferkeit und Treue glichen die Bayern ihren deutschen Brüdern, sondern durch jede Art geistigen Aufschwungs.

Außerordentlich fruchtbar an heiligen Männern und Frauen, Zeuge die **Bavaria sancta Raderi**, ebenso reich an den tiefsinnigsten und gelehrtesten Forschern in allen Zweigen der Theologie,[17]) die wir unbedenklich als die höchste der Wissenschaften erklären; nicht minder reich an Staatsmännern, Rechtsgelehrten, Naturforschern und Aerzten, Zeugen die Gelehrten-Wörterbücher von Kobolt, Clemens Bader u. A., war Bayern vor allen deutschen Ländern ausgezeichnet wie Leibnitz versichert durch Fülle und Trefflichkeit seiner Geschichtschreiber.[18]) Der bayerische Stamm hatte in allen Zeiten unter seinen Söhnen nicht blos eine Menge Entdecker und Erfinder, wie schon in ältester Zeit, der Glasmalerei,[19]) so noch in jüngster des Steindrucks und der Stenographie; er erzeugte nicht blos viele Sterne zweiter und dritter,

sondern Gestirne erster Größe am Himmel der Kunst und Wissenschaft.

Der größte aller deutschen Dichter, Wolfram von Eschenbach, bezeichnet sich im Parcival selber als Bayer.[20]) Der außerordentlichste und gewaltigste, dem hl. Bernhard verglichene deutsche Volksprediger[21]) war Berchtold von Regensburg, der immer vor 20 — 60,000 Zuhörern predigend, ganz Deutschland durchzogen. Im 15. Jahrhundert lebte der große Astronom und Mathematiker Peurbach, Lehrer und Vorgänger von Regiomontanus und Copernicus, die erst durch ihn sind möglich geworden. Im 16. Jahrhundert der große Nürnberger Maler und Kupferstecher Albrecht Dürer; im vorigen Jahrhundert Christoph Gluck, der „Shakespeare der dramatischen Tonkunst", im gegenwärtigen der genialste der Optiker Joseph von Fraunhofer und der schon genannte an Tiefe, Genialität und Gedankenreichthum unerreichte Philosoph Franz von Baader. Dieses Siebengestirn außerordentlicher Geister, dem wir leicht ein zweites und drittes von nicht viel geringerer Bedeutung hinzufügen könnten,[22]) es erstieg seine Höhe nicht trotz, sondern größtentheils wegen seinem Autoritätsglauben.

Gar nicht mitgezählt wurden, weil hier vorzüglich von Kunst und Wissenschaft die Rede, unsere großen Fürsten, Staatsmänner und Feldherrn, nicht mitgezählt die vielen aus dem übrigen Deutschland und der Fremde herbeigerufenen Größen. Denn wie aus unserem bayerischen Vaterland die überströmenden geistigen Kräfte in andere Länder sich zahlreich ergossen:[23]) so haben unsere weise und väterlich sorgenden Fürsten um den geistigen Kreislauf im großen deutschen Vaterland zu erhalten und wahres Bedürfniß und Mängel zu ergänzen, mit Fug und Recht von jeher hervorragende Kräfte von außen berufen.

Und dennoch blieben die Bayern, denen man nicht alles Talent abzusprechen die Güte hat, „ein Jahrhundert zurück" hinter den übrigen Stämmen?

Wie ist das möglich oder wie zu verstehen? Es gibt nur eine Antwort, theuere akademische Jünglinge, nur eine. „Zurückgeblieben" heißen wir lediglich, weil wir, Katholiken und Protestanten, mit den größten Geistern alter und neuer Zeit, an eine göttliche Autorität glauben, in Dingen, worüber der bloße Menschenwitz und Verstand schlechterdings nichts wissen und, wie wir hörten, sich in den größten Widersprüchen verwirren. „Zurückgeblieben" heißen wir, weil wir nicht im Gegentheil mit Köhlergläubigkeit uns unterwerfen wollen unter die Autorität eines Philosophismus, der nicht etwa das allen

christlichen Confessionen gemeinsame Positive behauptet, sondern jede göttliche Autorität schlechthin verneinend, den Grad unseres Fortschritts nach Grad und Zahl unserer Verneinungen abmißt. Zurückgeblieben heißen wir endlich, weil uns Philosophie nicht ein Tummelplatz aller möglichen Gelüste und Träume, sondern weil wir in ihr die erhabene, keusche, heilige Königin der Wissenschaften verehren, welche unsere Ansichten über die höchsten Dinge richtet, regelt und zu gemeinsamen vereinigt.

Theuere akademische Jünglinge aller Stämme und Confessionen! Sie hörten die inneren philosophischen und die äußeren historischen für die Nothwendigkeit einer höchsten christlichen Autorität sprechenden Gründe. Sie hörten wie unter Schutz und Schirm der christlichen Autorität, nicht trotz ihr, sondern durch sie, von ihr getragen, gehoben, begeistert, alle Völker, Stämme und Stände und alle Kräfte des Menschen den außerordentlichsten Aufschwung genommen. Denn das war und ist die wunderbare Gewalt des christlichen Glaubens, daß er nicht wie Judenthum und Heidenthum Völker von Völkern trennte und abstieß, sondern das zahllos Mannigfaltige zu einem Ganzen innerlich einte.

Jeder unter Ihnen, meine Freunde, findet unter den christlich historischen Größen die nachahmungswürdigsten Muster in Fülle. Aber sollen, wollen und können wir denn das Alte, Veraltete wieder verjüngen, gar das Verstorbene und Begrabene wieder zum Leben erwecken? Denn jener alle Völker, alle Künste und Wissenschaften und alle geistigen Kräfte allmächtig verbindende Glaube waltete in seiner Allmacht und Allgemeinheit nur bis höchstens ins 15. Jahrhundert und räumte den Platz einer neuen Art Heidenthum, wenn auch nicht im Volke, aber bei einem großen Theil der Gelehrten, der höheren und mittleren Stände.

Jedem Verdienst seine Krone! Alle gebührende Ehre den klassischen Griechen und Römern; aber unsere Götzen und Tyrannen hätten sie nicht werden sollen, und unsere im christlich nationalen Geiste herrlich entfaltete aber noch nicht vollendete Entwicklung in Kunst, Wissenschaft und Politik nicht wieder unterbrechen. Allein die Vergötterung der heidnischen Griechen und Römer verführte seit dem 15. Jahrhundert allmälig zu einem selbst dem antiken Geiste widersprechenden, einer volksthümlichen Begeisterung völlig unfähigen, schalen Humanismus oder Philosophismus. Noch einmal Ruhm und Ehre den von der christlichen Offenbarung nicht erleuchteten edleren Griechen

und Römern. Aber es war höchste Zeit, uns des Gebotes zu erinnern: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe auf Erden.“ Es war höchste Zeit uns zum Bewußtsein zu bringen, daß ganz Europa, insbesondere Deutschland eine große, christlich nationale Kunst, Literatur und Verfassung schon vor Jahrhunderten besessen!

Freuen wir uns aber! Die seit fast undenklicher Zeit verschütteten Schatzkammern und die mit sieben Siegeln verschlossenen archivarischen Gewölbe sind wieder eröffnet, die vergessenen Denkmale unserer Ahnen werden wieder ans heitere Tageslicht gefördert, ja wir begnügen uns nicht mit der bloßen Bewunderung und Nachahmung der gewonnenen kostbaren Schätze; ein neuer Morgen will uns tagen; wir knüpfen die unzähligen abgerissenen Fäden wieder zusammen, wir vollenden unsere unvollendeten Dome und Münster, und neue Werke wollen wir bauen, dichten, bilden und malen, neue Werke im alten nie veraltenden christlichen Geiste. Denn wie dasselbe Lebensprinzip der Pflanze, so entwickelt ein und derselbe christliche Glaube aus den Wurzeln den Stamm und die Zweige und aus diesen Blumen und Früchte, also fortwährend Neues, künftiges aus dem früheren älteren, ja er erweckt, wir haben es gesehen, selbst Todtes zum neuen freudigen Leben.

Theuere akademische Freunde! Kann noch ein Zweifel walten darüber, was Noth thut vor allen?

Erhalten Sie, wo er lebendig, Ihren christlichen Glauben. O möchte ihn der Himmel erwecken, wo er fehlt oder schlummert oder kalt ist! Ist er aber in Ihnen entzündet, so ehren Sie zwar stets in jedem die abweichende, vor Gott geprüfte Ueberzeugung; aber stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel; haben Sie den ritterlichen Muth, Ihre Ueberzeugung laut zu bekennen, und wollen Sie nicht meinen, die Religion sei zu beschränken in die theologischen Hörsäle und in die Kirchen.[24]) Der lebendige Glaube durchdringt alle geistigen Kräfte, alle Künste und alle Wissenschaften bis in ihre äußersten Glieder.

Ehren Sie das Wahre, Gute, Naturwüchsige aller Nationalitäten; aber zeigen Sie sich eifersüchtig auf den alten und neuen Ruhm unseres deutschen Gesammtvaterlandes. Ebenso wenig als der Glaube in die Tempel, ebenso wenig ist die Vaterlandsliebe eingezwängt in den Einband eines deutschen und bayerischen Geschichtsbuches, sondern wie jene muß diese den letzten Tropfen unseres Blutes entzünden!

Lieben Sie, welchem Stamm auch immer angehörig, jeden anderen; jeder, Franken, Sachsen, Allemannen, jeder hat des Ruhmwürdigen die Fülle. Freuen wir uns von Herzen darüber.

Der bayerische Stamm ist seinen Brüdern ebenbürtig, und keinen Augenblick, keine Linie groß zurück geblieben hinter den anderen.[25]) Und im Gefühl seiner Ebenbürtigkeit verschmäht er die dürftigen Brosamen des Lobes, die man ihm wie ein Bettleralmosen hie und da hinwirft, versteht sich unter der Bedingung, daß er der glaubenslosen Zucht, die man ja nur zu seinem Besten ihm zumuthet, sich willig unterwerfe.

Und so wir denn einer jeden aufrichtigen religiösen Ueberzeugung, jedem Volk und jedem Stamm ihr Recht und ihre Ehre willig und freudig zuerkennen, so darf ich der großen katholischen Mehrheit meiner akademischen Mitbürger, in der Ueberzeugung von der alldurchdringenden Macht des Glaubens und der Vaterlandsliebe und ohne Furcht fanatisch gescholten zu werden, aus tief innerster Seele zurufen: „Sei'n und bleiben Sie, im Leben und Sterben, vom Scheitel bis zur Ferse jeder Zoll ein Katholik, ein Deutscher und ein Bayer. Mein letztes Wort aber ist: Gott segne uns Alle, vor allem aber den König!

Anmerkungen.*)

1) Zu Seite 310. Ueber die Würde der Wissenschaft. — Antrittsrede.**)

2) Zu Seite 310. Ueber den revolutionären Geist an den deutschen Universitäten . . .***)

3) Zu S. 310. . . . Der Korrespondent****) beweise, durch welche speziellen Lehren, Behauptungen, Handlungen, Maßregeln und Anstalten das oben von ihm geschilderte Ungethüm von „Ultramontanismus" sei ausgeführt oder dessen Ausführung nur angestrebt worden und wodurch der bayerische Katholik sich vom Ultramontanen unterscheide. Gründe wollen wir, Gründe, keine Machtsprüche einer angemaßten Autorität. Hat man nicht Viele an Autorität der Bibel gläubige Protestanten auch Ultramontane gescholten?

---

*) Sieh der Schreib. Anmkg. auf S. 309.

**) Sieh Schriftenverzeichniß am Schluß der Beilagen.

***) Antrittsrede bei R.'s erstem Rektorat. Sieh Schr.-Vzchnß.

****) eines Münchnerblattes, in dessen Spalten der Ultramontanismus als Feind der Freiheit und der Wissenschaft geschmäht worden. (Vgl. unten Vorwort zur zweiten Auflage.) Das Wesentliche der betreffenden Artikel haben wir auf S. 68 ausgezogen.

Auf solche bei Gelegenheit meiner Wahl vorgebrachte Verleumdungen der Katholiken und besonders meiner Wähler zu schweigen, wäre Zeichen von Feigheit oder Schuldbewußtsein gewesen. Ueberdieß ist die von mir abgehandelte Streitfrage von Bedeutung für Alle, und für Studirende insbesondere.

4) Zu S. 312. Es ist Irrthum, daß es Denkfreiheit gebe....*) Es ist in unserer Willkür, Dinge, die nicht zusammen gehören, ja das Verkehrteste in Gedanken zusammen zu fassen, wenn es erlaubt ist, dieses statt ein Träumen und Faseln ein Denken zu nennen. [Aber] schon im künstlerischen Denken und Dichten ist der Mensch nicht mehr ganz frei, sondern halb oder ganz unwillkürlich vom Gegenstand der Begeisterung ergriffen. Subjektiv und objektiv unfrei aber ist der Mensch in der wahrhaften naturgetreuen Auffassung bestimmter Gegenstände; subjektiv gebunden durch die logischen Gesetze, und objektiv durch die innere und äußere Natur der Objekte. Ein vom objektiven Inhalt abweichendes Denken ist nothwendig ein falsches, kein Wissen; jeder Gegenstand ist also eine bindende Autorität für den Denker.

6) Zu S. 313. Die meisten Philosophen, selbst christliche, wie Des Cartes Malebranche, Leibnitz und Graf Maistre, halten die menschliche Vernunft nicht für ein bloßes empfangendes Vermögen, ein Vermögen, die ihr objektiv vorgehaltenen Ideale selbstthätig nachzuspiegeln, sondern für den ursprünglichen Erzeuger und aprioristischen Inhaber aller Ideen, sowie sie auch glauben, der Vernunftinhalt sei bei allen Menschen, wenigstens allen Denkern derselbe. Es gibt keinen größeren und folgeschwereren Irrthum als diesen. Vernunft ist allerdings keine leere, unbeschriebene Tafel und kein bloßes, über leibliche Sinneseindrücke nachdenkendes Vermögen, wie Locke, Condillac u. A. behaupten. Die Vernunft ist schon an und für sich in ihrem s. g. „reinen Zustande" und unabhängig von allen Objekten allerdings ein geistiger Mikrokosmus, aber nur in ähnlicher Weise als Auge und Ohr kleine Welten sind. Auge und Ohr sind in ihren mannigfaltigen Theilen kleine Welten, aber an und für sich vor Einwirkung von Objekten ohne alle Bilder von solchen. Sie sind nur reich ausgebildete Organe mit dem Vermögen der selbstthätigen Nachspiegelung der verschiedensten objektiven, sich ihnen offenbarenden leiblichen Verhältnisse. Ebenso ist auch die reine Vernunft, die Vernunft an und für sich, ein bloßes reich organisirtes geistiges Vermögen, ohne anderen Inhalt als den ihrer Elemente, nur das Vermögen zur Vernehmung und selbstthätigen Nachbildung der sich ihr offenbarenden geistigen Objekte, der objektiven Ideale, der geistigen und göttlichen Dinge. Vernunft ist also allerdings das Vermögen der Wahrnehmung der Ideale; aber wirkliche Ideen erhält sie erst durch objektive Einwirkung der Ideale auf sie, sie hat sie nicht ursprünglich. Angeboren sind ebenso wenig in der Vernunft die Ideen als im Verstande die Vorstellungen und die Begriffe. Wie trotz der gemeinsamen Beschaffenheit der Augen und Ohren aller Menschen die Augen- und Ohrenbilder der Ostindier ganz andere sind, als die der Westindier und Europäer.

---

*) Vgl. 48, Z. 5 f.

7) Zu S. 314. Schoppenhauer ist es. Vgl. „Zur Geschichte der neueren Philosophie". Populäre Vorträge von G. Weigelt. Hamburg. Otto Meißner 1855.

8) Zu S. 316. Bei Johannes VII. 17 heißt es: „Si quis voluerit voluntatem ejus facere, cognoscet de doctrina, utrum ex deo sit" etc., und VIII. 31. „Si vos manseritis in sermone meo, veri discipuli mei eritis, et cognoscetis veritatem et veritas liberabit vos."

9) Zu S. 318. Viele leugnen persönliche Offenbarung, weil sie sich jetzt nicht mehr ereigne. Allein urkundlich waren eine Menge Vorgänge in und über der Erde, die gegenwärtig nicht mehr sind. Es gab nachweislich Epochen der Erdentwicklung, in denen noch kein Mensch und andere, in denen kein Landthier war. Daß alle Menschen von Einem entstanden, läßt sich auch ohne Offenbarung viel wahrscheinlicher als das Gegentheil aus der Geschichte der Erde, der Sprachen, des organischen Körperbaus und der Ueberlieferung erweisen.

Da Vernunft-, Sprach- und Selbstbewußtseins-Entwicklung, wie die Geschichte lehrt, sich nur einem Vernünftigen und Sprechenden gegenüber verwirklicht, so kann diese Entwicklung beim ersten Menschen nur dem Schöpfer gegenüber geschehen sein.

Nachdem aber Gott dem ersten Menschen sich persönlich geoffenbart hatte und diese geschichtliche Thatsache mit Vernunft-, Sprach- und Selbstbewußtseins-Entwicklung desselben völlig zusammenfällt, so ist es jetzt eine ganz vergebliche und müßige Sache zu untersuchen, was die menschliche Vernunft für sich allein von Gott zu wissen im Stande sei.

Wenn im objektiven Bewußtsein der Bewußte, wie Thomas von Aquin lehrt, ins Bild des Gegenstandes umgestaltet wird, so ist der Gottesbewußte ins Bild Gottes verwandelt.

10) Zu S. 319. Die göttliche Autorität bildete in allen Jahrhunderten bei allen Bekenntnissen und in allen Fakultäten der Wissenschaft durch die gemeinsame Annahme der Glaubenswahrheiten die positiven Vereinigungspunkte, und sie hinderte zugleich negativ die in unserer Zeit bis zum Wahnsinn gesteigerten willkürlichen und träumerischen Deutungen und Folgerungen aus den Thatsachen der Welt- und Naturgeschichte. Man denke unter anderen nur an die abenteuerlichen Natur- und anderen Rechtslehren. Wir vermöchten Beispiele genug anzuführen, zum Ergötzen, wie zum Entsetzen. Hätte christliche Autorität auch nur das Erscheinen solcher Ungeheuer gehindert, so hätte sie schon etwas Erkleckliches geleistet.

12) Zu S. 320. . . . . Hätten die christlichen Jahrhunderte sonst gar nichts geleistet, als das Problem gelöst, an dessen Unlösbarkeit Neueuropa unterzugehen in Gefahr ist, hätten sie nur die durch unchristliche Staatsoperationen erkünstelte Massenarmuth verhindert, sie müßten schon darum unsere Bewunderung verdienen. Diese Verhinderung der Massenarmuth war keine zufällige, etwa von geringerer Bevölkerung abhängige Erscheinung, sondern ganz und gar im Geist des Christenthums begründet. Es war die großartigste Selbstverleugnung, zu welcher die von Dante als die zwei größten Männer des 13. Jahrhunderts bezeichneten Franz v. Assisi und Dominikus

Guzman durch Predigt und Beispiel alle Völker Europas begeisterten, so daß von nun an Hunderttausende, Söhne und Töchter von Kaisern und Königen und allen anderen Ständen ihrem Reichthum entsagend zum Wohl der Armen, Kranken und Unglücklichen aller Art freiwillig die Armuth erwählten und diese hiemit zur höchsten Ehre erhoben, und ohne Gewalt und Beeinträchtigung Anderer, sowohl der Armuth als dem Reichthum ihren gefährlichen Stachel entzogen. Solche Leistungen sind der Kirche, läßt man sie gewähren, noch jeden Augenblick möglich.

Wie die Einigkeit der kirchlichen und weltlichen Macht die größten Wunder zu bewirken im Stande, so war hingegen der nicht ausgesöhnte Streit der beiden Großgewalten immer beiden verderblich. Auf Friedrich den Zweiten folgten die furchtbaren „kaiserlosen" Zeiten und die römischen Päpste wanderten bald darauf in die 70jährige französische Gefangenschaft.

Die Kirche ersetzte, wie Macaulay erinnerte, ihren Verlust in Europa reichlich in anderen Welttheilen. Das Reich aber gelangte seither nie mehr zu seinem früheren Glanze.

14) Zu S. 320. Der Einfluß des Ultramontanismus hätte das katholische Deutschland (und Bayern) ein Jahrhundert zurückgehalten und sei schuld daß man das „verständige" bayerische Volk ungerechter Weise als unfähig des wissenschaftlichen Lebens verschrieen?

. . . Ja, methodisch und absichtlich „verschrieen" wurden die Bayern aus den im Text angegebenen Gründen, obwohl sie in keinem Zweig des Wissens zurückgeblieben, ja doppelt so viel Lichter von Bayern nach Außen als von Außen nach Bayern gekommen. Die „Allgemeine Zeitung" zählte gegen drei Dutzend in der letzten Zeit aus Bayern nach Außen Berufener. Damals taugte es dieses hervorzuheben. Doch bleibt das Thema, daß „Bayern der Aufklärung von Außen her bedürfe" das ständig vielfach variirte sowie das bei öffentlichen Gelegenheiten fast nie fehlende obligate Schmähen über unsere Mutter, die Universität Ingolstadt, Landshut und die frühere Epoche von München, als ob man die Gegenwart nicht loben könnte, ohne die Vergangenheit zu schelten. Verschrieen wurden und werden sie von einer die Presse beherrschenden, dem Philosophismus huldigenden Partei, welche das Richteramt über Fortschritt und Wissenschaft in Generalpacht genommen. —

Wir halten nämlich den außer Bayern weit mehr als in Bayern herrschenden Philosophismus für einen gewaltigen Rückschritt, und diesen nicht gemacht zu haben, entschädigte uns reichlich, wenn wir auch, was wir in Abrede stellen, in manchen anderen Dingen wirklich im Rückstand geblieben wären.

15) Zu S. 321. Ich berufe mich auf die Nachweise des Herrn Archivdirektors Professor Dr. Rudhardt. Vgl. „Aelteste Geschichte Bayerns", Hamburg 1841, Seite 137; Gelehrte Anzeigen 1843, vom 9. bis 17. März, Nr. 91 bis 96, Seite 729 und 784.

Rugier, Skirren, Heruler und Turcilinger, aus denen die Bayern zusammengesetzt wurden, waren ostgothischen Stammes. Siehe Procop. bellum goth. lib. III. c. 2. In corpus scriptor. hist. Byzant. Bonnae 1833. Vol. II. p.

287 und L. 1. cap. 1. pag. 6. Viele Wörter im Ulfilas finden sich nur noch im bayr. Dialekt, u. a. „Dult, Pfoad (Hemd), Schwägel (Pfeife)" u. s. f. Vgl. Schmeller's bayr. Wörterbuch.

16) Zu S. 321. Mit Ausnahme der Einwohner des westlichen Theiles von Tyrol und der ehemaligen schwäbischen Besitzungen sind die übrigen deutschen Einwohner Oesterreichs bekanntlich bayerischen Stammes.

Daß die Bewohner des altbayrischen Nordgau's Bayern und nicht Franken oder Thüringer, wie Lang behauptete, waren,*) versicherten nicht blos die älteren bayrischen Geschichtschreiber, sondern mit Mannert auch die neueren. Conrad Mannert sagt in seiner „Aeltesten Geschichte Bojariens", Nürnberg und Sulzbach 1807, Seite 269. „Den zuverlässigen Beweis für die Abstammung der Oberpfälzer liefert ihr Dialekt, welcher ganz aus bayrischem Grundstoff besteht, und durch fränkische Einmischung nur einigen abweichenden Anstrich erhalten hat. Diese Abstammung verleugnet sich auch, späterer häufiger Umänderungen ungeachtet, in dem größeren Theil des Nürnberger Gebiets und dem Eichstädtischen nicht. Vgl. Vincenz v. Pahlhausens Nachtrag zur Urgeschichte der Bayern. München bei Ignaz Lentner 1815. Karl v. Spruner: „Bayerns Gauen nach den drei Volksstämmen der Allemannen, Franken ꝛc. gegen Ritter v. Lang." Bamberg 1831. In den Urkunden der pfälzischen Fürsten heißt die Oberpfalz: „Unser Land in Bayern." Vgl. Note 20.

17) Zu S. 321. Siehe „Gelehrtenlexikon der katholischen Geistlichkeit" von Felder. Landshut 1817.

Unter den großen Männern des 12. Jahrhunderts war Probst Gerhoch von Reigersberg durch Gelehrsamkeit und Wirksamkeit einer der größten, (von 1093 — 1169). Er war aus Polling bei Weilheim gebürtig, im Briefwechsel mit dem hl. Bernhard, mit Papst Alexander III. und anderen Päpsten und von Kaiser Friedrich dem Ersten zu Rath gezogen. Vgl. „Historische Abhandlung" von Jodok Stülz, regulirtem Chorherrn. (Aus dem 1. Band der Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften besonders abgedruckt.) Wien. Aus der kais. kgl. Hof- und Staatsdruckerei. 1849.

. . . Bischof Berthold von Chiemsee war einer der tiefsinnigsten Theologen, Zeuge seine deutsche Theologey. München 1528 in Folio.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

18) Zu S. 321. Hier dürfte auch Erwähnung geschehen des bayerischen Wörterbuchs von Schmeller, Stuttgart und Tübingen 1827. Kein anderes Land hat bezüglich auf Gründlichkeit und Vollständigkeit Aehnliches aufzuweisen.

19) Zu S. 321. Vergl. Sebastian Günthner, Geschichte der litterarischen Anstalten in Bayern. München 1810, Seite 373 ꝛc. ꝛc. Aus diesem Werke könnten Viele, die vornehm auf Bayern herabsehen, lernen, daß Bayern, das autoritätsgläubige, vom 8. — 14. Jahrhundert viele Kulturherde besaß,

*) Vgl. Erinnerungen Bd. III. S. 260.

und den meisten deutschen Ländern, insbesondere dem ungläubigen Sachsen, um mehr als ein Jahrhundert voranging. Vergl. Wilh. Wackernagel, „die deutsche Glasmalerei,“ Leipzig 1855, und Wolfgang Menzels Litter.-Blatt 1855, Nro. 98.

20) Zu S. 322. Wolfram von Eschenbach sagt im Parcival, übersetzt von San-Marte, Magdeburg 1836, Thl. 1. Buch 2. Seite 94:

„Wobei ich nur bemerken will:
Den einen Ruhm, wie an uns Bayern,
Muß ich auch an Waleisen feiern.
Wenn tapfer zwar, täppischer doch
Als bayrisch Volk sind diese noch.
Wer frei Geschick in diesen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder ist vorhanden.“

Wie der Waleise „Parcival“ trotz täppischen Wesens zum Besitz des größten Gutes, zum Königthume des hl. Grals gelangte, so die Bayern und andere „täppische“ Deutsche zum Erwerb aller höheren Güter. Daß Wolfram (v. Eschenbach, zwischen Ansbach und Gunzenhausen) im 12. und 13. Jahrhundert sich einen Bayer nannte, ist Mitbeweis, daß in jener Zeit das Nordgau als bayerisches Land galt.

21) Zu S. 322. Vergl. Berthold, des Franziskaners, deutsche Predigten, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, theils vollständig, theils in Auszügen. Herausgegeben von Christian Friedrich Kling, Dr. der Philosophie und Repetent bei der theologischen Fakultät in Tübingen. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander. Berlin bei Ferd. Dümmler, 1824.

Ueber Chr. v. Gluck, vgl. Herder sämmtliche Werke zur schönen Litteratur und Kunst. Wien. Bd. XII. Und v. Ant. Schmid: Chr. Willib. Ritter von Gluck, dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Leipzig, 1855.

22) Zu S. 322. Man wird dieses nicht für Uebertreibung halten, wenn man sich an die ausgezeichneten Männer des bayr. Nordgaus, darunter Nürnbergs rc. erinnert.*)

23, 24 und 25) Zu S. 322, 324, 325. Ja geben und empfangen! Das ist der Kreislauf des Lebens, das geheimnißvolle Wunder der wahrhaften (der organischen und hervorragend der christlichen) Gemeinschaft, daß jedes Glied jedem anderen gebend, von jedem das Gegebene vielfach vermehrt und veredelt zurück in Empfang nimmt.

Wir Bayern haben geglaubt, daß wir, zu schweigen von unserem praktisch staatlichen und kirchlichen Leben, in Naturwissenschaften, Philosophie u. a. nicht blos empfangen, sondern Wahres und Neues in Menge gegeben!

Wir meinten in allen Zweigen der Wissenschaften und Kunst selber viele Entdeckungen und Erfindungen gemacht, und das von Anderen Entdeckte in unser Fleisch und Blut verwandelt und so uns auf der Höhe der Wissenschaften erhalten zu haben.

---

*) Vgl. Anmkg. 16 und hier oben Z. 16—18.

Wir werden aber eines anderen belehrt.

Daß im Bayer kein Tropfen poetischen Blutes, ist eine „längst unbestrittene" Wahrheit!

Nun erfahren wir auch durch Korrespondenz vom 2. und 6. Dezember in der Oesterr. Zeitung (durch Dönniges oder einen Gesinnungsgenossen), daß „Altbayern" kein Boden für Philosophie, ja diese dort bis auf den Namen verhaßt sei."

Aber auch, obwohl Fr. P. Schrank, J. N. Fuchs, Fraunhofer, Martius, A. Buchner, Röschlaub, Döllinger, Walther, Strohmair, Ertl u. A., größtentheils Männer von europäischem Rufe, viele Jahre in München gewirkt haben, auch in den Naturwissenschaften waren wir nicht auf der rechten Fährte. Denn es sollte, wie der Wiener Korrespondent (vermuthlich selber ein großer Naturforscher) ausdrücklich hervorhebt, unser gänzlicher Mangel an Philosophie ersetzt und die Reform der Wissenschaft erst angefaßt werden durch Einimpfung der Poesie und der Naturwissenschaften von außen.

Wir sind nicht gegen Berufungen, wir halten sie nach Umständen für nützlich und nöthig. Aber die Art der beabsichtigten Reform ist uns mehr als verdächtig. Wir sehen, daß man nicht die Philosophie will, sondern den offenbarungs- und glaubenslosen Philosophismus. . . .

Durch die fast ausschließliche Richtung aufs Sinnliche und Materielle und durch die lediglich subjektiven und individuellen Träumereien der Afterphilosophie ist allerdings auch die ächte in unverdiente Mißachtung allenthalben gerathen, aber doch weniger in München als irgend wo anders. . . .

Welche Stirne und welche Unwissenheit über die bayerischen Verhältnisse gehören also dazu, den Bayern den Sinn für Philosophie abzusprechen? Unser ungewöhnlicher Eifer für positive Philosophie wird ganz und gar keiner Beachtung gewürdigt; die Gleichgiltigkeit und Abneigung gegen H. Prantl's und Lindemann's negative Philosophie dagegen als Mangel ja Haß alles philosophischen Sinnes verschrieen. . . .

Wir hassen und verfolgen Keinen, selbst wenn er das Christenthum und unser Vaterland mißachtet. Zum Lehrer an einer christlichen bayerischen Universität aber können wir ihn nicht wünschen, ja wir hindern dieses aus allen unseren Kräften.

„Was haben aber Religion und Vaterland mit Mathematik, Chemie, Physik, der Erklärung des Plato, des corpus juris zu schaffen?" Nichts? Wenn aber die Lehrer des corpus juris oder eines anderen corpus in einer Weise wie die erwähnten zwei Korrespondenten uns verleumden und mißhandeln? uns zwar für „verständig", d. h. nicht für Vieh halten, aber in die Welt hinausschreiben würden, daß wir keinen Sinn für Philosophie haben, ja sie hassen, und daß wir ein Jahrhundert in der Wissenschaft zurückgeblieben, Solche zu Universitätslehrern zu erwählen, selbst wenn sie das corpus juris etc. noch zehnmal gründlicher als es geschieht zu erklären vermöchten, das verböte uns das mäßigste Selbstgefühl und die bescheidenste

Vaterlandsliebe. Der positive Glaube, dem wir noch anhängen, ist, auch wenn wir nicht viel oder nichts davon reden und drucken, noch ein Besitz, ein Kapital; der sogenannte Fortschritt in der Verneinung dagegen, auch wenn man, wie Schuldenmacher pflegen, ihn noch so witzig hervorhebt, unzweifelhaft eine negative Größe und ein Rückgang.

Der Korrespondent in der Oesterr. Zeitung nennt alle Süddeutschen, vor Allen aber die Bayern, Norddeutschenhasser. Die übrigen Süddeutschen mögen für sich darauf antworten. Was aber die Bayern betrifft, so kennen ich und Andere viele Norddeutsche, die uns lieb und theuer geworden. Die es anders fanden, haben wohl selbst Anlaß dazu gegeben. Seit ein „großer" König gesagt, Bayern sei ein Paradies, von Thieren bewohnt, halten sich viele litterarische Bettelbuben für berechtigt, über Bayern die Nase zu rümpfen und dadurch sich selber schon um einen Schuh höher zu dünken. Das Wort des großen Königs wird trotz aller Gegenbeweise noch ebenso eifrig verbreitet, als die Lüge über Tilly's Benehmen vor Magdeburg. . . .

Einige haben an meinem Schlußwort „Vom Scheitel bis zur Ferse ꝛc." Anstoß genommen. Wer alle Prämissen recht zusammenfaßt, wird sich überzeugen, daß mein Schlußwort kein anderes sein konnte. Wenn irgend Etwas den Menschen ganz durchdringen kann und soll, so sind es Religion und die von ihr geleitete Vaterlandsliebe. Was man ist, soll man ganz sein. . . .

Vorwort zur zweiten Auflage.

In dem (Anmerkung Nr. 3) genannten Lokalblatt wird geäußert, daß ich in meiner Rektoratsrede, wenn auch nicht wörtlich, doch getreu dem Sinne nach behauptet habe:

1) „Erst müsse man glauben, dann erst dürfe man philosophiren; weil die Vernunft für sich unfähig die höchsten Fragen zu lösen; weil sie in innere, nur durch Glauben lösbare Widersprüche verwickelt;"
2) „die menschliche Vernunft dürfe nur denken, so weit sie vom Glauben geleitet sei, und müsse aufhören zu denken, wo ihr Zweifel gegen die kirchliche Ueberlieferung aufsteigen;"
3) „die Wissenschaft müsse vorerst Glauben fordern."

Meine Lehre sei daher (1—3) im Widerspruche nicht blos mit dem Interesse der Wissenschaft, die ich als Rektor der Universität zu vertreten berufen war, sondern selbst mit der Autorität der römischen Kirche, welche fast gleichzeitig ausgesprochen: „die Vernunft gehe dem Glauben voraus, und zwischen Glauben und Vernunft gebe es keinen Widerspruch; das Dasein Gottes, Geistigkeit der Seele und Freiheit des Menschen können mittelst der Vernunft erwiesen werden."

Um der Schwachen willen entgegne ich:

Auf 1. Ausdrücklich sagte ich [in] meiner Rede: „Wo ist Freiheit, wo Autorität ein Bedürfniß?" (sieh S. 311, Z. 6) und: „Wir bedürfen und fordern Autoritätsglauben nur für Dinge, welche über Vernunft und Erfahrung hinausgehen; nur so lange sie hinausgehen und bis eigene Anschauung uns überzeugt hat." (Sieh S. 318, Z. 8 f.)

Es ist also unwahr, daß ich alles Philosophiren oder die Philosophie überhaupt vom christlichen Glauben abhängig erklärt habe. Als unabhängig davon erklärte ich die Auffassung alles Thatsächlichen in der Geschichte der Natur und des Geistes; als davon abhängig nur das Philosophiren über die speziell christlichen Lehren, welche zweifelsohne auch die höchsten sind, und über die wir ohne Offenbarung nichts zu wissen und also über sie auch nichts zu philosophiren vermöchten.

Ebenso unrichtig ist auch, daß ich die Vernunft, die Vernunft überhaupt, als unfähig bezeichnete, sondern als das bezeichnete ich (wie Rom in der 4. These[1]) nur den rationalistischen (eigentlich unvernünftigen) Mißbrauch derselben, die vom Nichts ausgehende, von allen Objekten abstrahirende sogenannte reine Vernunft, die ich . . . . für ein Traumbild erklärte. (Sieh S. 315, Z. 10 v. u. f.) Schon Plato, Aristoteles u. A. gelangten zur Erkenntniß eines persönlichen Gottes.

Ich selber habe in Anm. 9 in kurzer Andeutung einen neuen, wie ich glaube mir ganz eigenthümlichen,[2]) nicht auf Offenbarung gegründeten Vernunftbeweis vom Dasein eines persönlichen Gottes gegeben, und in diesem ist auch der Beweis der geistigen freien Seele eingewickelt enthalten. Die Lehrer der Kirche, Augustin, Anselm, Thomas von Aquin u. A. unterscheiden ein Wissen, das folgt auf den Glauben, und ein anderes, das ihm vorhergeht. „Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam." Anselmus: „cur Deus homo" . . .

Zu 2. Aus welcher meiner Aeußerungen konnte denn der Unsinn gefolgert werden, als behauptete ich: „Um zu glauben müsse man aufhören zu denken?" Gibt es denn einen Glauben ohne Denken, das ist ohne Vernunft? Selbst das Zweifeln ist unmöglich

---

1) **Methodus, qua usi sunt divus Thomas, divus Bonaventura, et alii post ipsos scholastici, non ad „rationalismum" ducit neque causa fuit, cur apud Scholas hodiernas philosophia in naturalismum et pantheismum impingeret.**

2) Vergl. damit meine Rede zum Andenken an Geh. Rath v. Walther, S. 22 derselben.

ohne Denken. Vernunft-Thätigkeit geht dem Glauben vorher und begleitet denselben.

Zu 3. Nicht die Wissenschaft, das ist die Wissenschaft überhaupt, sondern nur derjenige Theil derselben, welcher die speziell geoffenbarten Wahrheiten zum Gegenstand hat, bedarf zur Voraussetzung den Glauben. Dieß ergibt sich gleichfalls schon aus dem zu 1. Gesagten.

Der Artikelschreiber in völliger Unbekanntschaft mit den Gegenständen, von denen er redet, und in seiner Ueberraschung durch die römischen Thesen, glaubt mich in derselben Unwissenheit befangen. Ich kenne aber nicht blos, was über diesen Gegenstand jüngst Papst Pius IX. und 1840 Gregor XVI.,[1]) sondern auch, was die älteren Kirchenlehrer darüber sagten. Wer die Grenzen von Glauben und Wissen verwirrt, dient nicht dem Interesse der Wissenschaft, sondern beschädigt dieselbe. Würde mit so leichtsinnigem Gerede in viel gelesenen Blättern nicht großer Schaden angerichtet, so wäre es ergötzlich, daß Ignoranten wie der Korrespondent sich berufen glauben, uns Katholiken zu belehren, was katholisch und was es nicht ist.

Im Vorwort zur dritten Auflage verwahrt sich Ringseis gegen unwahre und schiefe Behauptungen, welche über seine Rede und die Anmerkungen dazu erhoben worden und erörtert, was ihn zu jener und zu dieser veranlaßt habe.

Zu 1856.

Zu S. 93 f. In einer Notiz zum Zweck des Verkaufes schreibt Ringseis:

Meine medizinische Bibliothek enthält: (Außer einigen tausend alter und neuer Dissertationen und außer den älteren und neueren naturhistorischen Werken): 4000 und etliche hundert Nummern. Alle medizinischen Hauptwerke bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, gut gebunden und in den besten Ausgaben. Von Werken aus diesem Jahrhundert: . . .

Die nun folgende Aufzählung lassen wir weg, umsomehr als dieselbe, am Schluß der Seite abbrechend, uns ungewiß

1) Der Katholik. Band 79. 1841. Heft 2. Februar.

läßt, ob sie vollständig sei. Die Aeußerung Rulands ist dahin zu ergänzen, daß er schreibt (wir zitiren aus dem Gedächtniß,) das Herz blute einem beim Gedanken an etwaige Zersplitterung der Sammlung.

Zum fünfundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1861.

1. Zu Seite 125. Ernst v. Lasaulx Betreffendes.

a) Aus Briefen Lasaulx's an seinen Vater.

„München, 30. Nov. 28.

.... Ueberall (in München) ist ein werdendes wachsendes Leben und Streben, oft ohne Haltung und Einheit, aber auch fern von allem Dünkel selbstgefälliger angeblicher Vollkommenheit — das ganze wissenschaftliche Leben, so weit ich's bis jetzt kennen gelernt, ist gesund und großartig — ich werde von allen Seiten so vielfach angeregt, daß es mir oft schwer wird, mich so viel zu beschränken, um nicht erdrückt zu werden und unterzugehen in hungerndem Verlangen und gierigem Verzehren. . . .“

„.... Görres wird uns täglich lieber, es ist ein wohlthuendes erfrischendes Gefühl mit ihm zusammen zu sein, ich glaube, es ist kein“ (nicht Ein) „kränkliches Gefühl in ihm. Sein universalhistorischer Gesichtspunkt ist der höchste, den ein Mensch nehmen kann; er stellt die Geschichte der Menschheit dar zwar als ein Werk menschlicher Freiheit im einzelnen, aber das Ganze geführt und geleitet nach den ewigen unvergänglichen Zweckgesetzen der Providenz. Ob seine Gliederung und Nachweisung jener ewigen Gesetze im einzelnen überall richtig und historisch wahr sei, weiß ich nicht; aber selbst wenn das Ganze nur ein großes Gedicht wäre, so ist diese Dichtung doch so ungeheuer und erhaben, daß ich dafür gern einige nackte sogenannte historische materielle Wahrheit hingeben will. Schelling gelangt auf philosophischem Wege zu ähnlichen Resultaten wie Görres auf historischem, ich bin in seinen Vorlesungen frommer, als ich jemals in der Kirche

war — seine Gewalt über die Sprache ist unbeschreiblich, seine Darstellung dämonisch-hinreißend.“ [1])

Dann am 28. Dezember:

„Görres, Schelling, Ringseis, Schubert stehen auf einem wahrhaft hohen religiösen Standpunkt, wogegen weder leichtsinnige Genialität noch eine selbstgefällige trotzige Verstandesweisheit sich halten kann. Wer unter solchen Menschen nicht auch religiös würde, dem müßten die Flügelkeime noch sehr tief unter der Gänshaut verborgen liegen.“

Endlich am 28. März 1829, nachdem er den Eindruck geschildert, welchen ihm Francia's Madonna im Rosengarten und eine hl. Cäcilia von Leonardo da Vinci (Luini?) gemacht hat, fährt er fort:

„Seitdem ich diese Bilder gesehen und Schelling und Görres gehört, habe ich die Eitelkeit jener nüchternen Turnerphilosophie, deren hartnäckige Verstocktheit mir so lange jeden unbefangenen freien Blick in den Himmel getrübt hat, in ihrer ganzen Nichtigkeit und Hohlheit erkannt. Ich betrachte es als eines der glücklichsten Ereignisse meines Lebens, dessen gottgelenkte Führung ich täglich klarer erkenne, daß ich hieher gekommen bin.“

b) Zu S. 127. Aus dem Frankfurter Parlament.

Als im Verfassungs-Ausschuß die religiösen Rechte der christlichen Confessionen verhandelt wurden, nahm — laut Bericht öffentlicher Blätter — der würtembergische Justizminister Römer das Wort und sprach:

„M. H.! Ich habe in meinem Leben nie viel auf Religion gehalten und auch nie daraus ein Hehl gemacht. Ich meine, die Religionen sind dann am besten daran, wenn sie nichts haben, wenn sie arm sind. Man muß ihnen zu diesem guten Zustande verhelfen, dann hört das viele Zanken und die religiösen Zwistigkeiten auf. Der Meinung bin ich und das sage ich offen.“

---

1) Ebenda erwähnt er, daß er an Ringseis empfohlen sei, „der unter den hiesigen Aerzten, was Walther in Bonn ist.“

Lasaulx, der einzige im Verfassungs-Ausschuß sitzende Abgeordnete aus Bayern, erwiderte — (ohne Zweifel mit jener klassischen Ruhe, hinter der sich bei ihm die tiefe Gluth der Empfindung barg):

„Das Kirchenvermögen steht wie das Gut jeder anderen Gesellschaft und jedes Individuums unter dem Schutze des Staates. Wer sich am Eigenthum des Einzelnen vergreift, ist ein geheimer Dieb, und wer die Kirche um das Ihre plündert, begeht einen öffentlichen Diebstahl; nicht wahr, Herr Justizminister?“

Der Minister des öffentlichen Rechtes senkte den Kopf, so heißt es, die Versammelten lächelten, die Abstimmung aber ergab mit 13 gegen 12, die Kirche solle nach wie vor ins Gebiet des Staates fallen und von ihm zu seinen politischen Zwecken ausgebeutet werden.

In einem Briefe Lasaulx's vom 28. März 1849 an seine Frau heißt es:

„Da Guido, wie Du mir schreibst, an meinen Anträgen Gefallen findet, so will ich Dir hier den Antrag abschreiben, den ich in der heutigen Sitzung vor der Kaiserwahl gestellt und womit ich hoffentlich meine parlamentarische Thätigkeit beschlossen habe. Er lautet:

„In Erwägung, daß die sogenannte öffentliche Meinung zuweilen nichts anderes ist als die öffentliche Thorheit, der zu fröhnen verständige Männer sich schämen;

„In Erwägung, daß Tollkühnheit nicht Kühnheit ist, indem zu dieser gezügelte Kraft, Herz und Verstand gehören;

„In Erwägung, daß nach den gemachten Erfahrungen in „kühnen Griffen“ die Nationalversammlung nicht glücklich ist;

„In Erwägung, daß zu einer Kaiserwahl Keiner von uns ein Mandat hat;

„In Erwägung daß, wenn sie Bestand haben soll, eine neu zu begründende Rechtsordnung nicht auf Unrecht gegründet werden darf;

„In Erwägung endlich, daß nach den Gesetzen der sittlichen Weltordnung der Hochmuth stets vor dem Falle kommt:

„Aus diesen Gründen geht die Nationalversammlung über die Anträge des Verfassungsausschusses[1]) bezüglich der Kaiserwahl einfach zur Tagesordnung über." [2])

2. Zu S. 133 f. Katholiken-Versammlung betr.

Schreiben des Lokalkomité's München an Se. Heiligkeit Papst Pius IX.

Sanctissime Pater!

Monachium, urbs capitalis regni bavarici, a generali societatum Germaniae catholicarum congregatione Pragae in Bohemia anno elapso habita, ubi anno currente convenirent, votorum unanimitate est electa.

Cui decreto quum etiam Serenissimi Regis et Reverendissimi Archiepiscopi consensus accesserit, congressus iste a IX. usque ad XII. mensis Septembris in urbe nostra celebrabitur.

Summopere gaudemus, quod hac electione populo metropolis Bavaricae, eximia erga principes sua fide nec minus singulari erga Ecclesiam catholicam et Sedem apostolicam devotione atque pietate antiquitus inclytissimo, nova zelum pro rebus catholicis demonstrandi occasio est oblata.

Verumtamen gaudium nostrum infinita ratione superatur ab afflictione, quam persentimus gravissima, considerantes calamitates, in quibus inimici Ecclesiae et isti hypocritae, qui Ecclesiae prosperitatem velle se et promovere simulant, Te, Sanctissime Pater, et Sedem sanctam apostolicam collocaverunt.

Sed universa Ecclesiae historia edoctis nobis solatium contingit ab experientia millies confirmata:

„necesse esse, ut scandala fiant;"

„viam ad lucem ducere nonnisi per crucem;"

„ipsos daemones ad aedificandam Ecclesiam nolentes volentes contribuere debere."

Inde persuasissimum nobis habemus, Deum trinum et omnipotentem persecutionibus dirissimis, quibus Tu, Sanctissime Pater, tanta cum fortitudine et constantia resistis, ad Jesu Christi Dei

---

1) Lasaulx war, wie wir gesehen, selber Mitglied dieses Ausschusses, hatte aber mit seiner Stimme nicht durchdringen können.

2) Mit ähnlichem Nachdruck trat Lasaulx auch für die Rechte des Adels ein.

nostri honorem, ad Ecclesiae nostrae catholicae glorificationem, ad Tuam gloriam, quae gloria est Ecclesiae, brevi finem esse facturum.

Tibi, Sanctissime Pater, summum nostrum respectum, devotionem, fidem obedientiamque protestantes, ad pedes Tuos provoluti Benedictionem Tuam humillime petimus

Sanctissime Pater

Monachii XV. mensis Sextilis MDCCCLXI.

Filii obedientissimi et deditissimi

Dr. J. N. de Ringseis etc. etc.

(Folgen die Unterschriften.)

3. Zu S. 138 f. Aus Ringseis' Vortrag auf der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Speyer.

. . . Wenn Stoff und die Kräfte desselben wirklich nur ein Zweieiniges (du Bois-Reymond); wenn Stoff und Kräfte desselben untrennbar und die Kräfte nur die Summe der Eigenschaften desselben (Moleschott); wenn Stoff und Kräfte identisch, ein und dasselbe nur von verschiedenen Seiten betrachtet (Lotze); dann ist Kraft nothwendig etwas wesenhaft Seiendes, und der konkrete Stoff unmöglich etwas Anderes als der Verein dieser wesenhaften Kräfte, die Kräfte also nur die Elemente des Stoffes. Stoff ist weder ausschließlich Metall, noch Erde, noch Salz, noch Verbrennliches, noch Sauer-, Wasser- oder Stickstoff, sondern das Eine und Andere derselben. Was ist das allen diesen Stoffen Gemeinsame? Selbst das unvorstellbar kleine Atom oder Molekül des einen oder anderen dieser genannten Stoffe ist als materieller Punkt noch ein nach allen Seiten begrenztes Zusammengezogenes, bestehend aus Umkreis, Radien und Mittelpunkt. bstoßende (ausdehnende) und anziehende Kräfte anerkennt man zwar wöhnlich nur zwischen den schon vorhandenen fertigen Atomen und olekülen. Aber den materiellen Punkt können wir uns nicht denken ne Voraussetzung nach allen Richtungen ausdehnender und zumenziehender Kräfte. Wenn ich aber das Atom, den materiellen nkt nicht denken kann, ohne den Verein sich gegenseitig beschränkenausdehnender und zusammenziehender Kräfte vorauszusetzen, so ja die Atome weder für einfach noch ursprünglich zu halten.

R. bemerkt, diese Annahme löse die wissenschaftliche Schwierigkeit viel leichter als die andere Annahme: der Stoff sei die unabänderliche Voraussetzung der Kräfte. Denn vorstellbar und denkbar sei, daß aus entgegengesetzten ausdehnenden und zusammenziehenden Kräften, weil sie nicht nichts sind, ein stoffig Begrenztes entstehe; aber weder vorstellbar noch denkbar, wie zum schlechthin einfachen Stoff die ganz entgegengesetzten Kräfte kämen, wenn der Stoff etwas anderes wäre als der zur Ruhe gebrachte Verein aller seiner Kräfte.

Schreiten wir zur Betrachtung der Genesis des einfachsten Körpers, des Moleküls, des Atoms. Was wird im Atom ausgedehnt, was zusammengezogen? Der Stoff? Nein, der besteht noch nicht. Ausgedehnt wird nur das zusammenziehende, und zusammengezogen das ausdehnende Kraftwesen. Die ausdehnende Kraft äußert also ihre Thätigkeit nur in der Dehnung des Zusammenziehenden, und das zusammenziehende Kraftwesen seine Thätigkeit nur in der Zusammenziehung des ausdehnenden. Denn keine Kraft erkennen wir anders als aus dem Maße der Beschränkung der Thätigkeit ihres Gegen- oder Widerstandes. Beide Kraftwesen, das ausdehnende und das zusammenziehende, sind also zugleich aktiv und passiv, aktiv in der Ausdehnung und Zusammenziehung ihrer Gegen- und Widerstände, und passiv im sich Ausdehnen- und Zusammenziehen-Lassen derselben. Die oft gehörte Phrase, Stoff und Kraft sind identisch, bekömmt erst Sinn und Bedeutung in meiner Auffassung. Man darf also nicht sagen: „der Stoff hat die Kräfte;“ auch nicht: „Stoff und Kraft sind untrennbar vereinigt;“ man muß vielmehr sagen: „der Stoff ist die Kräfte;“ man darf auch nicht sagen: „Stoff und Kraft sind identisch,“ weil *eine* Kraft keine Erscheinung des Stoffes gibt.[1])

Schon Kant versuchte aus dem Zusammenwirken jener beiden Kräfte den Aufbau des Stoffes zu erklären. Wenn sie aber unerläßlich, so sind sie darum noch nicht genügend. Daß ein Atom Gold, Silber oder Eisen, dazu sei, sagt Ringseis, noch ein drittes Wirkendes vonnöthen, das er

1) „Der Stoff ist nur der Verein aller seiner Kräfte.“ — dieß gilt nur von den unorganischen Stoffen.

mit Mulder die chemische (Gold-, Silber oder Eisen-) Kraft nannte.

Dieses spezifisch chemische Kraftwesen, von dem ein jedes materielle Atom durchtränkt wird, ist nothwendige Voraussetzung auch zur Maßbestimmung der ausdehnenden und anziehenden Kräfte des Atoms, wovon die Dichtigkeit abhängt. Dieses spezifisch chemische Kraftwesen, durch welches und in welchem das ausdehnende und das zusammenziehende Kraftwesen zu einem homogenen Stoff vereinigt werden, muß als vereinigendes innerlicher sein als die vereinigten Glieder; denn jede wahrhafte Einigung geschieht nur durch ein die Vereinsglieder durchdringendes Wesen.

Als ein noch innerlicher Wirkendes erkannte R. den bipolaren Aether, durch den alle Materien elektrisch, erwärmbar sind; ja er nahm in Folge der verschiedenen Aeußerungen des Aethers in Wärme, Licht, Farben und Elektromagnetismus sogar im Aether selbst wieder mehrere Stufen der Innerlichkeit an.

Eine fernere Kraft, die alles ordnende, vertheilende und bildende Krystallisationskraft schrieb er allen Stoffen zu, wenn sie auch aus Gründen, die er erörterte, in den amorphen Dingen wirkungslos bleibt; sie nannte er in der unorganischen Natur das Analogon dessen, was in der organischen die Lebenskraft oder die pflanzliche und thierische Naturseele sei.

Die inwohnende krystallisirende Kraft ist die vorbildliche Mineralseele und durch dieses Innewohnen derselben unterscheidet sich der ächte vom Afterkrystall, der seine Gestaltung äußeren Eindrücken verdankt.

.... Alle bisher genannten Kräfte sind untereinander und von der Schwerkraft verschieden, sie sind, sofern sie einzelne Atome oder Moleküle bilden, sondernde oder individualisirende Kräfte. Die Schwerkraft aber, bestrebt, alles Einzelne dem Erdganzen zu verbinden, ist allumfassend.

Ringseis verstund also unter dem Naturinnern nicht das metaphysisch geistige, auch nicht das anatomisch und geographisch Innere, nämlich die Eingeweide, Herz und Lungen gegenüber der Haut, oder das Erdinnere gegenüber der Oberfläche der

Erde; er verstund unter Naturinnerem „ein innerhalb jedes materiellen Atoms vorhandenes, das sichtbar Wägbare seelenähnlich durchdringendes Unwägbares, wesenhaft Seiendes". Wer in Bd. III. S. 425 f. seine Erörterungen gelesen hat, ist mit dieser seiner Anschauung schon bekannt. Der Einwendung, die Naturwissenschaft befasse sich nur mit sinnlichen, meß- und wägbaren, nicht mit übersinnlichen Dingen, hielt er entgegen: Alle Naturforscher, welche Moleküle, Atome, einen unwägbaren Aether und Kräfte der Naturdinge annehmen, können dieselben nicht sinnlich nachweisen, sondern nur aus ihren Wirkungen erschließen. Die Natur-Forschung werde zur Naturwissenschaft, wenn sie die Ursachen der Erscheinungen erörtert; „rerum cognoscere causas."

Zum Schluß bemerkt er:

Gegenüber dem zu großen Eifer, Alles aufs Einfache zurückzuführen, alles Dasein nur aus zwei Kräften, ja gar nur aus Einer erklären zu wollen, diesem Bestreben gegenüber erlaube ich mir die Bemerkung, daß die größte Vielheit und Mannigfaltigkeit des In- und des Nebeneinander ebenso nothwendig und ursprünglich sei als die Einheit. Denn der reale Mittelpunkt jedes Kreises ist ja, wie ich schon oben bemerkte, als die unentwickelte Vereinigung des Zentrums mit den unzähligen Radien und Peripherie-Punkten zu denken.

Noch ohne Vergleich mehrere Stufen und Regionen von Ineinander als in den unorganischen, sind wir in den organischen Wesen anzunehmen denkend genöthigt.[1] . . . Nun erwäge man die so zahlreichen stufenweise immer zentraleren Verbindungen organischer Gebilde bis zu den höchsten organischen Zentren, und es muß daraus einleuchten, daß in höheren Organismen das Leben nur durch viele Stufen von Ineinander erklärbar.

Unsere Zeit erschrickt fast vor Nichts mehr, weder vor dem unendlich Kleinen noch dem unermeßlich Großen, weder vor dem unbegreiflich Nahen noch vor dem maßlos Entfernten; warum schrickt

1) Denn jede wahrhafte Einigung mehrerer Stoffe und Kräfte, wiederholt hier Ringseis, ist nur durch ein inneres durchdringendes Band möglich. — Von wahrhaft Innerem und von Tiefen des Lebens rede ich in dem Sinn, in welchem schon der gemeine Menschenverstand von Graden der Tiefe und Innigkeit redet.

man zurück vor der Realität und Objektivität des Ineinander im unendlich innigen Tiefen?

Da die ihm zugemessene Frist ihm nicht erlaubte, das Ineinander in den organischen Dingen weitläufiger zu besprechen, so faßte er das Wichtigste zusammen in dem Satze:

Im organischen Bildungsprozeß ist die vorbildliche Lebenskraft zwar mit jedem Zellenelemente vereinigt, aber doch zugleich, wie der bildende Künstler über seinem Kunstwerk, ist sie mit einem Analogon von Freiheit relativ selbstständig über und innerhalb dem organischen Stoffe vorhanden und sie trennt sich im Tode von demselben.

Zu 1862.

R.'s Doktorjubiläum Betreffendes.

1. Zu S. 143, Z. 12 v. u. f. In dem Glückwunschbriefe, von welchem daselbst die Rede ist, schreibt aus Erlangen der Untengenannte, daß er im Jahre 1822 wegen Epilepsie neun Monate lang im Münchener Krankenhaus gewesen, — „Ihnen," so drückt er sich aus, „vorzugsweise ein Gegenstand Ihrer hohen Wissenschaft." Da kein Mittel gefruchtet, so habe R.'s „gesegnete Hand" ihm den Rückgrat mit dem glühenden Eisen gestrichen (d. i. dem weißglühenden, welches, die Empfindungsnerven alsbald zerstörend, weniger schmerzhaft wirkt als das rothglühende,) und „das grausame Uebel" sei auf immer und vollkommen getilgt gewesen.

„Der allgütige Gott segne Sie dafür mit einem hohen und glücklichen Alter! Dieses wünscht ihr dankbarer und in innigster Verehrung stets verbleibender ganz gehorsamster

Joh. Karl Jakob Petzoldt,
damals Schneidergeselle aus Erlangen,
seit 1830 Schneidermeister und seit 1844 Harmoniewirth dahier.[1])

1) Wir nehmen keinen Anstand, den Namen zu nennen, denn — „ich werde doch nicht hinter unserem Harmoniewirth zurückbleiben," scherzte beglückwünschend Gymnas.-Prof. Dr. Karl Schäfer, zum Beweis, daß Jener auch in Erlangen R.'s Ruhm verkündete.

Da Ringseis in seiner Antwort unter Ausdruck besonderer Freude sich Näheres erbat, erwiderte mit dem Wunsch, Alles so zu Papier bringen zu können, „wie ich es noch in mir habe,“ der einstige Patient, die Ursache seiner Krankheit sei Zurücktreiben der Krätze gewesen. Vergeblich habe Ringseis getrachtet, diese wieder hervorzurufen; vergeblich andere Mittel versucht; nichts konnte das schreckliche Uebel bannen, ja nur seinen Fortschritt hemmen; war es Anfangs alle vier Wochen aufgetreten, so kam es nun alle vierzehn Tage. . . .

Einen Tag vor der Operation hatte ich zwei Anfälle. Ihre Bemühungen waren groß. . . Ich sehe Sie immer im Geiste vor mir, wie Sie bei der täglichen Visite mich angesprochen. . . und dann Ihrer Begleitung, deren nicht Wenige waren, eine ausführliche Explikation von meinem Zustand ertheilten. Ich wurde auch öfter des Nachmittags von jungen Herren Dr. besucht, die sich Notizen davon aufschrieben. Als Sie nun zu dem Entschluß kamen, mich zu operiren, waren noch dergleichen Kranke im Saal, der eine ein Münchner, der andere ein Tölzer, auf Ihre Vorstellung willigten ich und der Tölzer ein, der Münchner nicht. Der Tölzer wurde zuerst vorgenommen, er war ein großer Mann. Da habe ich den Blasebalg geblasen, damit die Instrumente recht weißglühend wurden, der hat aber recht geschrieen und sich geberdet, daß Ihre Umgebung alle zu halten an ihm hatten, bis Sie fertig waren. Dann kam ich daran, ich legte mich mit fester Zuversicht auf mein Bett, mit dem Gedanken: das wird dir helfen. Auch waren schon alle Hände bereit, mich zu halten, ich versprach, mich nicht zu rühren, was ich auch gehalten habe. Und Gott der Allgütige hat seinen Segen zu Ihrer Bemühung gespendet, und die Wunde war gemacht. Ich wurde nun verbunden nach Ihrer Angabe und Dabeisein. Am dritten Tage bei Ihrem Besuch fragten Sie den Dr. N., wie die Wunde beschaffen sei, und da Ihnen seine Antwort nicht genügte, so verlangten Sie den Verband abzunehmen und waren Sie beinahe böse und ungehalten gegen den Herrn Dr., weil die Wunde schon zum Heilen geneigt war, was dem Zweck durchaus nicht entspreche. Sie verordneten dann, was auf die Wunde gelegt wurde. . . Es war wohl sehr schmerzhaft, dann kam aber zu Ihrer Beruhigung der erwünschte Ausfluß von Eiter, der zum Staunen war, so daß es alle Tage durch den ganzen Verband durchgedrungen war. So wurden die Nerven

von dem verderblichen Stoff befreit, der sich darauf festgesetzt hatte; (so ist nämlich meine schwache Ansicht). Sie gaben mir dabei Pillen, ich glaube Heimische, die ich täglich Früh und Abends nehmen mußte, habe mit drei Stück angefangen, und mußte allemal eine zulegen, bis es 36 bis 40 wurden. . . Die Wunde war ohngefähr drei Monate offen, es ist immer sog. wildes Fleisch darum gewachsen, welches weggetupft wurde, und so ist sie nach und nach zugeheilt. Es hat sich keine Ahnung von Anfall mehr gezeigt, und so bat ich Sie, mich entlassen zu wollen, was Sie mir auch gewähren ließen, mit noch recht viel nützlichen Verhaltsmaßregeln und einem ziemlichen Vorrath von Pillen, die ich noch genommen habe während meiner Arbeit. Ich hatte öfter die große Freude, den Herrn Geh. Rath zu begegnen, machte mich allemal vorstellig, Sie zeigten die größte Freude, da ich Ihnen jedesmal das glückliche Wohlbefinden versichern konnte. Und das kann ich heute noch von mir sagen, ich bin durch und durch gesund mit Ausnahme, daß ich schon einige Jahre eine Schwäche in den Beinen habe [folgt eine kleine Patientenklage . . .]. Entschuldigen Sie, mein hochverehrter Herr Geh. Rath, daß ich Sie mit so Vielem belästige, ich meine aber, es ist mir schon besser, und sind Sie der innigsten Verehrung überzeugt von Ihrem u. s. w.

Erlangen, 19. Mai 1862.

2. Gedicht, welches bei R.'s Jubiläums-Festmahl Franz v. Kobell vortrug, schon beim Aufstehen mit Akklamation begrüßt:

Man lobt den Aeskulap an Dir,
Fürwahr, man mag ihn loben,
Durch mich in anderem Revier
Sei nun Dein Glanz erhoben.

Im Reich der Steine kenn' ich Dich
Als einen der Geweihten,
Als einen, der sie meisterlich
Verstanden hat zu deuten.

Was fruchtlos mancher angestrebt,
Den Fund des Steins der Weisen,
Du, edler Freund, hast es erlebt,
Du bist damit zu preisen.

Du gingst mit diesem Talisman
In trüben schlimmen Tagen
Ein freudig Muthiger voran
Und kanntest kein Verzagen.

Frisch sangst Du „Prinz Eugenius"
Trotz manchem Ungewitter,
Kein bebender Politikus,
Von ächtem Korn ein Ritter!

Und am errung'nen Edelstein
Wohl strahlte weit die Freude,
Wie oft mit Dir dann zog sie ein
Und half von bitt'rem Leide.

Du hast das Kleinod stets getheilt
Mit seinem reichen Segen,
Wo immer krank ein Herz geweilt,
Da kamst Du es zu pflegen.

O bleibe Dir der Zauber treu
Und wie er nie gesunken,
So soll er blühen immer neu,
D'rauf sei Dir zugetrunken![1])

Zu 1863.

1. Aus einem Brief von R.'s Begleiterin auf dem Hohenpeißenberg.

Vor einigen Tagen war ein Bauer da, der schon seit langen Jahren krank ist, und sagte der Köchin und ihrer Schwester, er hätte gehört, der beste Doktor von ganz Bayern sei da, ob sie nicht glaubten, daß derselbe ein paar Worte anhören werde &c.

1) Ein anderes liebenswürdiges Gedicht, welches damals nicht an Mann gebracht worden, wurde später Ringseis anonym zugeschickt; wir können es aber nicht finden; sollte der Anonymus dieß lesen, so hat er vielleicht die Gewogenheit, es uns nochmal zu schicken.

2. Ein Protest in Sachen der Prüfungsfragen für Mediziner.

In einem wegen Correkturen zurückgelegten Schriftstück von Ringseis' Hand an das Dekanat der medizinischen Fakultät d. d. 24. Jan. 1863 finden wir einem Vorschlag für Prüfungsfragen folgenden Protest beigefügt:

.... Da über die Fragen der übrigen Examinatoren keine Fakultätsberathungen gepflogen werden: so bittet der Unterzeichnete, seine Eingabe nur für den Fall dem Urtheil der Fakultät zu unterwerfen, wenn das sehr verehrliche Dekanat mit dem Begehren des geh. Unterz. nicht einverstanden sein sollte: dem Begehren nämlich, daß die Fragen über den rein wissenschaftlichen und einer beständigen Bewegung und Umwandlung unterworfenen Theil der Medizin, wie die allgemeine Therapie ist, nur von ihrem Examinator gestellt werden können und sollen, besonders wenn dieser von der herrschenden Ansicht über wichtige Theile der Physiologie und allgemeinen Pathologie, worauf die Therapie sich gründet, wesentlich abweichende Grundsätze aufzustellen genöthigt sein sollte.

Selbstverständlich wird hiebei vorausgesetzt, daß über die im eigentlichen Sinn wissenschaftlichen stets in Fluß begriffenen Seiten der Medizin nicht den drei bayerischen Universitäten gemeinsame dogmatisirende Fragen von oben her oktroyirt werden können, sondern daß jeder Examinator die theoretischen Fragen zu entwerfen habe. Der Unterzeichnete bemühte sich übrigens, seine neu entworfenen Fragen den „revidirten" möglichst anzunähern.

.... Ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der kurzen Beweisführung, womit ich die von mir aufgestellten Prüfungsfragen zu rechtfertigen suchte, scheint es mir völlig unzulässig, daß einem Professor als Examinator auf einer Universität, auf welcher überdieß Lehrfreiheit verkündigt ist, insbesondere in einer Doktrin, welche wie die allgemeine Therapie sammt Physiologie und Pathologie, wovon sie mit abhängt, in beständiger Entwicklung und Wandlung begriffen ist, ohne Rücksprache zur Verständigung mit dem Examinator alle Prüfungsfragen bureaukratisch oktroyirt werden.[1])

---

1) Vgl. Bd. III. S. 186 Anmkg.

3. Sachlich zu S. 118 gehörig. Ringseis an die Seinen.

Baireuth, Nachts 11 Uhr, 30. Nov. 63.

Lieb Friedel, liebe Kinder!

Gottes Gruß! Glückliche vergnügte Reise bei hellem Himmel in Gesellschaft von Schönwerth . . . (folgen verschiedene Namen). Höchst feierliche Aufnahme in B. unter Kanonendonner, vielfacher Fahnenschmuck, große Volksmenge, Einquartirung bei Med.-Rath Dotzauer im Haus des Apothekers Gummi. Ungeheueres Essen in der Sonne, zahllose Menge der köstlichsten Speisen und Weine. Mir gewordene Anerkennungen und Auszeichnungen, wie sie mir selten geworden, unzählige Bekannten- und Zuhörer-Begrüßungen. Man will mich nöthigen, weil ich morgen fortgehen will um Mittag, länger zu bleiben. Ich will darüber schlafen und träumen. Also gute Nacht! Morgen Früh, ehe um 9 Uhr die Post abgeht, noch einige Zeilen. —

Morgens 7 Uhr: Gut geschlafen. Wahrscheinlich gehe ich heut noch bis Schwandorf. Wieder bei heiterem Wetter. Gott mit Euch und Euerem R.

Zu 1864.

Ueber Metternich.

Zu S. 162, Z. 1 f. Es war im J. 1820 gewesen, daß Ringseis sich einst veranlaßt gesehen hatte, seinen Freund, den österreichischen Legationsrath Wolf, [s. Bd. III., S. 64[1])] zu fragen: „Ist es möglich, daß Fürst Metternich jährlich von Rußland 12,000 Dukaten beziehe?“ (Sagen Sie 80,000, korrigirte ihn ein andermal Hormayr — freilich, nach R.'s Ausdruck, ein „Dichter“.) Verwundert erwiderte Wolf: „Nun ja, da Sie es doch schon wissen; aber Kaiser Franz hat es genehmigt.“ Die gleiche Frage hatte R. seither an mehrere Oesterreicher gethan, — Alle zuckten die Achseln, Keiner leugnete. R.'s Nachrichten hierüber datirten also nicht von 1855, da der 1. Band von Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ erschien, und er bemerkt darüber:

---

1) Dort heißt es irrthümlich Legationssekretär.

Das Breviarium politicorum Mazarini sagt freilich (ed. sexta Francof. 1696 pag. 78): Si sis legatus et cum hoste agas, quidquid ab eo muneris acceperis, Principi tuo perscribe, ut suspicionem infidelitatis amoliaris, et hoc ipsum aliis casibus applica. Durfte aber — trotz Kaisers Genehmigung — Metternich das annehmen? Wurde er Rußland gegenüber nicht unfrei? Welch ein gefährliches Beispiel für die Nachfolger!

Da nunmehr, im J. 1864, Ringseis gegen einen vornehmen adligen Herrn bei Besprechung der Schleswig-Holstein-Frage auf jenen Jahrgehalt des bereits seit 6 Jahren verstorbenen Fürsten Metternich zu sprechen kam, mit welchem zuverlässig das vieljährige politische Uebergewicht Rußlands zusammengehangen habe,[1]) da entrüstete sich jener Herr, der in der obschwebenden Sache Stein und Bein auf die Politik Oesterreichs schwor, und frug in etwas naiver Verwunderung (als hätte er niemals von deutschen Fürsten gehört, welche Jahrgelder von Frankreich genommen): „Wer glaubt im 19. Jahrhundert" (warum in diesem weniger als in einem anderen?) „an Bestechlichkeit der Staatsmänner legitimer Regierungen, an Bestechlichkeit der Sprossen alter Adelsgeschlechter — an Bestechlichkeit," fügte er höflich hinzu, „von Abkömmlingen anständiger Bürgerfamilien —?" Im J. 1848 habe der Staatskanzler Fürst Metternich das kaiserliche Hausvermögen im blühendsten Zustand übergeben und das eigne sehr zerrüttet hinterlassen, —

„weil eben der große Staatsmann nie des eigenen Vortheils gedachte „und sich nur zu wenig um sein Privatinteresse kümmerte. Wäre die „Fabel begründet, so hätte Rußland in der That ein schlecht Geschäft „gemacht, denn Fürst M. allein opponirte 1828 und 1829 den „russischen Eroberungsgelüsten an der unteren Donau, und nicht „unter ihm galt russischer Einfluß in Oesterreich."

Ueber letzteren Punkt schrieb R. an einen Freund:

1) R. verweist auf die Schrift: Das Geheimniß Rußlands oder Schlüssel zum Verständniß der modernen Geschichte und Politik. Stuttgart, 1863.

Gerade dieser Umstand paßt unglücklicher aber wunderbarer Weise zu meinen Notizen. Kaiser Nikolaus hatte nach seinem Regierungsantritt dem Fürsten Metternich den Jahresgehalt schon für's Jahr 1826 gestrichen. Im J. 1827 und 28 erhielt er keine politischen Uebersichten über die Lage der einzelnen Länder Europa's und fühlte im persischen Kriege die Abneigung Oesterreichs empfindlich. Nach dem Frieden mit der Türkei im Spätjahr 29 kam Nikolaus nach Wien und sein erster Besuch galt dem Fürsten Metternich. Vom Jahr 1830 an flossen nicht nur die früheren Jahresgehalte aufs Neue, sondern auch die vier ausgefallenen von 26 — 29 wurden nachbezahlt. Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr von Klagen Rußlands über Oesterreich, wohl aber deutsche Klagen über die maßlose Nachgiebigkeit Oesterreichs gegen Rußland.

Gervinus ist mir nicht Autorität. Aber er hat die zahllosen im ersten Band seiner Geschichte gegen Metternich gemachten Beschuldigungen, namentlich über die vielerlei ihm zur Last gelegten Bestechungsweisen, nicht aus den Fingern gesogen. Man hörte sie überall, auch aus dem Mund der „Sprossen alter Adelsgeschlechter" . . . . (Gestattet die Entrüstung der Erzherzogin Sophie und unseres Freundes Jarcke gegen Metternich eine andere Erklärung?)[1]

In einem Fragment, das R. wohl mehr zur eignen Befriedigung geschrieben: „Grillen über Diplomatie und Diplomaten," sieht er das Wort der Schrift „Der Satan ist der Fürst dieser Welt" bestätigt durch jene Teufelsbefragungen, von welchen wir auf S. 35 f. gesprochen; er nennt noch Napoleons I. Befragung der Lenormant und der ägyptischen Wahrsager. Staatsmänner, welche zugleich ausgesprochene Lebemänner seien wie Gentz, — (bekanntlich empfing auch dieser Jahrgelder von Rußland, England und Preußen,) — Andere, welche sich von „Maitressen" „meistern" lassen, und Alle, die im Privatleben über die göttlichen Gebote sich hinwegsetzen, könnten auch im politischen niemals volles Vertrauen beanspruchen. So

1) R.'s Unzufriedenheit mit Fürst M. war ganz sachlicher Natur. Persönlich hatte der Fürst ihm so Schmeichelhaftes gesagt wie nicht Viele. Sieh Bd. III. S. 165 nur Ein solches Wort von mehreren.

große Hochachtung R. hegte für Diplomaten wie der Freiherr vom Stein, Graf Senfft-Pilsach, Herr v. Olry und ihres Gleichen, — bekennen mußte er: Unter den vielen Diplomaten, die er in seinem langen Leben kennen gelernt, und selbst unter den im Uebrigen Christgläubigen, seien nur Wenige gewesen, welche gleich den eben Genannten überzeugt waren, daß die Politik immer eine streng christliche sein könne.

Es läßt sich aber zeigen, daß Wahrhaftigkeit, Unbestechlichkeit und Geradheit weiter führen, als die herrschenden Verstellungskünste, Lügen und Intriguen. . . .

Die Minister Pombal, Aranda, Choiseul und ihre Gesinnungsgenossen vermochten mit all' ihren Lügen und Künsten Reiche wohl umzustürzen, aber keines wie die schlichten und christlichen Jesuiten zu Paraguay zu erbauen, vielmehr nur das Erbaute schnell wieder zu Grunde zu richten.

Es war Ringseis von verlässiger Seite erzählt worden, daß im J. 1817 auf dem Kongreß in Aachen Minister Talleyrand gegen Metternich und Gentz eröffnet habe, Frankreich würde die Wiederherstellung Polens begünstigen, wenn Oesterreich Galizien zurückzugeben bereit wäre, und würde Oesterreich unterstützen, wenn es zur Entschädigung die Donaufürstenthümer an sich bringen wolle.

Waren die Donaufürstenthümer keine hinreichende Entschädigung? Nicht viel gelegener als Galizien? Aber da nicht blos Metternich, sondern auch Gentz von Rußland aus purer Dankbarkeit für die europäische Ruhe verpflichtet waren, so wurde aus dem Handel nichts. So wurde die Einmischung Rußlands in alle westeuropäischen Händel befestigt und verewigt, durch die Annahme der Dankbarkeit Rußlands. Ein minder talentvoller, aber in jeder Beziehung unbestechlicher Minister hätte also für Deutschland viel besser gesorgt.

Da war der Verfasser des bayerischen Codex maximilianeus, Xaver Kreithmeyer, ein ganz anderer Mann. Als ihm nach Vollendung desselben der Churfürst Max III. sagte: „Xaverl, jetzt mußt Du doch auf Verbesserung Deines Gehaltes schauen," — er hatte 2000 fl. jährlich, — erwiderte K.: „Chur'stlich Durchlaucht, 's leidt's net."

Zu dem Aufsatz „Ueber Ringseis' Antrag" u. s. w., Seite 168 f.[1])

A. Ueber die jetzige Einrichtung der Studien für die Aerzte.

Nachdem R. über den Mangel an technischer Ausbildung bei vielen Doktoren ein paar haarsträubende Thatbeweise angeführt hat, bringt er dafür, daß bei den bestehenden Schuleinrichtungen nur Ausnahmstalente sich die für die Landpraxis nöthige Technik anzueignen, und außerdem nur Spezialisten für die Städte sich auszubilden vermögen, hingegen der Mehrzahl von Aerzten die für das Land erforderliche Vielseitigkeit nicht erreichbar sei, noch die nachfolgenden Vernunftbeweise:

Bei der bestehenden Einrichtung unserer Schulen beginnt der Medizin-Studirende nach Vollendung der deutschen, lateinischen und Gymnasialklassen seine Universitätsstudien im 17. und 18. Lebensjahre und vollendet sie in 11 bis 12 Semestern. 4 bis 5 Semester verwendet er auf Philosophie, die Naturwissenschaften mit Anatomie, Zootomie und Physiologie. Erübrigen also nur 7 bis 8 Semester für medizinische, chirurgische und hebärztliche Pathologie, Therapie und Klinik. Rechnet man nach Abzug der langen und vielen Ferien und der Tage und Stunden, welche auf die Katheder-Vorträge und auf die Vorbereitung zu den Prüfungen zu verwenden sind, — rechnet man die ausschließlich den Beobachtungen und Uebungen am Krankenbett, an Leichen und Fantomen gewidmete Zeitdauer, so schrumpft diese auf eine überraschend kleine, auf kaum 18 Monate zusammen. Dabei ist zu erwägen: Die wichtigsten Arten der bekannten Krankheiten sollten in allen ihren Perioden genau, d. i. mit allen Sinnen und oft mit

---

1) Beilage A, B und D sind Bruchstücke aus dem, auf Seite 168 erwähnten großen Vortrag „Ueber die Baderschulen", welchem R. später zum Zweck der Veröffentlichung, (die aber nicht erfolgte,) die Aufschrift gab: Ueber eine zweite Klasse nebst den Doktoren zur vollen selbstständigen Praxis befähigter und berechtigter Aerzte. In Beilage C ist solch ein Bruchstück zur Erläuterung verschmolzen mit Stellen aus anderen Schriftstücken R.'s und aus seinem System der Medizin. Die Ueberschriften der einzelnen Beilagen rühren nicht von R. her.

Hilfe der Instrumente, somit ganz in der Nähe beobachtet werden. Aber bei einer großen Menge klinischer Zuhörer können das nur Wenige; wer heut den Kranken nahe sieht, gelangt vielleicht morgen nicht dazu, und so sind Viele genöthigt, mehrere Krankheiten und Krankheitsmomente nicht durch eigene Anschauung, sondern nur aus Büchern kennen zu lernen. Beobachtung in nächster Nähe ist nothwendiger bei chirurgischen und geburtshilflichen Operationen. Auch sollte jede chirurgische und geburtshilfliche Operation von Jedem sehr oft an Leichen, Fantomen und unter Aufsicht des Lehrers an Lebenden eingeübt werden. Dieß gilt von allen Zweigen ärztlicher Technik, die ja in neuer Zeit durch Vervielfältigung der physischen, chemischen und mikroskopischen Hilfsmittel der Klinik sich so außerordentlich erweitert hat, daß man vielleicht mit strenger Wahrheit sagen kann, es gebe keinen anderen Kunst- oder Gewerbezweig, der so mannigfaltige, feine und schwierige Technik erheischte. Man erwäge nur die tausendfältigen diagnostischen Untersuchungen mit Augen, Ohren, Händen, mit Hörrohr, Respirator, den Augen-, Ohren-, Kehlkopf- und Mutterspiegeln, dem Mikroskop, die höchst verschiedenen chirurgischen Operationen an allen Theilen des Leibes, besonders der Augen, die vielfachen magnetischen, elektrischen und galvanischen, die orthopädischen Heilmittel, dann die zahllosen Untersuchungen der Krankheitsprodukte in Leichen.[1]) Wenn der Arzt auf dem Lande auch nicht ein Meister in jeder dieser Techniken sein kann und sein muß, so muß er doch so viel in jeder geübt sein, daß er die unverschiebbare Nothhilfe zu leisten im Stande ist, bis der Patient die Hilfe, z. B. des Augenoperateurs, des Orthopäden und des künstliche Zähne und Kiefer verfertigenden Zahnarztes aufsucht. An Zahn-, Kiefer- und Zahnfleischkrankheiten, den Gegenständen des Zahnarztes und bei Verkrümmungen und veralteten Verrenkungen sind Nerven, Gefäße und Häute betheiligt und die Krankheiten derselben sind Folgen der allerverschiedensten pathologischen Ursachen, ihre Behandlung fordert also anatomische, pathologische und therapeutische Einsicht.

Weder die Kräfte des Lehrers, noch die den Universitätsstudenten gegönnte Studiendauer, noch das Material an Kranken und Leichen sind hinreichend, um in 12 bis 18 Monaten alle Studirenden in erforderlicher Weise einzuüben. Welch unverhältnißmäßiger Unterschied zwischen der Zeit, welche der Medieiner bei der gegenwärtigen Ein-

---

1) Man bemerke hiemit das Gewicht, das der „Mystiker“ auf diese Techniken legt! Anm. d. Schreib.

richtung seiner Studien zur Einübung verwendet und verwenden kann und der Zeit, welche für alle anderen in der Regel minder wichtigen Techniken verwendet zu werden pflegt und verwendet werden muß, um zu einigem Grad von Vollkommenheit zu gelangen! Die Einübung fast aller Handwerke und Künste, im engeren und weiteren Sinne, pflegt man schon in den Knabenjahren zu beginnen, wie es erwähntermaßen auch mit dem Unterricht der Chirurgen und Bader früherer Zeiten der Fall gewesen,[1]) und dieser frühe Beginn ist um so dringender nothwendig, wo keine ausgezeichneten Anlagen zur Technik vorhanden.

B. Ueber die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, für ein unvollständig ausgebildetes unterärztliches Personal die Befugnisse klar abzugrenzen.[2])

Zur Zeit, da Ringseis seinen Vortrag im Ob.-Med.-Ausschusse hielt, waren noch unterärztliche Individuen aller in Bayern der Reihe nach eingeführten Ordnungen in Thätigkeit; demzufolge war auch die Klage über Befugnißüberschreitung eine mannigfaltige. Die Unhaltbarkeit der bestehenden Befugniß-Ordnung führt Ringseis des Näheren aus:

Die äußeren Krankheiten haben häufig ihre Ursache in inneren und die inneren in äußeren, sowie die inneren übergehen in äußere und diese in jene.

Und leichte Krankheiten behandelt man richtig nur dadurch, daß man sie verhindert, in schwierige oder langwierige überzugehen. Pocken, Scharlach, Masern, Rothlauf, Katarrhe, Rheumatismen, Wechselfieber, Geschwüre, Wunden und unzähliges Anderes kann gefährlich und ungefährlich verlaufen. Jeder, welcher durch Behandlung der leichten Krankheit ihren Uebergang in gefährliche oder langwierige hindern will, muß also wissen, welche möglichen Uebergänge er abzuhalten habe. Dieses kann er nicht, ohne daß er diese Krankheiten in ihrem ganzen gewöhnlichen und ungewöhnlichen, günstigen und ungünstigen Verlaufe häufig beobachtet habe. Dem Ungeübten scheint oft gefährlich, was

---

1) Vgl. Bd. III, S. 246, Z. 3 f.
2) Zu IV. S. 171, Z. 12 v. u. f.

ganz ungefährlich und umgekehrt; das Wichtigste ist, die Anfänge recht zu bekämpfen. „Principiis obsta, sero medicina paratur."

Zum Beweis dafür, daß bei solchem Zusammenhange der äußeren und inneren Krankheiten, der Anfänge und Ausgänge, der leichten und schwierigen Krankheiten es schlechterdings unmöglich sei, die Grenzen der Befugnisse unzweideutig genau zu bestimmen, Ueberschreitungen zu hindern und gegen die Ueberschreitenden nicht ungerecht zu werden, gab R. die kritische Betrachtung der den verschiedenen unterärztlichen Klassen in Bayern ertheilten Instruktionen:

Der „Landarzt" darf alle Zweige der Medizin, in denen er Unterricht erhielt, ausüben. An den Beirath eines Arztes gebunden ist er nur in „vorzüglich schwierigen" und „sehr verwickelten" Fällen; an den eines Operateurs nur bei Operationen, die „mit Gefahr verbunden", „mit Verstümmelung enden und nicht schnelle Entscheidung erheischen."

Also darf der Landarzt zwar schwierige und verwickelte Fälle selbstständig behandeln, aber keine „vorzüglich schwierigen" und keine „sehr verwickelten" und er darf Operationen, die mit Gefahr verbunden und die mit Verstümmelung enden, selbstständig unternehmen, „wenn die Umstände gebieterisch schnelle Entscheidung verlangen", d. i. er darf überall die Nothhilfe leisten. Aber welche sind die Grenzen der schwierigen und verwickelten und der vorzüglich schwierigen und sehr verwickelten Fälle? Und welche sind die Umstände, die schnelle Entscheidung fordern? Das vermag selbst der gelehrteste und erfahrenste Arzt nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden. . .

Nach der Instruktion für „Chirurgen" . . . sollen promovirte Aerzte vom Chirurgen zugezogen werden, nicht blos in „anfangs" gefährlichen Krankheiten, sondern selbst in jenen, „welche in der Folge gefährlich werden können." Selbstständig behandeln dürfen sie „leichtere Reiz-, Entzündungs-, Fluß- und Ausschlags- und gastrische Fieber". Aber welche wenn auch noch so leichte Krankheit kann nicht gefährlich werden in der Folge? Gleichwie oft die größten Verstümmelungen ohne heftige Erscheinungen verlaufen, so entstehen dagegen oft nach ganz oberflächlichen Operationen die gefährlichsten Symptome, z. B. der Hospitalbrand oder der Starrkrampf. Vom

Fieber sagt schon Stoll, daß in jedem die Vorhersagung ungewiß sei und seit Stoll rechnet die ganze Wienerschule zu den wesentlichen Fiebersymptomen die schnell und unerwartet eintretenden Veränderungen und Uebergänge in denselben ꝛc." Welcher Arzt vermag also in den Anfängen leicht erscheinender Fieber zu sagen, daß sie nicht gefährlich werden können?

Die „chirurgischen Bader" v. J. 1836 dürfen in der Regel nur die „Anfänge" gefährlicher medizinischer und chirurgischer Krankheiten behandeln, haben aber die Befugniß zur fast unbeschränkten Ausübung der Gesammt-Geburtshilfe.

Die „Nothhilfe" dürfen Landärzte, Chirurgen und chirurgische Bader ganz selbstständig ausüben, die Bader jüngster Ordnung v. J. 1843 aber nur bis zur Ankunft des promovirten Arztes.

Der „Bader" jüngster Bildung v. J. 1843, der nur sehr beschränkten Unterricht erhält und darum nur ganz unselbstständiger Gehilfe des Arztes sein soll, hat doch bis zur Ankunft desselben einen sehr einflußreichen Grad von Selbstständigkeit in Leistung der Nothhilfe, indem er bis dahin behandeln darf: alle Arten von Ohnmachten, Scheintod, Schlagflüssen, Koliken, Vergiftungen, Verblutungen, Verwundungen, eingeklemmte Brüche und von gefährlichen Zufällen der Entbundenen und ihrer Kinder.

Er darf und soll eigenmächtig entscheiden, ob die genannten Krankheiten durch reizende Mittel (Wein, Branntwein, Melissengeist in Einreibungen . . . u. dgl.) zu behandeln oder im Gegentheile durch besänftigende, Aderlässe, Blutegel, ölige, schleimige u. dgl. Dinge; ferner ob Erbrechen-erregende oder Erbrechen-stillende in Anwendung zu bringen. Vgl. Handbuch . . . von Dr. Haus, k. b. Reggs. Mediz.-Rath. . . .

Also von den vier minder unterrichteten und minder befugten ärztlichen Klassen dürfen und sollen in Nothfällen drei Klassen völlig frei und selbstständig verfahren und die mindest unterrichtete unter ihnen, welcher verboten ist, selbst die leichteste der übrigen Krankheiten zu behandeln, diese hat gleichwohl die Befugniß, in den allerschwersten, gefährlichsten und fast augenblickliche Entschließung fordernden Krankheiten über Lebensfragen zu entscheiden. Denn von der Anwendung oder Unterlassung einer Blutentziehung, eines Brechmittels, reizender oder beruhigender Dinge hängt oft Leben oder Tod ab. Und bekanntlich sind nicht selten die unterrichtetsten Aerzte in Zweifel, ob in einzelnen Fällen das Eine oder das Andere zu verordnen.

Aber wie die Befugnisse der Bader in Behandlung der Nothfälle gegenüber ihren Kenntnissen viel zu groß, so sind sie doch viel zu gering bezüglich auf die Forderungen der Nothhilfe.

Der Bader darf bei Vergiftungen zwar Erbrechen bewirken, aber nur durch laues Wasser und Kitzeln des Schlundes mit einer Feder. Nach § 5 und 6 der Baderordnung und 205 des Lehrbuches beschränkt sich die Hilfeleistung des Baders nur auf diätetische Anordnungen mit unbedingtem Ausschlusse aller pharmazeutischen Mittel. Allein, wenn zur Nothhilfe die Anwendung aller ohne Gefahr für den Kranken nicht aufzuschiebenden Mittel gehört, so muß der Nothhelfer auch befugt sein, pharmazeutische Brechmittel und die spezifischen Gegengifte zu reichen. Diese Nothwendigkeit empfindet auch der Verfasser des Lehrbuches . . . [folgt eine von demselben gestattete Verordnung] . . . und der Obermedizinalausschuß, welcher die Baderordnung verfaßte und das Lehrbuch begutachtete, fand sich bewogen, zu jener folgewidrigen Erlaubniß der Anwendung des Eisenoxyd.-Hydrats seine 10 Augen zuzudrücken. Der nur auf diätetische Mittel beschränkte Bader dürfte folgerichtig auch keine Blutentziehung selbstständig vornehmen. Gleichwohl ist ihm gestattet, . . . Aderlässe und Blutegel selbst wiederholt zu verordnen. Wie es also einerseits der grundsätzlichen völligen Abhängigkeitsstellung der Bader und ihrem geringen Bildungsgrade gänzlich widerspricht, ihnen zu gestatten, selbstständig und wiederholt Blut zu entziehen und Erbrechen zu bewirken und ein Gegengift des Arseniks zu reichen, so ist es anderseits nicht nur folgewidrig, sondern dem Zweck unverschiebbarer Nothhilfe zuwider, die Anwendung von anderen Gegengiften und von pharmazeutischen Brechmitteln zu verbieten, besonders wenn der promovirte Arzt 1—2—3 Stunden entfernt wohnt oder zu anderen entlegenen Kranken gerufen, von Hause abwesend ist. Aber diesem Widerspruch zwischen Sollen und Müssen auf der einen und Nichtkönnen und Nichtdürfen auf der anderen Seite begegnen wir noch öfter. . . In § 189 des Lehrbuches heißt es:

„Die Untersuchung einer Wunde ist eines der schwierigsten „Geschäfte, welches die größte Umsicht und Aufmerksamkeit erfordert. „Sie ist bei jeder Wunde nöthig und hat vor Allem den Zweck, ihre „Tiefe und Richtung kennen zu lernen, ferner zu erforschen, welche „Theile verletzt seien, und ob sich fremde Körper in der Wunde befinden."

„Da dem Bader unmöglich zugemuthet werden kann, dieses „wichtige Geschäft, zu welchem die vollkommenste anatomische Kenntniß „gehört, kunstmäßig zu verrichten, derselbe aber jedenfalls, wenn kein

„Arzt vorhanden ist, die Untersuchung einer frisch entstandenen Wunde „vornehmen muß, um nur zu bestimmen, ob sie einfach oder oberflächlich sei und ob daher deren Behandlung und Heilung ihm zustehe „oder nicht und im letzten Falle, welche Nothhilfe er zu leisten „habe" u. s. w.

Der Bader also muß untersuchen aus mehreren Gründen, sonst weiß er nicht, ob ihm die Hilfe zusteht, sonst weiß er auch nicht, was für Hilfe vonnöthen, endlich weiß er sonst nicht, was er gemäß § 206 des Lehrbuches dem Arzte berichten soll. Aber der Bader kann und darf nicht untersuchen; er kann nicht, denn dazu gehört die vollkommene anatomische Kenntniß, ohne die er leicht Nerven, Gefäße u. a. verletzte. . . Da geht es ihm, wie dem zwischen zwei Heubündeln wählenden Esel des griechischen Philosophen. . . . . .

Um uns die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit, die gegebenen papierenen Instruktionen zu erfüllen, anschaulich zu zeigen, wollen wir von den Fällen, die alltäglich vorkommen, nur einige näher betrachten.

Es erkrankt Jemand auf dem Land an einem Orte, wo kein Doktor ist. Scheint die Krankheit unbedenklich, so wird anfänglich gar kein Arzt, im bedenklichen Falle aber von der Mehrheit der Kranken zuerst der am Ort oder in nächster Nähe befindliche Landarzt, Chirurg, chirurgische oder einfache Bader gerufen, der Letztere unter dem Titel der Nothhilfe. Wenn die bedenklichen Symptome schnell vorübergehen, so betont man von keiner Seite die Beiziehung eines Doktors. Solche glücklich verlaufende Fälle ereignen sich mehrere und ermuthigen den Landarzt, Chirurgen und Bader zur Wiederholung der selbstständigen Behandlung. Aber nun erscheinen drohende Zeichen. Der, einen ungünstigen Ausgang befürchtende Unterarzt verlangt die Beiziehung eines Arztes. Der Kranke und seine Angehörigen wollen aber keinen solchen eine, zwei bis drei Stunden weit herbeikommen lassen, die Kranken X, Y, Z hätten den Doktor auch gehabt, seien aber dennoch gestorben und die Rechnungen haben nachher 50, 150 bis 300 fl. betragen. Was soll der Landarzt, Chirurg oder Bader nun machen? den Kranken verlassen? — Nicht blos wenn der Kranke unter Behandlung eines Baders starb, sondern auch, wenn dieß geschah unter Behandlung des Landarztes, so kann der Doktor Anlaß nehmen, über Befugniß-Ueberschreitung zu klagen; denn wenn der Kranke starb, so war die Krankheit gewiß eine „vorzüglich schwierige", oder „sehr verwickelte". (Vgl. S. 355, Z. 11 f.) Oder der Kranke entschließt sich, den Doktor zu rufen, stirbt aber doch nach kürzerer oder längerer Behandlung, und auch nun kann der Doktor Anlaß finden, zu klagen, (wie denn

dieses sich öfter ereignete,) man habe ihn viel zu spät gerufen. Es ist vorgekommen, daß Landärzte, Bader und Chirurgen Rügen oder Strafen erhielten, nicht blos weil sie zur Ader gelassen, sondern weil sie in anderen Fällen es nicht gethan haben.

Und so entstanden und entstehen wegen wirklicher oder angeblicher Befugniß-Ueberschreitungen und Unterlassungen zwischen Doktoren und den übrigen Klassen häufig die heftigsten Spannungen bis zur tödtlichen Feindschaft. Ganze Gemeinden nahmen daran Antheil, man verbittert, ja man verkürzt sich das Leben gegenseitig.[1])

C. Von dem Unterschied einer im engeren Sinn **gelehrten Wissenschaft** und einer bloßen **Wissenschaft der Praxis**, die immerhin in sich vollständig sein soll und kann und daher in der That **Wissenschaft** genannt werden kann und soll.[2])

.... Die theoretischen Grundlagen der Musik sind Mathematik und Physik, ja in gewissem Sinne Psychologie. Aber Paganini spielt unübertrefflich ohne forstbotanische und vergleichend anatomische Kenntniß der Hölzer, Därme und Haare, mit welchen er spielt, und ohne anatomische Kenntniß der Herzen und Nieren, die er gewaltig erschüttert. Vestris tanzt vortrefflich ohne physiologische Kenntniß der Muskeln, die er bewegt, der Mechanik, die er ausübt. Wir kennen die genauesten praktischen Geometer und Trigonometer, die nach gegebenen Formeln vermessen ohne die geringste Kenntniß der Weise, wie die Mathematik zur Auffindung der Formeln gelangte. Es gab die größten Feldherrn, die tüchtigsten Staatsmänner, die wirksamsten Religionslehrer, die kaum zu lesen und zu schreiben verstunden. Theodorich, Karl der Große, Tamerlan, der Abt und Einsiedler Antonius, der von Dante so hoch gepriesene Franz von Assisi und unzählige andere.

Und in welcher Zeit bedurfte der Bauer der im engeren Sinn sogenannten Wissenschaft, um seinen Acker zu bauen?[3])

1) Vgl. S. 182, Z. 8 v. u. f.

2) Vgl. Bd. III. S. 184, Z. 3 f.; S. 198, Z. 12 v. unt. bis S. 203, Z. 9.

3) Wir wissen recht gut, daß auch in der Landwirthschaft die Chemie u. s. w. zu glücklichen Funden geführt haben. Immer aber wird die große Menge, auch wenn sie die praktisch erprobte Verbesserung annimmt, darum nicht Chemie u. s. w. studiren.

Anerkannt einer der größten Staatsmänner, die je wirkten, Justus Möser, spricht in mehreren Aufsätzen seiner „Patriotischen Phantasien" von der Möglichkeit, Nothwendigkeit, ja Vorzüglichkeit der blos praktischen Ausbildung, ohne darum die Unentbehrlichkeit der gelehrten für besondere Stände in Abrede zu stellen. (Thl. I, S. 23.) „Also soll der handelnde Theil der Menschen nicht wie der spekulirende erzogen werden." (S. 27.) „Die Geschäftsmänner und übrigen handelnden Menschen sollen die Resultate (des wissenschaftlichen Unterrichts) nützen, ohne mit jenen (den Gelehrten) einerlei Gang zu gehen" (vgl. Thl. III, S. 126 — 129), „und in denselben (den Realschulen) nicht blos den Kaufmann und Handwerker, sondern auch, wie zu Berlin geschieht, einen tüchtigen Offizier und geschickten Kammerrath bilden" (Thl. I, S. 338:) „Ist es billig, daß Gelehrte die Kriminalurtheile sprechen?" (und Thl. II, S. 306:) „Schreiben einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer." —[1])

Ringseis fährt fort:

Zum Glück für die Menschheit sind die sogenannte Wissenschaft und die Praxis nirgends in so untrennbarem Verband als Viele behaupten, — oder vielmehr **die Wissenschaft der Praxis** ist eine **besondere**, und mittheilbar durch Beispiel, Uebung und einen kurzen, auf Tradition beruhenden Katechismus von Regeln, Handgriffen und Formeln.[2]) So in Dingen, die noch wichtiger als die Medizin, in der Religion, im Ackerbau, in allen zum Leben unentbehrlichen Gewerben. Göthe macht in vielen Stellen seiner Werke, insbesondere im 49. und 50. Band (Stuttg. und Tüb. 1833) aufmerksam auf diese Selbstständigkeit der Praxis.

Wie sehr auch Forschung, Streben nach Selbstrechenschaft geboten sei, — Stückwerk, sagt Ringseis,

Stückwerk ist und bleibt, auch bei der möglich größten Entwicklung, unser Wissen, insbesondere auch der physiologischen Vorgänge in Gesunden und Kranken. Darum ist es gewiß eine providentielle Einrichtung unseres geistigen und leiblichen Wesens, daß wir die un-

---

1) Von R. in seinem System der Medizin zitirt, S. 449 f.

2) Daß Ringseis diesen Katechismus von Regeln sich in einheitlicher Theorie gedacht, zeigt unser 19. Kap. Vgl. z. B. S. 189 f. in unserem III. Bd.

entbehrlichen Verrichtungen zu vollbringen vermögen, ohne die Prozesse und Gesetze zu kennen, wonach und wodurch sie zu Stande kommen. So waren Pythagoras und Anaxagoras, Socrates und Plato tiefe Denker, ehe Aristoteles die logischen Denkgesetze aufgestellt und die Anatomie den Bau des Gehirns erkannt hatte. So denkt alltäglich der gesunde Verstand richtig ohne Bewußtsein dieser Gesetze. Ja nur aus dem faktisch vorhergegangenen richtigen Denken konnten die Gesetze desselben gefunden werden. So wurden die Theorien aller Künste durch die Betrachtung der bereits vorhandenen Kunstwerke, der Iliade und Odyssee und der kunstvollen Bau- und Bildwerke gefunden.[1])

So läßt auch unsere diätetische Praxis, nicht blos des Ungelehrten, sondern auch des Chemikers und Physikers, trotz der ungeheueren Fortschritte der naturhistorischen Kenntnisse in unserem Jahrhundert sich in erster Reihe nicht durch diese Kenntnisse leiten, sondern befolgt dieselben Hauptmaximen, wodurch sie vor Hunderten, ja Tausenden von Jahren bestimmt ward:

1) Iß und trink, was Hunger und Durst laut Anderer und eigener Erfahrung am besten gestillt und den Körper ernährt hat;
2) meide, was dieser Erfahrung zuwider ist.

Diese zwei Regeln gehen vor allen chemischen und physischen.

Ein nicht durch diese Regeln geleiteter Chemiker würde nothwendig schließen, wie folgt:

Stoffe, in welchen alle Elemente enthalten sind, aus denen unser Körper besteht, wie in der Gallerte (im Leim) und im Blute, — solche Stoffe müssen auch die thierischen Körper vollkommen ernähren.

Und doch lehrt uns die Erfahrung das Gegentheil. Ja nicht blos, welche Stoffe uns ernähren, sondern auch wie sie zubereitet werden müssen, ehe sie verdaut werden können, wissen wir vor der chemisch-physikalischen Untersuchung besser aus Ueberlieferung. Wenn

1) Von der Dünkelhaftigkeit und Pedanterie unserer Zeit ist freilich die Forderung gestellt worden: um philosophiren zu können, (warum nicht um zu denken überhaupt?) müsse man vorerst Anatomie und Physiologie studiren; also wohl auch um zu verdauen, zu gehen und zu sehen, Anatomie und Physiologie der Muskeln, des Magens, der Augen, dazu Physik und Mechanik? Ueberhaupt überschätzen manche Aerzte, welche Naturwissenschaften, Physiologie, Physik, Chemie, Anatomie zu ihrem Hauptgeschäft machen, nicht aber praktische Medizin ausüben, die praktische Wichtigkeit ihrer Doktrinen.

Chemiker als Köche sich in die Speiseküche drängten, liefen die Gäste vom Tische.

Sollte die Medizin allein eine Ausnahme machen; ihre Praxis unmöglich sein ohne gelehrte und sogenannte wissenschaftliche Bildung?

Die solche Ausnahme Behauptenden werden sich für immer zu enthalten haben, eine Geistes-, Gehirn- und Milzkrankheit zu behandeln, da sie über die Physiologie des Gehirns und der Milz nicht „Halb"-, sondern nur „Achtelswisser" sind. Vgl. Bd. III. S. 245, Z. 14, 15.

In Wahrheit aber, erinnert R., werden jene Organe, deßgleichen Leber, Schilddrüse u. s. w. trotz mangelhafter physiologischer Kenntniß in Erkrankungen mit Glück behandelt.

Längst ehe man den Kreislauf des Blutes kannte, war die heilsame Wirksamkeit der Blutentziehungen in Entzündungen bekannt; jetzt ist die Physiologie des Kreislaufes, der Verdauung ꝛc. so ziemlich erforscht, ohne daß wir darum alle ihre Krankheiten heilen können. Ebenso kannte man die Fälle der Wirksamkeit der China, des Opiums u. a. m., ehe man etwas Gewisses von deren Herkommen und Zusammensetzung wußte. Und seit man diese kennt, ist man in der Praxis um nichts weiter, oder wenn man auch jetzt die Fälle der Wirksamkeit vieler Mittel genauer kennt, so ist es nicht, weil man ihre Naturgeschichte, ihre chemische Zusammensetzung und die Physiologie des Menschen besser erforscht hat, sondern weil die [praktischen] Beobachtungen über die Arten der Wirksamkeit in Kranken sich vervielfältigt haben.

Somit ist die Praxis, die praktische Wissenschaft, in Einzelnem viel weiter voran, in Anderem viel weiter zurück als jene propädeutischen Doktrinen; somit also besteht ein bedeutender Grad von Unabhängigkeit der praktischen Wissenschaft von der Wissenschaft im engeren und strengeren Sinn.

Rechenschaft von seinem ärztlichen Handeln sich zu geben, diese Forderung betonte Ringseis mit mehr Konsequenz als seine Gegner, —

Aber die wissenschaftliche Rechenschaft ist von verschiedener Weise. Im strengsten Sinne wissenschaftlich wäre die ärztliche Praxis, wenn der Arzt handelte in Folge vollkommener Einsicht:

1) in die Gesetze und physiologischen Vorgänge, nach welchen die Gesundheit erhalten,
2) die Vorgänge, wodurch sie gestört wird und
3) diejenigen, wodurch die Genesung erfolgt.

Diese aber werden uns in ihrer Vollständigkeit noch lange unbekannt bleiben, wahrscheinlich nie ganz offenbar werden; [Stückwerk eben!] wir müssen uns begnügen, einige Hauptmomente zu kennen. Wäre eine Detailkenntniß aller Naturwissenschaften für die ärztliche Praxis unentbehrlich, genügte nicht die Kenntniß der Einwirkungen der Naturgegenstände auf Gesundheit, Krankheit und Heilung, so wäre ärztliche Praxis eine fast unmögliche Sache.

Nein, der Mensch ist ein geborner Physiker, Chemiker, Diätetiker und Therapeutiker, bevor er den Bau seines Körpers und die Gesetze seiner Erhaltung kennen gelernt hat, und wie in der diätetischen Praxis die Ueberlieferung über das, was bisher Hunger und Durst am besten gestillt hat, an erster Stelle uns leitete und leitet, so in der therapeutischen die aus der Erfahrung abgezogenen (bereits Bd. III, S. 184 erwähnten) Regeln:

1) Verfüge in Krankheiten was in ähnlichen geholfen und
2) meide, was in denselben geschadet hat.

Diese den erwähnten diätetischen ganz ähnlichen therapeutischen Regeln sind noch viel strenger zu beobachten als die diätetischen, weil in Krankheiten

1) der Instinkt nicht so sicher leitet, wie Hunger und Durst in Gesunden und weil
2) Heilmittel unserem Körper nicht so verwandt sind als Speisen und Getränke.

Um das „Stückwerk“ nochmal recht nachzuweisen, bemerkt R.:

Man behauptete zwar, es gebe konstante Einwirkungen der Arzneistoffe auf den Gesunden, man könne somit die physiologischen „Ansichwirkungen“ der Heilmittel auf den Gesunden erkennen und aus dieser Erkenntniß nebst der allmälig zu gewinnenden Einsicht in die inneren Vorgänge der Krankheiten und der Heilung „nach Jahrhunderten“ zu einer exakt wissenschaftlichen Heilkunde gelangen. Aber schon der ersten Behauptung, daß die Einwirkungen der Heilmittel auf Gesunde konstant seien, ist aufs Entschiedenste zu widersprechen. Es gibt keine Wirkung „an sich“. Jede Wirkung ist das wandelbare Resultat aus dem was einwirkt und der veränder-

lichen Beschaffenheit des organischen Leibes, worauf eingewirkt wird.[1]) ... Schon Speisen und Getränke (und Luft) wirken auf denselben Gesunden nicht in ständiger Weise. Je nachdem bald dieser, bald jener Theil des Körpers durch Arbeit größeren Umsatz der Stoffe erlitten, werden die genossenen Speisen und Getränke bald mehr diesem, bald mehr jenem zugewendet, und Nahrungsmittel sind solche nur gegenüber Hungernden, die der Bestandtheile jener ermangeln; nur die Hungrigen und Durstigen unterwerfen (assimiliren) dieselben; der Gesättigte unterwirft sie nicht, wird vielmehr von denselben gekränkt, (unterworfen). Und nur diejenigen „Nahrungsmittel"=Bestandtheile, welche dem Hungrigen fehlen, ernähren ihn wirklich oder werden ihm angeeignet; die übrigen werden wieder ausgeschieden oder machen den Esser krank. Zwischen den Vorgängen der Aneigung oder krankmachenden Nichtaneignung der Speisen und Getränke ist also der Unterschied wie zwischen Siegen und Besiegtwerden.

Wenn aber schon die uns verwandtesten Dinge wie Speisen, Getränke und atmosphärische Luft es sind, in ganz entgegen gesetzter Weise auf den nämlichen Gesunden einwirken können, um wie viel mehr fremdartige Schädlichkeiten, Gifte und Arzneien! ... Wenn schon das indifferente kühle Wasser erwärmend auf die kalte und kühlend auf die warme Hand einwirkt, so wirken in verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Gesundheitsbreitegraden sowohl des Einzelnen als ganzer Bevölkerungen nicht blos Speisen und Getränke, sondern noch weit mehr Schädlichkeiten, Gifte und Arzneien verschieden und auf verschiedene Theile. Wer Versuche mit Arzneien an Gesunden und an Kranken vornimmt, muß den stationär herrschenden, wie den individuellen Breitestand der Gesundheit mit in Rechnung bringen.[2]) Eine vollkommen genaue Einsicht in alle inneren Vorgänge der Gesundheit, Krankheit und Heilung ist wie gesagt nie zu erwarten. ... Mangelt aber nur ein Moment dieser Einsicht, so ist ein blos darauf gegründetes therapeutisches Handeln völlig unsicher. Ein Beispiel wird das Gesagte erläutern.

China gilt für ein Mittel, über dessen Anwendung die verhältnißmäßig größte Sicherheit obwaltet. In ganz kleinen Gaben

---

1) Dem scharfen chirurgischen Messer und dem zerstörenden Aetzteig gegenüber verhalten sich freilich alle thierischen Weichtheile fast widerstandslos, aber schon der Knochen wird vom Messer viel weniger verletzt als der Weichtheil u. s. w.

2) Sieh Bd. III. S. 427 f.

scheint sie angeeignet werden zu können, denn sie kränkt nicht, ja sogar verbessert sie die Verdauung. In größeren Gaben erregt sie außer den Erscheinungen eines gastrischen Fiebers narkotische Wirkungen zc.

In größeren Gaben macht also die China den Gesunden krank und krankmachend ist die sog. physiologische (eigentlich pathologische) Wirkung jedes in größerer Gabe gereichten Arzneimittels. Die Beobachtung der kränkenden Wirkungen des Arzneimittels auf Gesunde vermehrt nun allerdings unsere Kenntnisse überhaupt, sie lehrt uns, daß und unter welchen Erscheinungen Gesunde durch das Arzneimittel krank werden, aber nur selten, durch welche innere physiologisch-pathologische Prozesse diese Wirkung geschehe.

Und selbst wenn Letzteres der Fall wäre, wie soll daraus eine Einsicht entstehen, welche Krankheiten durch das Mittel geheilt werden können?

Es ist nicht möglich, aus den angeführten Wirkungen der China im Gesunden selbst mit Zuhilfenahme aller unserer chemisch-physiologischen Kenntnisse auch nur von ferne zu ahnen, daß sie die aussetzenden Fieber zu heilen im Stande ist. Nur die wiederholte Erfahrung der Wirklichkeit dieser Heilung gewährt uns die nöthige Sicherheit.[1])

Manche scheinen aber in folgender Weise zu schließen:

„Was in Gesunden Hirn, Rückenmark, Nerven, Herz, Gefäße, Lungen zc. zu größerer Thätigkeit aufregt oder sie niederdrückt, bewirkt dasselbe wohl auch in den Kranken und man kann und soll also bei den Krankheiten erhöhter Thätigkeit Mittel verordnen, welche die Thätigkeit mindern und bei Krankheiten verminderter Thätigkeit solche, welche die Thätigkeit erhöhen, ein Schluß, der nicht richtiger als jener wäre: Was einen Hungrigen und Durstigen labt, stärkt und zu kräftigeren Bewegungen befähigt, muß auch den Gesättigten stärken. Und was die kalte Hand wärmt, muß die warme noch mehr wärmen. [Sieh vorige Seite Z 19 f.]

Wie Speisen und Getränke, so können auch alle Arzneimittel, welche Bestandtheile unseres Körpers enthalten, also möglicherweise assimilirt werden können, sowohl stärken als schwächen. Sie stärken,

---

1) Gelegentlich anderer Beispiele, die R. folgen läßt, spricht er die Vermuthung aus, daß gewisse Medikamente durch spezifisch gegensätzliche Verwandtschaft mit bestimmten Krankheitsgiften, diese Gifte aufsuchend und anziehend, sie neutralisiren. „Zuverlässig," sagt er, „wirkt in solcher Weise der Schwefel gegen die Krätz-Milben." Ebenso nennt er den Merkur.

wenn jene Elemente im Körper mangelten, sie schwächen aber wie Uebermaß von Speis' und Trank, wo sie schon in normaler Menge vorhanden waren.

Dasselbe gilt von allen Imponderabilien.

Bei Beurtheilung vermehrter und verminderter Thätigkeit wird aber häufig übersehen, daß manche vermehrte Bewegung, z. B. des Blutes, der Gefäße und der Muskeln nicht vermehrte Selbstthätigkeit ist, sondern passives Bewegtwerden, Sichbewegenlassen.

Wenn also die an Gesunden gemachten Versuche über die Wirkungen der Arzneimittel einen Schluß zu erlauben scheinen über die mögliche oder wahrscheinliche heilkräftige Wirksamkeit von solchen Mitteln, die an Kranken noch nicht erprobt worden, so sind wir hier der Täuschung noch mehr ausgesetzt als diejenigen, welche aus der Kenntniß der Bestand-Theile des Körpers, der Gallerte und des Blutes jenen Schluß zogen, daß Gallerte und Blut vollständig den Körper zu nähren vermögen.

Etwa im J. 1862 erzählt uns Ringseis, er habe im J. 1842 bezüglich seiner Ansichten über die medizinischen Studien dem Obermedizinal-Ausschuß folgendes argumentum ad hominem gemacht.

Meine Herren Collegen! Kennen Sie oryktognostisch, mikroskopisch, geognostisch und stöchiometrisch-chemisch die in der Natur vorkommenden Stamm-Verwandten der von Ihnen häufig angewendeten medikamentosen Mineralpräparate des Antimons, Arseniks, Bleies, Eisens, Kalkes, Talkes, Thons, Baryts, Kupfers, Molybdäus, Wismuts, Zinns und Zinkes &c.? Kennen Sie nämlich in allen obengenannten Beziehungen die Ihnen hier von mir vorgezeigten Antimonblende, Antimonfahlerz, Antimonglanz, antimonichte Säure, Antimon-Kupferglanz, Antimonnickel, Antimonoxyd, Antimonsäure, Antimonsilber &c.?

Arsenikfahlerz, Arsenikglanz, Arsenikkies, Arsenikkupfer, Arsenikmangan, arseniksaures Blei, Arsenik-Silberblende &c.?

Blei-Karbonat, Blei-Chromat, Blei-Vitriol, Blei-Molybdat, Blei-Scheelat? Eisenblau, Eisen-Epidot, Eisen-Karbonat, Eisen-Phosphat, Eisen-Sulphat &c.?

Da Sie Alle schweigen, so scheint es, daß Sie Alle die wenigsten oder gar keinen dieser in der Natur vorkommenden Mineralkörper kennen, und gleichwohl sind Sie ausgezeichnete Praktiker.

Ich dagegen kenne diese Mineralien alle, bilde mir aber nicht ein, ein besserer Arzt als Sie zu sein, sondern bezeuge, daß ihre Kenntniß in der Behandlung von 50,000 Krankheitsfällen mir nicht ein einzigesmal wesentlich genützt hat.

Praktisch für den Arzt ist also zunächst nur die Kenntniß der Wirkung der diätetischen, giftigen und arzneilichen Mineralkörper und Präparate auf den menschlichen Körper.

Was von den Mineralien gilt, muß auch von den Pflanzen und Thieren giltig sein. Brechweinstein und China sind in den Händen derer, die ihre Naturgeschichte kennen, nicht wirksamer als in den Händen derer, die sie nicht kennen.

Wenn der praktische Arzt die Natur-Geschichte der diätetischen, pathologischen und therapeutischen Naturkörper kennt, so weiß er schon mehr als ihm zur wissenschaftlichen Rechenschaft seiner Praxis streng genommen nothwendig wäre, ebenso wie eine tüchtige Köchin nicht nöthig hat, die Anatomie und Physiologie aller Pflanzen und Thiere zu wissen, die sie zu Speisen bereitet. Und wie man keiner Naturwissenschaft bedarf, um sich selber als gesund oder krank zu fühlen und sein Leiden oder Wohlsein zu bezeichnen, so bedarf der praktische Arzt wenigstens keine vollendete naturwissenschaftliche und anatomisch-physiologische Kenntniß, um das ihm Wichtige, den kranken Zustand in seinem ganzen Verlauf zu erkennen und das, was unter ähnlichen Umständen genützt und geschadet hat, zu wissen. Das auf die Praxis bezügliche Gewisse in Physiologie, Pathologie und Therapie ist weder von solchem Umfang noch von solcher Tiefe, daß es nicht ohne gelehrte Bildung erfaßt werden könnte und die neuerer Zeit gemachten, wirklich praktisch wichtigen Bereicherungen sind nicht der Art, daß sie nicht ebenso wohl von einem Ungelehrten als einem Gelehrten erworben werden könnten.

Wohl aber sind mehr als drei Viertel, vielleicht fünf Sechstel von Allem, was der promovirte Arzt außer und nebst der eigentlich praktischen Wissenschaft erlernt hat, am Krankenbett ihm ohne unmittelbaren Nutzen, dienten etwa nur zur Gymnastik seines Geistes, ja schaden ihm häufig, insofern sie durch falsche Anwendung ihn abhalten, das zu thun, was die Erfahrung am Krankenbett über das was nützt und schadet, im Sydenham'schen Sinne gelehrt hat. Einer der größten Aerzte der neuen Zeit, sagt Sydenham nämlich: In acutis . . . atque chronicis . . . (morbis) fatendum est, Θεῖον inesse . . . Quamobrem ne ita homines in cadaverum dissectione praecipuam locarent operam, tanquam exinde potius quam ex

φαινομένων naturalium, ut et juvantium et nocentium diligenti observatione promoveri possit ars medica.[1])

Aus Ringseis' geschichtlichem Beleg für seine Ansicht nur noch Folgendes:

Der berühmteste Anatom und Physiolog des vorigen Jahrhunderts, Albert v. Haller, wagte niemals, eine chirurgische Operation an Lebenden vorzunehmen, nachdem er diese Operationen viele Jahre an der Leiche vordemonstrirt hatte,[2]) wogegen einer der berühmtesten Chirurgen die Muskeln, Nerven und Gefäße, die er bei seinen Operationen durchschnitten, nicht zu benennen im Stande war. . . Boer in Wien hatte ohne humanistische und naturhistorische Kenntniß eine viel richtigere Einsicht in den physiologischen Vorgang der Geburt als alle seine gelehrten Vorgänger, — der blos mit anatomischen, keineswegs mit gelehrten und naturhistorischen Kenntnissen begabte Prof. Schlotthauer einen richtigeren Blick in Vorgang und Heilung der Verkrümmungen als die berühmtesten Chirurgen und Orthopäden.[3]) — Wie mancher geschickte und gesuchte Arzt, der jene Kenntnisse erworben, hat doch bei ausgedehnter Praxis im Laufe der Jahre sie ganz vergessen!

D. Ringseis' Ideen über eine künftige Studien-Einrichtung für seine projektirte zweite Klasse von Aerzten.

In einem Aufsatz — vermuthlich früheren Datums als sein großer Vortrag — bestimmte R. die Hauptepochen der medizinisch praktischen Ausbildung seiner „künftigen Landärzte“, wie er sie damals sich dachte; wir entnehmen daraus das Folgende:

Nach Vollendung der deutschen Schule kömmt der als befähigt anerkannte Knabe in die Lehre zu einem zugleich in der operativen

1) Dieß ist die Stelle, auf welche in Bd. III. S. 200 in Anmerkung wollte verwiesen werden. Sieh ferner III. S. 440, Z. 6 v. u. bis 441, Z. 3.

2) Vgl. Bd. I, S. 108, Z. 7 f.

3) Sieh Bd. III. S. 101, Z. 4 v. u. f. Von illiteraten berühmten Chirurgen nennt R.: Dionis, Garengeot, die beiden Petit, Louis, Dupuytren, Samuel und Astley Cooper. Mehrere der größten Erfinder hatten keine wissenschaftliche Bildung: Ambros Paré, (s. Bd. III. S. 346, Z. 3 v. u.), Desault, der von Walther selbst gerühmte Klosterbruder Fr. Cosme u. s. w. Vgl. Bd. III. S. 252 f.

Chirurgie und Geburtshilfe tüchtigen praktischen Ärzte. Hier erlernt er an dem Skelet und seinen Theilen, bei Sectionen, an Abbildungen, Fantomen schon einen guten Theil der Anatomie und prägt sich ihn tief ein durch tägliche Beobachtungen. Er wohnt den Operationen seines Meisters bei, übt allmälig die kleineren selber; [folgt eine kurze Aufzählung derselben, wie Blutegel setzen, Abscesse eröffnen u. s. w.] Bei diesen Gelegenheiten sieht er verschiedene Kranke, vergleicht sie bezüglich auf ähnliche und unähnliche Symptome, und beobachtet zunächst die diätetische Behandlung derselben.

Gleichzeitig lernt er in der Hausapotheke des Meisters die Arzneikörper aus den 3 Naturreichen, und wo möglich ihr Vorkommen im natürlichen Zustand, z. B. im Hausgärtchen des Lehrers.

Indem er angehalten wird, das Gesehene und Gehörte, anatomische Gegenstände, Krankheiten, Operationen, Arzneimittel u. A. zu beschreiben, ihre Aehnlichkeiten und Unterschiede anzugeben, übt man seine Sinne, seinen Beobachtungsgeist und sein Urtheilsvermögen, und zwar in einer seinem künftigen Berufe viel angemesseneren Weise, als es durch die lateinische und griechische Grammatik je möglich wäre....[1])

Die auf die genannte Weise geschulten Lehrlinge befähigen sich nach 2—4 Jahren, ihren Meistern in leichteren und allmälig in schwierigeren Operationen und Krankheiten zu assistiren (zu serviren).

Nach 4—6jähriger Lehr- und Servirzeit gehen die also Vorbereiteten auf die medizinische Schule an den Universitäten. . .

Den ferneren Studiengang übergehen wir hier und sehen nur, wie R. einem sittlichen Bedenken wider Einführung der erst aus der Schule entlassenen Jünglinge in die betreffenden Kenntnisse begegnet:

Wenn die Anatomie mit einer dem Jünglingsalter und dem Gegenstand selber gebührenden sittlichen Pietät und Zartheit vorgetragen wird, so ist, wie Referent aus Erfahrung weiß, keine sittengefährliche Einwirkung zu befürchten, ja eher das Gegentheil zu erwarten.

Auch können, [fügt er bei,] diejenigen Vorträge, die sich am wenigsten für die Jugend eignen, am Schlusse der Anatomie gehalten werden. —

1) Vgl. Seite 176 f., bes. S. 177, Z. 13 f.

In dem mehrerwähnten großen Vortrag hingegen beantragt Ringseis:

Eigene in 6 Jahren zu vollendende medizinisch technische Schulen,

in welchen über folgende Gegenstände Unterricht gegeben werde:

I. als Fortsetzung des in der deutschen Schule Begonnenen:

Biblische Geschichte mit Religionslehre; deutsche Sprache; Mathematik; Zeichnen und Modelliren; Physik; Chemie; Geographie; allgemeine Naturgeschichte.

Der Vortrag über diese 8 Gegenstände kann mit den bereits bestehenden technischen Schulen oder den künftig zu bildenden Realgymnasien in Verbindung gebracht werden. Aber statt in Bau- und Ornamentenzeichnungen haben die ärztlichen Techniker in Nachbildungen aller Theile des menschlichen Körpers sich zu üben, z. B. der Kiefer und aller Zähne, zum Zwecke der künftigen Ausbildung in der Zahnarzneikunde u. dgl.

II. als neue Gegenstände:

Anatomie und Physiologie; am Krankenbett zu demonstrirende chirurgische, medizinische und geburtshilfliche Pathologie und Therapie.

Der Unterricht in der Osteologie des menschlichen Körpers beginnt im 4. Semester. Jeder Schüler hat sich in Besitz aller Knochen des menschlichen Körpers zu setzen und sie so oft zu betrachten, daß er sich das ganze Bild eines jeden im Geiste zu vergegenwärtigen im Stande ist. Im 5. Semester beginnen die Demonstrationen der Muskeln, Eingeweide, Gefäße und Nerven und ihrer physiologischen Verrichtungen. Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie sind wenigstens zwei Jahre hintereinander fortzusetzen, auch fleißige Uebungen im Seciren zu halten. Vom 6. Semester an wird der Schüler an's Krankenbett geführt und am Kranken sowohl als an Leichen in allen zur Diagnose und Therapie nothwendigen physikalischen, chemischen und operativen Handgriffen unterrichtet und eingeübt. Insbesondere sind alle Zweige der Zahnheilkunde, und von der Orthopädie die wesentlichen Grundsätze zu lehren. Kathedervorträge über Diätetik werden nicht gefordert, aber die Schüler sind über den Inhalt eines guten Lehrbuches öfter zu prüfen. In den 2 letzten Semestern des sechsjährigen Kursus wird Geburtshilfe am Fantom und an den Gebärenden geübt.

Von der Naturgeschichte bedarf der praktische Landarzt nur:

1) die allgemeine, worin die Beziehungen aller Naturreiche untereinander und zum Menschen mit der nöthigen Nomenklatur und Systematik erörtert werden, und

2) von der speziellen die Lehre von den diätetischen, pathologischen und heilkräftigen Naturkörpern. Wenigstens diejenigen heimischen unter diesen Körpern, welche die Schüler leicht zu erwerben vermögen, soll Jeder derselben bemüht sein zu erlangen, um sie oft vor seine Sinne bringen zu können.[1])

Geographie und Geschichte sind zwar in keiner näheren Beziehung zur praktischen Heilkunde, aber ein Bildung beanspruchender Mann soll in der Geschichte seines Vaterlandes (Deutschlands und Bayerns) ausführlicher und in der allgemeinen wenigstens summarisch unterrichtet sein. Bezüglich auf Geographie scheinen die demonstrativen Kathedervorträge nur soweit nothwendig, als der Schüler dadurch in Stand gesetzt wird, aus dem vorgeschriebenen Lehrbuche sich selbst zu unterrichten. Für Geschichte werden keine ausführlichen Kanzelvorträge gefordert. Aber es ist nothwendig, über den Inhalt der vorgeschriebenen Lehrbücher sowohl der Geschichte als der Geographie die Schüler öfter zu prüfen. Auch im Gesang und im Turnen sich einzuüben sollen die ärztlichen Candidaten Gelegenheit haben.

Die Fertigkeit und Richtigkeit in freien mündlichen und schriftlichen Vorträgen und zugleich im logischen Denken wird erworben wie im Kreise gebildeter Familien durch grundsätzlich häufig von den Schülern geforderte schriftliche und mündliche freie, nicht auswendig gelernte Vorträge über alle Gegenstände des Unterrichts.

Der Unterricht soll überall vom und am Anschaulichen und Angeschauten zur Theorie übergehen. Wie die Naturgeschichte in und an den naturhistorischen Sammlungen, die Mathematik in anschaulichen Ziffern und Figuren, die Physik und Chemie durch Experimente im

---

1) Für nicht wesentlich zur praktischen Wissenschaft und darum unnöthig für seine II. Klasse von Aerzten hielt Ringseis folgende Gegenstände:

a. Veterinärkunde und Zootomie; denn die aus der Zootomie gewonnenen Resultate für menschliche Physiologie lernten sie in den Vorträgen über Letztere.

b. Medizinische Polizei und gerichtliche Medizin; denn diese sollten nur promovirte Aerzte üben.

c. Behandlung der Geisteskranken; was nöthig bei plötzlichen Ausbrüchen derselben, erfahren sie bei der Pathologie und Therapie der leiblichen Krankheiten.

d. Endlich Geschichte der Medizin.

physikalischen Kabinet und chemischen Laboratorium, so soll die Physiologie an Lebenden und an der Leiche und die chirurgische und medizinische Pathologie und Therapie klinisch am Krankenbette vorgetragen werden. Die Schüler sollen allerdings ein gutes, die bewährten neuesten Fortschritte enthaltendes Lehrbuch über jeden Lehrgegenstand besitzen. Die Handbücher dienen aber mehr zum Nachlesen und Wiederholen, zur Auffassung des Zusammenhanges der einzelnen Theile, sowie als Muster des Styls. Nur zur Ergänzung, zur wöchentlichen Prüfung, ob die Zuhörer und Zuseher alles Geschehene verstanden, sind jede Woche einige Kathedervorträge zu halten.

Die Beschränkung der Kathedervorträge auf die unentbehrlichsten Gegenstände scheint gerechtfertigt, weil 1) für die demonstrativen und praktischen alle verwendbaren Stunden gewonnen werden sollen; 2) weil der Inhalt vieler Kathedervorträge viel bequemer und mit geringerem Zeitaufwand ebenso gut aus Büchern erlernt werden kann;[1] 3) weil die vieljährige Erfahrung gelehrt hat, daß die Candidaten der Medizin bloße theoretische, nicht zugleich demonstrative und praktische Lehrvorträge sehr selten besuchen.

„Aber ist nicht der Weg von der Praxis, vom Krankenbett, zur Theorie der verkehrte, jedenfalls zu langsam?" frägt angesichts des bisherigen umgekehrten Studienganges Ringseis im Namen der Gegner, und erwidert, das in Beilage C Dargelegte auf das medizinische Studium anwendend:

Im Gegentheil!

In der Entwicklungsgeschichte der Natur (im Allgemeinen) und des menschlichen Geistes (insbesondre) ist der Gang vom Thatsächlichen fortschreitend zur Erkenntniß der Theorie desselben. Das Thatsächliche ist vor der Theorie. So die bewußtlose Natur vor der bewußten, das nicht überlegende Kindesalter vor dem besonnenen des Jünglings und Mannes; so alle Künste und jegliche Praxis vor den Theorien derselben. So wurde auch in unserer Zeit wiederholt beantragt, die

---

1) Die Bd. III. S. 325, Z. 4—7 erwähnte Hand bemerkt einschränkend: „Ist zweifelhaft. Nach meiner Erfahrung hätte ich Materia medica, allg. Pathologie und Therapie ohne die Vorträge nie so methodisch langsam gelernt; gerade das methodische und langsame Lernen, das Anlehnen an das Bild und Wort des Lehrers machen die Vorträge so wirksam. Das lebendige Wort ist mächtiger und nachhaltiger als das geschriebene."

Philosophie, die allgemeine Wissenschaft erst am Schlusse der speziellen Fakultätswissenschaften zu hören, und in ähnlichem Sinn neuerlich, z. B. in der Berliner Kammer durch Reichensperger, mehrmals der Vorschlag gemacht, das Studium der bildenden Künste wieder wie ehemals bei den Griechen und im Mittelalter mit der Praxis bei tüchtigen Meistern zu beginnen. Und wenn es allgemein für nothwendig und naturgemäß gehalten wird, daß den Vorträgen über Physiologie die Vorträge über Anatomie und Zootomie, wie überhaupt in den Naturwissenschaften, die Anschauungen müssen der Theorie vorausgeschickt werden, so muß aus denselben Gründen der Lehre über allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie die Beobachtung am Krankenbette, die Klinik vorhergehen. Bekanntlich wollte denn auch einer der größten Aerzte der Neuzeit, J. Pet. Frank, daß der ärztliche Unterricht am Krankenbette beginnen sollte.[1])

Damit den bayerischen Universitäten ihr Lehrmaterial von Kranken, Leichen u. a. nicht geschmälert werde, so sind die technischen ärztlichen Schulen nicht an Universitäten zu errichten, sondern in anderen mit ansehnlichen Krankenhäusern versehenen Städten, als in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Bamberg, Speyer oder Frankenthal, wo überall voraussetzlich auch tüchtige Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer sich finden.[2])

Damit aber den nach strenger Prüfung aus den technischen Schulen Entlassenen die höhere Weihe der ärztlichen Kunst und Wissenschaft nicht mangle, soll jeder noch 2 Jahre auf Universitäten zubringen, wo alle Hilfsmittel in größerer Fülle vorhanden.

---

1) Vgl. Beilage C, besonders S. 360, Z. 5 v. unt. f.

2) Obschon auf obige Weise für die zu Doktorirenden mehr Uebungsmaterial gesichert bliebe, als gegenwärtig der Fall ist, bemerkt Ringseis:

„Da die technischen Seiten auch der inneren Medizin in den letzten Jahrzehnten außerordentlich erweitert worden sind, so wäre es überhaupt für alle Aerzte, also auch für alle **Doktorirenden** sehr wichtig, ja bei den mit geringerer Anlage zur Technik begabten nothwendig, schon in früheren Jahren die technischen Einübungen zu beginnen.

Dieses würde ermöglicht, wenn die künftigen Doktorirenden Latein- und Gymnasialschulen in denjenigen Städten besuchten, in denen zugleich ärztlich-technische befindlich und wenn die obenerwähnte Abänderung des Studiums der lateinischen und griechischen Literatur eingeführt worden wäre." (R. meint die S. 178 in Anmkg. 3 gewünschte Umwandlung pedantischer Sylbenstecherei in geist- und lebenvolles Studium der Alten.)

Das Gemeinsame wie das Unterscheidende der beantragten 2 ärztlichen Klassen fassen wir mit Ringseis nochmal zusammen:

Beide Klassen müssen in der Gesammtmedizin wissenschaftlich unterrichtet sein; aber:

Der Doktorirende ist nicht wie der Landarzt verpflichtet, die gesammte ärztliche Technik, sondern nur die des speziellen Faches, dem er sich widmen will, ein- und auszuüben.

Hingegen hat der Doktorirende

1) durch eine wenigstens um 4 Jahre längere Studiendauer, durch Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur und der Philosophie einen größeren Umfang allgemeiner Bildung sich zu erwerben, ist

2) [durch umfassendere Kenntniß der Naturwissenschaften überhaupt, — sieh S. 178, Z. 22 f. u. dgl. m., —] durch die ihm allein vorgeschriebenen Doktrinen der medizinischen Polizei- und Gerichtsarzneikunde, der Geisteskrankheiten und der Geschichte der Medizin vor Anderen befähigt und berufen, die medizinische Wissenschaft zu erweitern und zu lehren und die staatsamtlichen Stellen zu besetzen, und ist

3) verpflichtet, durch eine druckwürdige Abhandlung, sowie durch öffentliche Vertheidigung derselben und einer Anzahl aus allen Hauptdoktrinen der Medizin aufgestellter Streitsätze seine Würdigkeit zu erweisen.[1])

Ueber diese öffentliche Vertheidigung bemerkt R.:

Ihrer Bedeutung nach sollte dieselbe eine Hauptbürgschaft für die Befähigung der Doktorirenden darbieten. Seitdem aber in Bayern alle zur selbstständigen Ausübung der Medizin allein Befugten — Doktoren sein müssen, ist die Doktorpromotion zur leersten Förmlichkeit heruntergesunken. Bei keiner anderen Fakultät ist die Doktordisputation so werthlos geworden als bei der medizinischen. Während die als Doktoren der Theologie zu Promovirenden 70 Streitsätze in 4—6 Stunden zu vertheidigen haben, werden bei den medizinischen Promotionen nur 10—16 vertheidigt und in 1½—2 Stunden 2, ja 3 Kandidaten gleichzeitig promovirt.

1) Die, vielen Studirenden sicherlich hochwillkommene Minderung der Studienjahre sammt Wegfall der Promotionskosten müßte in der Besoldung der Professoren allerdings berücksichtigt werden; doch glaubte R. der Ausfall für Letztere würde theilweise dadurch ausgeglichen, daß nun alles ärztliche Personal, wenn auch nur auf kurze Dauer, die Universität besuchen müßte und hiemit auch die Prüfungsgelder sich mehren würden.

Man hat häufig die Doktorpromotion, weil sie eine aus dem Mittelalter gekommene Formalität sei, schon darum ganz beseitigen wollen. Aber daß dem Doktortitel ein lange noch nicht zu beseitigender Nimbus anhange, zeigen die unzähligen, aus dem Norden von Deutschland, aus England und Amerika an gewisse medizinische Fakultäten gestellten Gesuche um Doktordiplome. Dem Dekan der medizinischen Fakultät in [einer norddeutschen Hochschule] soll die Anfertigung solcher Diplome jährlich 4000 fl. eingetragen haben. Nicht blos der Nimbus der Doktorwürde wird von Neuem zunehmen, sondern sie wird auch eine Gewährschaft der Tüchtigkeit werden, wenn an die Promovenden wieder strengere Forderungen gestellt werden. Ohne die von mir beantragte Trennung der Aerzte in 2 Klassen ist diese Strenge und die darauf zu gründende Bürgschaft unmöglich. —

Zum sechsundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1866.

1. Aus einem Vortrag in einer Generalversammlung des katholischen Kasino.

Es war der Wunsch laut geworden, daß sowohl die endgültige Verfassung als die Erneuung des Ausschusses in Versammlung und durch Abstimmung aller Mitglieder des Kasino festgesetzt werden möge. Ringseis war dagegen und sprach unter Anderem:

... Im Innersten betrübt durch die vieljährige Erfahrung, daß von den verbündeten Männern des Unglaubens, des Afterliberalismus, des sich so nennenden Fortschrittes alle entschiedenen, aber vereinzelten und darum ohnmächtigen Katholiken als Dummköpfe, Geknechtete, als rechtlos und vogelfrei behandelt und dadurch Viele irre und furchtsam gemacht werden, — ich sage, besorgt und betrübt durch diese Erfahrung, vereinigten sich, um diesem unerträglich gewordenen Uebel zu begegnen, im vorigen Sommer mehrere entschieden katholische Männer geistlichen und weltlichen Standes zu einer Besprechung. Die Hälfte dieser Versammelten ist nicht im gegenwärtigen Ausschuß und wollte ihm grundsätzlich nicht angehören. Ich betone dieses ausdrücklich.

In diesem ursprünglichen Samenkorn des Vereines wurde als Zweck festgestellt: nicht bloß in Lehre und Leben befestigte und bewährte Katholiken zu versammeln, sondern auch schwankende, zweifelnde und schwache, aber redlich die Wahrheit suchende aufzunehmen, sich gegenseitig zu belehren, zu befestigen und zu stärken, und daher, wenn die Satzungen und die gesammte Verfassung festgestellt und der Ausschuß gebildet sein würde, auf Grundlage dieser Satzungen und unseres Programmes Andere zum Beitritte einzuladen und hiebei nicht zu ausschließlich streng zu verfahren. Wer aber auf erwähnte Grundlagen unseres Programmes und unserer Satzungen sich eingeschrieben, anerkannte hiemit freiwillig und ungezwungen die festgestellte Vereins-Constitution und somit auch die Satzung der Selbsterneuung und -Ergänzung des Ausschusses.

Damit ist freilich noch nicht die Frage gelöst, ob dieses auch gut sei, und Revision der Satzungen und Erneuung des Ausschusses durch Generalversammlung nicht besser. Selbst der gewählteste, weiseste Ausschuß wäre doch nicht allwissend und allweise, sondern bedürfte des Rathes von Anderen.

Vollkommen wahr! Aber nach vielfachen Besprechungen der Ausschußmitglieder nicht bloß untereinander, sondern mit Vereinsgliedern, die nicht zum Ausschuß gehören, ja mit Männern, die weder unserem Verein, noch unserer Kirche angehören, die aber Welterfahrung und Geschichtskenntniß besitzen, sind wir zur übereinstimmenden Ueberzeugung gekommen: Die Abhängigkeitserklärung der Satzungen und des Ausschußpersonals von den Abstimmungen allgemeiner Versammlungen wäre der gewisse Untergang unseres Vereins. Die meisten so eingerichteten Vereine wechselten später nicht bloß ihre früheren Ausschußmitglieder, sondern ihre ursprünglichen Grundsätze. Das hat nun bei vielen Vereinen keinen oder doch keinen tödtlichen Nachtheil. Aber es wäre der sichere Tod eines katholischen als solchen, da Grundsätze in der katholischen Kirche nicht wechseln. Da wir auch minder unterrichtete und befestigte, aber wohlmeinende Katholiken, da wir Studirende aller Fakultäten aufnehmen und diese nach wenigen Jahren wieder austreten: so ist bei einer großen Zahl der Mitglieder die zu Wahlen unentbehrliche Sach- und Personenkenntniß unmöglich. Die Dämonen der Zwietracht und der Lüge würden augenblicklich unsere schwache Seite erspähen und Spaltungen im Ausschusse und im ganzen Verein erregen. Die schlauen Urheber und Führer demokratischer Vereine wissen das sehr gut und suchen darum, trotz

dem Scheine der Selbstständigkeit und allgemeiner Abstimmungen ihren aristokratischen Einfluß mit allen möglichen Künsten zu wahren.

Als katholischer Verein haben wir in allen Dingen unsere Kirche zum Muster zu nehmen. Weder die ursprüngliche Kirche noch eine ihrer unzähligen Genossenschaften ist auf rein demokratischem Weg entstanden. Wie der menschliche Leib, mit welchem Christus seine Kirche verglichen hat, so bat die Kirche im Ganzen und jede ihrer Genossenschaften monarchisch-aristokratisch-demokratische Verfassung. Papst und Kardinäle werden nicht vom Volke und sämmtlichem Klerus, sondern der Papst von den Kardinälen gewählt und diese vom Papst berufen. Die demokratische Seite unseres Vereines besteht darin, daß nicht nur 1) jedes Mitglied in den Ausschuß und zum Vorstand berufen werden kann und Wünsche und Anträge eines jeden gehört werden müssen, sondern auch 2) wenngleich der Ausschuß allein die Opfer von Zeit und Arbeit auf sich nimmt für Beschaffung der Mittel zu den Vereinszwecken, doch in Benützung und Genuß dieser Mittel Alle gleichgestellt sind und für den Ausschuß die Möglichkeit selbst mangelt, für sich oder seine Freunde Vortheile, die nicht alle Andere haben, zu erlangen. Wahl und Gesetzgebung durch Generalversammlungen wäre eine rein demokratische, also keineswegs eine der kirchlichen ähnliche Verfassung.

...... Sagt man uns, Gesetzgebung und Ausschußergänzung- und Erneuung durch Generalversammlung sei dem Zeitgeist entsprechend, ein Fortschritt der Gegenwart und thatsächlich in Uebung bei mehreren katholischen Vereinen, so erwidere und wiederhole ich:

1) Der unveränderliche ewige Geist der Kirche war von jeher und ist noch heute dem Zeitgeist entgegen;

2) die alten Verfassungen haben ihre Lebensfähigkeit durch Jahrtausende erwiesen, die jüngeren haben sie erst zu erweisen; ich kenne einsichtsvolle Mitglieder rheinischer Vereine, welche deren demokratische Verfassung bereits beklagen. Auch sind Charakter, Vergangenheit und Gegenwart der rheinischen Bevölkerungen von der hiesigen bedeutend verschieden.

3) Unter den widerchristlichen Vereinen dauerten am längsten diejenigen, welche die hierarchische Verfassung nachgeahmt haben. Weil die meisten Vereine, welche durch allgemeine Abstimmung entstunden, nicht blos ihr Ausschußpersonal, sondern ihre grundgesetzliche Verfassung änderten, suchen die Führer demokratischer Vereine durch ihre Emissäre die Abstimmungen zu leiten.

4) Endlich ist klar und muß ich es wiederholt betonen, daß ein Verein, der auch Minderbefestigte aufnimmt, bei allgemeiner Abstimmung unmöglich seine katholische Verfassung zu erhalten im Stande wäre.

Und nun nach allem Gesagten muß der Ausschuß unseres Vereines mit der entschiedensten Erklärung sich aussprechen, daß in der festen Ueberzeugung, eine Abänderung seiner Satzung bezüglich der Selbsterneuung des Ausschusses würde das Todesurtheil des Vereines sein, aus Gewissenhaftigkeit er von dieser Bestimmung nicht abgehen könne, selbst auf die Gefahr hin, daß Manche austreten, Andere vom Eintritte abgehalten werden. Wir hegen aber zugleich die Hoffnung, daß Viele in diesen Satzungen eine Gewährleistung für die Dauer und einen besonderen Beweggrund zum Eintritt finden.

2. Zu Seite 191, Anmkg. 1. Tagesbefehl des Prinzen Adalbert von Bayern an die bayerische Landwehr.

Einigung der deutschen Nation in ihren verschiedenen Völkerstämmen zu einem festen Bunde ist seit Jahrzehnten der Wunsch, ja das glühende Verlangen aller edlen patriotischen Seelen, auf daß Deutschland nach Außen als eine gebietende Weltmacht dastehe, nach Innen durch Entfesselung von allen Hemmnissen in seiner volkswirthschaftlichen und politischen Freiheit der höchsten Stufe des Wohlstandes und Glücks entgegen geführt werde. Doch in den Mitteln und Wegen zu diesem hohen aber schwierigen Ziele waren die Meinungen und Bestrebungen getheilt, das weitere deutsche und engere bayerische Vaterland hat sich darüber in Parteien zerspalten. Diesem Parteikampfe hat vorderhand Preußen ein Ende gemacht. Es hat sich, weil der deutsche Bund Beschlüsse faßte, die nicht nach dessen Sinne waren, widerrechtlich von diesem losgesagt; es will, daß Oesterreich, das große starke Glied Deutschlands, aus dem deutschen Bunde hinausgestoßen werde; es will, daß die übrigen deutschen Länder unter seine alleinige Herrschaft gestellt werden, die bisher selbständigen Völker sich preußischem Vasallenthum unterwerfen, wie es bereits mit einem solchen Gewaltakte gegen die Elb-Herzogthümer begonnen hat. — Diesem Ansinnen wollen und können sich die bundestreuen deutschen Staaten nicht fügen, aber Preußen scheut sich nicht, seinen Willen mit dem Schwerte durchsetzen zu wollen, seinen deutschen Brüdern einen Kampf aufzudrängen, in welchem die deutsche Frage mit Eisen und Blut gelöst, ja Ströme deutschen Blutes vergossen werden sollen. — Mächtig hat es mich angezogen, mich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Doch dieses Ver-

langen mußte höheren Pflichten weichen, indem S. Maj., mein allergnädigster Herr und Neffe, mich zum Chef der gesammten Landwehr Bayerns als Generalinspektor ernannt und an die Spitze derselben gestellt hat. Die bayerische Armee ist freudigen Muthes dem Feinde entgegen gerückt, um zu kämpfen für Recht und Ehre, für die Selbstständigkeit unseres Vaterlandes, für die Aufrichtung eines einigen freien Deutschland, nicht durch die Despotie eines Einzelnen, sondern durch die Selbstbestimmung seiner Fürsten in Gemeinschaft mit ihren Völkern. Das Land ist beinahe von allen seinen Truppen entblößt. Der Schutz desselben ist nunmehr der Landwehr anvertraut. Landwehrmänner! In diesem wichtigen Augenblicke trete ich vor euch hin mit all den Erwartungen und Hoffnungen, die ich in dieser heiligen Sache im Herzen trage. Die Zeit ist schwer; die Prüfungen werden uns nicht erspart werden. Bedenkt aber, daß euere Vorfahren die Drangsale des Krieges in längerer Zeit, als hoffentlich die gegenwärtige, überstanden haben, ohne darüber zu verderben. Darum vertraue ich, daß nichts eueren Muth zu beugen vermag, daß in eueren Adern auch das Blut euerer tapferen Ahnen rollt, daß ihr eueren Söhnen und Nachkommen als Beispiel der vollsten Hingebung, Ausdauer und des Muthes voranleuchten werdet und daß jeder von euch sich so halten werde, daß er mit Recht auf sich und die ganze Landwehr auf ihn stolz sein darf. Ich brauche euch nicht zu sagen, daß strenge Disciplin der Lebensnerv des militärischen Körpers ist, und daß das Zusammenwirken aller Kräfte ohne Disciplin unmöglich ist. Ich bin es gewiß, daß ihr nicht nur verbrecherische Umtriebe, welche die öffentliche Ruhe stören, die Sicherheit des Staates, der Person und des Eigenthums bedrohen, wann und wo solche vorkommen sollten, mit aller Energie darniederhalten, sondern auch, wenn der Feind in unser Land einfallen sollte, wie ein Mann aufstehen werdet, um an der Seite der tapferen Armee für die Vertheidigung des Königs und Vaterlandes und euerer Familien furchtlos und muthig zu kämpfen.

Nymphenburg, den 2. Juli 1866.

Adalbert.

3. Eine Bismarck-Erinnerung.

Im Juni 1866 erinnerte ein Breslauerblatt an eine Rede, welche der nachmalige Fürst Bismarck am 3. Dez. 1850 im Abgeordnetenhaus gehalten, worin er hervorgehoben, daß, wenn Preußen und Oesterreich über einander herfielen, an der

Grenze Deutschlands ein blutgieriger Feind lauere, welcher im Dom zu Köln den Abschluß der französischen Revolution und die französische Kaiserkrone finden werde. Er sprach:

„Wenn ich vorher von dieser Tribüne Oesterreich als Ausland und, wenn ich nicht irre, als „verwegenes Ausland" habe bezeichnen hören, so möchte ich fragen: mit welchem Recht Sie behaupten, daß Hessen und Holstein uns nicht als Ausland gelte, wenn Sie Oesterreich als Ausland behandeln wollen, das mit demselben Recht zu Deutschland gehört. Es ist eine seltsame Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Oesterreich für eine deutsche Macht zu halten! Ich kann in nichts anderem den Grund davon suchen, als daß Oesterreich das Glück hat, Stämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden. Ich kann aber daraus nicht schließen, daß, weil Slovaken und Ruthenen unter der Herrschaft Oesterreichs stehen, diese die Repräsentanten des Staates, und die Deutschen eine bloße „beiläufige Zugabe" des slavischen Oesterreichs seien, sondern ich erkenne in Oesterreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat. Ich habe bereits vor einem Jahr auf dieser Stelle dagegen gewarnt, daß man Preußen nicht in die Rolle drängen solle, welche Turin in Italien gespielt hat. Die Pflicht der Rathgeber der Krone ist die: Preußen vor dem Rathe derer zu schützen, die es wiederholt an den Rand des Verderbens gebracht haben. Gelingt es dem Ministerium nicht, diesen Krieg der Propaganda, diesen Prinzipienkrieg von uns fern zu halten, dann bleibt dem Preußen nichts übrig als dem Befehle zu folgen, der ihn in die Reihen der Krieger ruft, wenn auch mit bitterem Schmerz und zu schmachvollem Untergang selbst im Siege. Aber es möge jeder, der diesen Krieg hindern konnte und es nicht that, bedenken, daß das Blut, welches in solchem Kriege vergossen wird, in seinem Schuldbuch steht. Aber einen solchen Prinzipienkrieg — ich habe nicht gehört, daß irgend Jemand im Lande danach verlangt, ich gestehe, ich habe dieses Wort zum erstenmal in dieser Kammer gehört! Sollte Niemand im Land nach diesem Krieg verlangen, als die Mehrheit der Kammer, so ist dieß meiner Meinung nach kein Grund zum Kriege mit Oesterreich, sondern zum Kriege mit dieser Kammer. Dann wäre es Pflicht

der Räthe der Krone, sich zu erinnern, daß eine Kammer leichter mobil zu machen ist als eine Armee."

Zur Jahreswende 1866 auf 67.

Eine Rede Ringseis' im katholischen Kasino zu München.

Nachstehende Rede mag heutzutag Anstoß erregen, weßhalb wir sie bescheiden in den Anhang verweisen; aber es ist nun einmal eine halböffentlich gehaltene Rede; da die Hauptanklage darin gegen eine heillos verleumderische Presse gerichtet ist, so meinen wir, daß jeder mit historischem Sinn Begabte sie als ein Zeit- und Stimmungsbild, als einen Nothschrei aus der Tiefe einer schweren Zeit werde hinzunehmen wissen.

Ein Jahr ist seit Eröffnung unseres Kasino's verflossen, . . . ein Jahr des Unheils, ein Jahr voll von Verlusten, Thränen, Wunden, Aengsten und aller Art Leiden auf Seite der Besiegten; auf der anderen Seite ein Jahr des wahnsinnigsten Jubels über die durch Zertrümmerung Deutschlands erlangte eigene Anschwellung und über einen Sieg, in welchem das Satansevangelium „Macht vor Recht" im Bunde mit dem Erbfeinde Deutschlands, im Bunde mit Empörung und Aufruhr und im Bunde mit Lüge und Verläumdung von glücklichem Erfolg gekrönt ward. „Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni."[1]) . . . .

Man hat es nach dem Sieg laut und triumphirend ausgesprochen, was schon vor und während dem Kriege beabsichtiget worden: Der Krieg ward erklärt als ein Kampf des Protestantismus gegen den Katholizismus; der Sieg als ein Sieg des Ersteren über den Letzteren. Bei uns in Bayern, Gott sei Dank, ist ähnliches nirgends geschehen.

. . . . Was müssen wir fühlen und denken, wenn man in einem nicht zum Schutze des Rechts, sondern zur eigenen Vergrößerung

---

1) Vgl. Ps. 95, 5, Paulus Ephes. 6, 12 und Joh. 12, 31. Wir nähren keine Abneigung gegen irgend einen Stamm, selbst nicht gegen unsere Besieger. Denn wir wissen, daß eine große Zahl unserer protestantischen Brüder gleich den katholischen nicht aus eigner Wahl, sondern aus Gehorsam gegen die Obrigkeit uns bekämpft haben.

unternommenen Kriege die ungerechte Waffe noch mit den schändlichsten Lügen und Verläumdungen zum Religionskrieg gegen die Katholiken vergiftet und wenn man für Erlangung des Siegs in einem solchen (angeblichen Religions-) Kriege des Himmels Beistand anzurufen und nach erlangtem Siege ihm dafür zu danken nicht etwa bloß die protestantischen Preußen verpflichtet, sondern auch alle katholischen, sie also verpflichtet, nicht bloß gegen ihr leibliches Dasein, sondern gegen ihr Heiligstes, ihre Religion selbstmörderisch zu wüthen, in den Krieg gegen sich selber zu ziehen, um den Sieg gegen sich selber zu beten und für den gegen sich selber erlangten Sieg und die furchtbare Zertrümmerung des gemeinsamen Vaterlandes dem Himmel zu danken. . . .

Schon vor Anfang des Bruderkriegs im Monat Mai vorigen Jahres begannen die lügenhaften Anschuldigungen gegen die preußischen Katholiken, und steigerten sich bis zur satanischen Bosheit und einer wahrhaften Hetze gegen dieselben.[1]) Man beschuldigte diese Katholiken, nicht bloß den Klerus, vom Fürstbischof angefangen bis zum jüngsten Kaplan, sondern jeden entschiedenen Anhänger seiner Kirche, der Verschwörung mit Oesterreich und allen Katholiken zur Vernichtung Preußens und des Protestantismus. Zu diesem Zweck verkehre man, sagten sie, mit dem Feind durch verabredete Zeichen, in Breslau seien über 12 Millionen Thaler ins österreichische Lager geflossen; die barmherzigen Schwestern schütteten Schwefelsäure in die Wunden der preußischen Soldaten rc. Die in Folge dieser und unzähliger anderer Beschuldigungen Getäuschten und Aufgehetzten beschimpften und bedrohten nun alle guten Katholiken, drangen in deren Häuser, schlugen die Inwohner, zerstörten den Hausrath, bewarfen die barmherzigen Schwestern auf ihrem Wege zum Spital mit Steinen, machten Maueranschläge mit den Worten: „Alle Katholiken sollen sterben“ und riefen: „Kreuzigt die Pfaffen, — nein, Kreuzigen tödtet zu langsam, hängt sie!“ rc. Aber von alle den ungenannten Anklägern trat nach wiederholten Aufforderungen Keiner hervor aus seinem Verstecke, sondern Alle ließen den Vorwurf niederträchtiger Lüge auf sich haften, und daß gelogen und verläumdet worden, ward später, zwar nicht ausdrücklich, aber doch so gut wie offiziell zugestanden durch das dem

---

1) Sieh über hier oben folgende Einzelheiten den 58. Bd. der Histor.-pol. Bl.: (Die Katholikenhetze in Preußen, S. 654 f., dann Die konfessionelle Leidenschaft im Ruine Deutschlands, S. 781 f.)

Wohlverhalten der Katholiken ertheilte amtliche und oberamtliche Zeugniß. Die schlesische Provinzialzeitung sagt im Widerspruch zu allen früheren Beschuldigungen, Preußen habe es verstanden, (im Gegensatz gegen Oesterreich) innerhalb seiner Grenzen den confessionellen Riß, der Deutschland immer trennte, auszugleichen[1]) und die Katholiken zu guten Unterthanen zu bilden. Der Staatsanzeiger aber schrieb am 13. Juli: „Eines der glänzendsten Zeugnisse dafür, daß „Preußen seiner culturhistorischen Mission im Herzen Europa's mit „Erfolg nachgekommen ist, erblicken wir jetzt insbesondere auch auf „dem kirchlichen Gebiete. Der alte Grundsatz des Staates, der Freiheit „des religiösen Bekenntnisses nicht nur, sondern auch dem Walten der „großen kirchlichen Gemeinschaften in ihren Rechten und Eigenthümlichkeiten die größte Rücksicht zu tragen und ihnen keine unberechtigten Schranken zu setzen, hat sich sowohl in dem großartigen „Entscheidungskampfe Preußens für die nationalen Ziele Deutschlands „als auch in Beziehung auf die inneren Zustände des Staates treu „bewährt. Die Bekenner der verschiedenen Confessionen stehen in „seltener Eintracht in der Vaterlandsliebe nebeneinander. Nirgends „sind die vorhandenen Religionsgegensätze in den patriotischen Aufschwung störend eingetreten rc. So erntet Preußen auch auf dem „Gebiete religiöser Toleranz und Freiheit Früchte, zu welchen seine „Regenten Jahrhunderte hindurch den Samen gestreut." rc.

. . . Erwähnte amtliche Kundgebungen im Staatsanzeiger und im schlesischen Kreisblatt gaben den preußischen Katholiken zwar das unschätzbare Zeugniß, daß man sie verläumdet hat, sind aber im Uebrigen von gar keiner Bedeutung. Sie enthalten keine Genugthuung für die den Katholiken zugefügten Unbilden, ja nicht einmal eine Rüge der Uebelthaten, noch eine Warnung gegen Wiederholung derselben. Die aus der Tiefe heraufbeschworenen Geister sind nicht so leicht und so bald wieder zu bannen.[2]) Das zahlreiche Heer der politischen und religiösen Zeitschriften fährt fort, in voriger Weise zu wühlen und zu wüthen. Hören Sie aus einigen Aeußerungen, wie man jenseits über uns übrige Deutsche und Katholiken, über unsere politische und kirchliche Existenz zu verfügen gesonnen ist:

---

1) Risum teneatis amici, würde Ringseis etliche Jahre später hinzugefügt haben.

2) Was zwischen damals und heut liegt an Kulturkampf, sowie die Lebensäußerungen des „evangelischen Bundes" beweisen, wie sehr Ringseis Recht gehabt.

„In der Schlacht bei Königgrätz hat endlich der dreißig-„jährige Krieg seinen Abschluß gefunden. Der nationale Gedanke „und der Protestantismus haben gesiegt. Nun ist der Ultra-„montanismus im deutschen Land ein- für allemal gebrochen; „denn nicht nur Oesterreichs Macht und Tendenzen sind aus Deutsch-„land hinausgewiesen, sondern auch das Papstthum hat mit ihm seine „letzte weltliche Stütze in Europa eingebüßt."

Ferner:

„Der Ausgang des jüngsten deutschen Krieges ist einfach der „vierte Akt des Dramas, das mit Luther begonnen und im ersten „Akt am Schwedenstein bei Lützen schloß. Im fünften Akt wird dann „nicht bloß Deutschland eins werden unter Preußen, sondern auch „die Protestantisirung des ganzen deutschen Volkes folgen. Denn „Germanismus und protestantisches Christenthum sind correspondirende „Begriffe."

Ferner:

„Will der Katholizismus seinen Sitz in Europa behalten, so „muß er sich reformiren im Geiste des Protestantismus, in Concessionen „an den Geist der Selbstbewußtheit, Selbstthätigkeit, Selbstverant-„wortlichkeit und Selbsterlösung."

Wir hören und staunen. Also schon heute weiß man nichts mehr von der noch gestern gerühmten Freiheit, der freien Entwicklung der beiden großen Religionsgemeinschaften, schon heute weiß man, daß der fünfte Akt des Dramas, die völlige Verpreußung und Protestantisirung Deutschlands, morgen geschehen werde, mit solcher Gewißheit, als wäre sie schon gestern geschehen!

Aber höret und staunet noch viel mehr:

In dem Augenblick, in welchem die Selben versichern, daß in Kurzem ganz Deutschland verpreußt und nach dem Selbstheits-Evangelium protestantisch sein werde, in dem selben Augenblick vergessen sie, daß sie noch gestern die preußischen Katholiken (und zwar, wie sie nachher selber bestätigt, lügnerischer Weise) beschuldigt haben, daß sie das Preußenthum und den Protestantismus von der Erde vertilgen wollen.

Sie sehen also: Wir brauchen, auf die Eine Wange geschlagen, nicht die andere hinzuhalten, wir sind schon auf beiden Wangen, ja am ganzen Körper geschlagen; man ist noch nicht damit zufrieden, selbstlos sollen wir noch unser ganzes geistiges Selbst hinschlachten lassen.

Wenn das Selbstheits-Evangelium identisch mit Deutschthum und Germanismus, so waren Karl Martell, Karl der Große, die sächsischen

Ottone, die drei ersten Heinriche, die Hohenstaufen, die heiligen Könige der Angelsachsen, der Dänen und Schweden, alle die mittelalterlichen Heiligen, Dichter und Baumeister, alle diese waren weder Deutsche noch überhaupt Germanen. Im Gegentheil die echtesten Deutschen und Germanen waren dann Attila, Dschingischan, Tamerlan, die Väter und Apostel der französischen Revolution Voltaire, Diderot, d'Alembert u. s. w., der erste Napoleon und an Aller Spitze der Vater der Selbstsucht und Lüge, der Satan. Ja alle altgläubigen Protestanten, selbst Luther und Melanchthon, waren weder Germanen noch Protestanten neuester Sorte.

Aber es kommt noch immer besser. Betrachten wir uns diesen neuesten „Protestantismus", das Evangelium der Selbstheit etwas näher! Das alte Evangelium lehrt Selbstverläugnung, Selbstaufopferung;[1]) die Lehre von der Selbsterlösung, Selbstverantwortung ist mehr als Gottesläugnung, ist satanische Selbstvergötterung. Diese ist völlig unverträglich nicht bloß mit der kirchlichen, sondern auch mit der staatlichen Gesellschaft. Denn auch im Staat muß jedes einzelne Selbst jedem anderen Selbst etwas opfern vom Eigenen. Wo aber nichts als Selbstheit, Selbsterlösung, Selbsthülfe, da ist im bürgerlichen und kirchlichen Leben der Krieg Aller gegen Alle und endlich die Oberherrschaft des mächtigsten Selbst, des glücklichsten Soldaten, der stärksten Hausmacht. Da schließt dann in wundervoller Ordnung das Ende zum Anfang, das politische Evangelium „Macht vor Recht" zum religiösen der „Selbsterlösung".

Und . . . höret und staunet von Neuem: Im selben Odemzug, in dem man die emanzipirte Ichheit oder Selbstheit, d. i. Selbstsucht uns predigt, im nämlichen will man die selbstloseste Unterwerfung wie unter dieses Selbstsuchtsevangelium, so unter das Preußenthum.... Ueber das eine und andere werden wir gar nicht gefragt, man braucht

---

1) Wir wissen sehr wohl, daß, wenn unser Thun und Lassen ein verdienstliches sein soll, bei allem Thun und Lassen unser Selbst, unser Wille dabei sein müsse. Aber das Christenthum lehrt, nicht blos das katholische, sondern auch das zwinglische und kalvinische, daß der durch die Erbsünde gebundene bessere Theil unseres Selbst erst durch den Beistand Christi befreit, zur rechten Selbstthätigkeit zu gelangen vermöge. Bekanntlich geht Luther bezüglich auf die Läugnung der Selbsterlösung noch weiter als die katholische Kirche. Die Behauptung der Möglichkeit oder Wirklichkeit der Selbsterlösung ist jedenfalls unchristlich. Das Christenthum will Verläugnung der bösen Seite unseres Selbst durch die bessere unter dem Beistand Christi wiederbefreite.

uns gar nicht zu fragen, das ist so selbstverständlich, daß jeder alte Stockpreuße es unbegreiflich findet, wenn wir es nicht begreifen. Die Hartköpfigen, die Solches nicht begreifen, sollen sich fortscheeren zu den „Türken und morgenländischen Juden".

. . . Man bezeichnete, wie Sie hörten, den jüngsten Krieg als eine Fortsetzung des dreißigjährigen, insbesondere des Zuges des Schwedenkönigs Gustav Adolph nach Deutschland und den Sieg bei Königgrätz nennt man triumphirend als den Abschluß desselben. Es gibt keine schärfere Ironie und keine größere Anklage als diejenige, welche die also Prahlenden gegen sich selber erheben und hiermit das von mir Gesagte bestätigen. Schon vor Jahrzehnten begann die gründliche Geschichtsforschung, ein Blatt nach dem anderen aus dem unverdienten Lorbeerkranz Gustav Adolphs zu reißen und von den gegen Tilly gemachten Beschuldigungen eine nach der anderen zu widerlegen. Vollendet hat aber diese Forschung der Geschichtschreiber Onno Klopp in seiner Geschichte Tilly's im dreißigjährigen Kriege. Nach seinem Bericht war Tilly der edelste, gerechteste, mildeste Feldherr, sein Heer das zuchtvollste von allen, der mit dem größten Unrecht vergötterte Schwedenkönig hingegen war ein heuchlerischer, lügenhafter, wort- und eidbrüchiger, eroberungssüchtiger Räuber, statt ein Befreier von Glaubenszwang ein tyrannischer Unterdrücker der Glaubensfreiheit, der eigentliche Mordbrenner Magdeburgs und der Haupturheber nicht nur der Verläumdung Tilly's, sondern durch lügenhafte Proklamationen und Erkaufung feiler Federn die Ursache der Verkehrung eines politischen Krieges in einen fanatischen Religionskrieg und der unzähligen Uebel, Erniedrigungen und Demüthigungen Deutschlands während und nach dem dreißigjährigen Kriege.[1])

---

1) Künftig kann Niemand mehr Tilly schmähen und in irgend einer Rücksicht unter die Fahne Gustav Adolphs sich stellen ohne die Schmach der Unwissenheit oder der absichtlichen Unwahrheit auf sich zu laden. Ja herrschte statt Parteileidenschaft wirkliche Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, so müßte man, um das Unrecht der Verläumdung Tilly's und seiner Truppen und die Sünde der Vergötterung Gustav Adolphs zu sühnen, in allen Schulen Deutschlands Onno Klopp's Geschichte Tilly's im 30jährigen Krieg als Schul- oder Preisbuch vertheilen. Jedenfalls sind dieß die Katholiken (und insbesondere die Bayern) sich selber schuldig.

Anm. der Schreib. Gern erwähnte R. die Begeisterung, womit der edle Jac. Balde den großen Feldherrn besungen hat. Siehe z. B. das Gedicht Tilly in den unter dem Titel Renaissance aus-

Vergleichen wir, was zur Zeit des 30jährigen Krieges insbesondere durch den Schwedenkönig geschehen, mit dem, was wir im verflossenen Jahre selber erlebten, so wird man zu dem Gedanken genöthiget, in neuester Zeit habe man die . . . vom Schwedenkönige geübte und von unseren germanischen Vettern in Holland, Dänemark und England unterstützte Politik fleißig studirt und zum Muster genommen und so ist freilich zuzugestehen, daß der jüngste Krieg eine Fortsetzung des 30jährigen gewesen.

Auch im vergangenen Jahre stand die preußische Politik nicht vereinzelt, sondern wurde unterstützt durch eine Wühlerpartei im benachbarten Baden. Hier fürchtete man, wie es scheint, der vor dem Krieg in Preußen von oben herab entzündete Religionsfanatismus möchte erkalten, wie die erwähnten amtlichen und oberamtlichen Kundgebungen (zum Lob der Katholiken) anzudeuten schienen und glaubte das erlöschende Feuer mit neuen Gluthen beleben zu müssen. In dem Organ des „Protestanten-Vereines" liest man unter vielen anderen Beschuldigungen die folgende: „Ein einziger entschiedener Sieg der „österreichischen Waffen hätte hingereicht, den furchtbarsten Religions„krieg zum Ausbruch zu bringen und den von den Pfaffen und „katholischen Vereinen geschürten wilden Fanatismus zu Thaten „blutiger Wuth vorschreiten zu lassen" rc. „Protestantische Bauern „seien von katholischen Taglöhnern angeredet worden: ‚Nächstes Jahr „holen wir euer Korn und mit euch ist 's aus.' In den katholischen „Gemeinden habe man sich bereits über die Tage besprochen, wo die „protestantischen Bürger der Nachbargemeinden mit Hülfe der dortigen „Katholiken überfallen und vertilgt werden sollen.

„Oesterreich sei berufen, allen Feinden der Mutterkirche endlich „einmal den Garaus zu machen. An vielen Orten sei denn auch die „Theilung der Güter der Protestanten auf dem Papier auf 's Genaueste „vollzogen gewesen.

„Der Anfang zu Thaten blutiger Wuth des katholischen Fanatismus „sei im Weimarischen von einrückenden Bayern bereits gemacht worden."

Ehrloser Schurke, du lügst, von deinem ersten Wort an bis zu deinem letzten! Herab dein Visir und zeige dein Angesicht, wie ich das meinige zeige! Welcher katholische Verein oder welche Vereine? (Du beschuldigest ja alle.) Welcher oder welche haben solche

---

gewählten Dichtungen Balde's, übertragen von Joh. Schrott und Martin Schleich, München 1870, in Komm. der Lindauer'schen Buchhandlg.

Ungeheuerlichkeiten ausgedacht oder gar sie begangen? Gesetzt, (aber nicht zugegeben, denn es wurde kein einziger Beweis geführt,) ein einzelner, auf alle mögliche Weise, wie es in Baden ja geschehen, gereizter und bis auf's Blut gequälter Katholik hätte in leidenschaftlichem Zorne eine ähnliche Aeußerung gethan, wie sollten das Geistliche und die Vereine gethan haben? Der Tag einer solchen Aeußerung wäre der letzte des Vereines gewesen. Von den weit über 100 katholischen Vereinen in Wien bis zu den tausenden im übrigen Deutschland ist keiner solche Scheußlichkeiten nur auszudenken, viel weniger auszuführen im Stande. Der Ankläger solcher Dinge aber ist ein nicht zu entschuldigender Verräther an seinem Vaterlande, ja an der ganzen Gesellschaft, wenn er solche ungeheuere Anklagen nur namenlos in der Presse und nicht mit allen Erweisen vor die Gerichte bringt. Aber sind solche Beschuldigungen nicht absichtlich erfunden, um jede vergangene und jede künftige gegen Katholiken zu verübende Schandthat nachträglich und im Vorhinein zu entschuldigen und zu rechtfertigen? Und da seit Jahrzehnten die Ultramontanen und die Konkordate als Ursache alles Uebels der Völker verkündiget wurden, dürfte man sich wundern, wenn die arme, gedrückte, arbeits- und brodlose Masse sich erhöbe, wenn, um die Quelle all ihres Leidens zu vertilgen, die badischen und preußischen Gemeinschaft machten mit den Nürnberger Ultramontanenschädel-Zertrümmerern? [1])

Jenes Kriegsgeschrei hat man vor dem Sieg in Preußen für den möglichen Fall der Niederlage, in Baden sogar nach dem Sieg für künftige Fälle wie unschuldige Kriegslist ersonnen. Gewiß sahen viele ehrliche preußische Protestanten — von nichtpreußischen wissen wir es ohnehin — solche Dinge mit innigem Kummer; aber darum bleibt es nicht minder wahr: Unsere Lage ist ernster, als Tausende leichtsinnigen Muthes meinen. **Videant consules, ne res publica in ruinam præcipitetur!**

Woher nun und wozu solch unmenschliches Wüthen und Wühlen? „Nicht gegen den Katholizismus als solchen," erwidert man, „sondern nur gegen seine ultramontane Uebertreibung und Ausartung." O tausendmal widerlegtes heuchlerisches Vorgeben! Von Tausenden, die Solches versichern, kann kaum ein Einziger im Ernste glauben und fürchten, was zu fürchten er sich anstellt.

1) Man entschuldigte diesen (von bekannter Persönlichkeit — sieh S. 186, Z. 5 — gebrauchten) Ausdruck als bloß figürlich gemeinten, aber die rohe Masse versteht das auf ihre Weise, wie das Erlebniß auf der Frankfurter Pfingstwiese darthut.

(Folgt Auseinandersetzung, wie lächerlich es wäre, in unseren Tagen im Ernst eine Wiederkehr der ganz aus mittelalterlichen Verhältnissen hervorgegangenen weltlichen Oberherrschaft des Papstes zu besorgen.)

Auch die geistliche Gewalt ist und war von jeher bestimmt und gemäßigt durch Schrift, Ueberlieferung, kirchliche Satzung und die selbstständigen Rechte des Bischofs und Clerus. Nationalkirchen sind bei einer geoffenbarten Religion ein Unding, nicht zu reden von Selbstreligionen der Einzelnen. Spott und Hohn ist es, uns glauben machen zu wollen, man sinne nichts gegen den Katholizismus. In der Anerkennung des Primates der römischen Kirche muß jeder Katholik Ultramontane sein, und wir haben nicht bloß ein göttliches, sondern auch ein verfassungsmäßiges Recht, es zu sein und wie Pflicht und Recht, auch den Muth, unser Recht mit allen erlaubten Mitteln zu wahren. . .[1])

Nachdem R. die Hoffnung ausgesprochen, daß aus dem Uebel Heil entspringen und Hiob, der Vielbedrängte, (d. i. der hl. Vater,) sammt Allen, die ihm anhangen, wieder mehr gewinnen werden, als sie verloren, schließt er:

Gepriesen in alle Ewigkeit sei die wunderbare Haushaltung Gottes!

---

1) Den vor jeder politischen Wahl in Szene gesetzten Ultramontanenhetzen hielt R. gern das Zeugniß des Frankfurter Historikers Friedrich Böhmer entgegen, jenes „deutschesten Mannes", dessen Einsicht, Treue und Wahrheitsliebe die ersten Geschichtsforscher Deutschlands, die Göttinger Akad. d. Wiss., Minister v. Stein und Andere das rühmlichste Zeugniß gegeben, — jenes Protestanten, welchem seine Durchforschung von mehr als 20,000 kaiserlichen, bischöflichen, städtischen und anderen Urkunden eine so große Hochschätzung der katholischen Kirche eingeflößt hatte, wie er es rückhaltlos bekannt hat, und zwar Hochschätzung nicht bloß der ihr inwohnenden Idee, sondern ihrer thatsächlichen Erscheinung und Wirksamkeit in der Geschichte. Sieh J. Janssen: Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften, (Freiburg, Herder 1868), 1. 317 — 319, vgl. dazu 214 — 215, 251, 278.

Zum siebenundzwanzigsten Kapitel.

Zu 1872.

1. Zu S. 228. Goldhochzeit und 60 jähriges Doktorat.

Hohes Fest und Sonnenschein,
Der Himmel selbst schaut freudig drein —
Hurrah, Vater Ringseis!

Also hast du es unterm Heutigen so weit gebracht, o tapferer Held in Mannesmuth, Glaubenskraft und Wissen — nun, du wirst es mit Gottes Hilfe noch weiter bringen, als daß du seinerzeit auch noch deine diamantene Hochzeit und dein 90 jähriges, zum Doktorgeschlagen-wordensein-Jubiläum feiern kannst!

Ja das ist es, was wir Getreuen Alle in deinem und im universalen Interesse fest glauben, in aller Liebe wünschen und auf das Nachdrücklichste hoffen.

Mit Dem lege ich vor deiner Tugend Kränze von Maiglocken nieder, umschlinge dir für bewährten deutschen Sinn die Stirne mit Eichenlaub und biete dir zum Preis deines Frohsinnes nach vielen Prüfungen und Kämpfen des Lebens reichen Lorbeer mit schönsten hellrothen Beeren!

Vivas, floreas, crescas, o edler Streiter für die höchsten Güter des Menschen, auf daß, wenn auch Alles rings zu Eis würde, doch d e i n Herzensgarten noch blühe und dufte, und die bißbeißigen Gesellen der Neuzeit zuletzt lallen: Uns ist innwärts Alles erfroren, i h m aber nicht, weil er glaubte:

„Est Deus in nobis, agitante calescimus Illo!" —

Das ist es, was ich dir, edelster Mann, am heutigen Tage aussprechen wollte und rufe hiermit nochmal ein dreifach jubelreiches „Hurrah Vater Ringseis nebst Lebensgefährtin und übrigen Herzensgenossen!!!"

München, 22. März 1872.

In innigster Verehrung

ergebenst

Dr. Fr. Trautmann.

2. Zu S. 235, Z. 6 f. Hölty — Voß.

Auf einem fliegenden Blatt finden wir von unbekannter Hand folgende Notiz:

Aus Leander und Ismene heißt in der dritten Ballade der letzte Satz:

Und ward, wie männiglich bekannt,
Nach vielen Abentheuern
Zuletzt elendiglich verbrannt,
In Würzburg oder Bayern. v. Hölty.

V. 78 „Abendtheuern" Ulm — 80 „Zu Ingolstadt in Bayern."
Voß.

An der letzten, nicht ganz verständlichen Zeile ist immerhin die von Voß beliebte Aenderung auf Kosten Ingolstadts zu erkennen.

3. Zu S. 244, Z 13 f. Herrn v. Sybel's Festrede auf den Freiherrn v. Stein.

Es ist peinlich, sich im 88. Lebensjahr noch zu mehrseitiger[1]) Polemik genöthigt zu finden; aber impossibile est, satiram non scribere. In Nr. 156 der „Germania" wird uns ein Auszug der Festrede mitgetheilt, welche Professor von Sybel bei der Enthüllung des Standbildes des im Jahre 1831 verstorbenen Ministers Freiherrn von Stein gehalten hat. Herr von Sybel schreibt hier dem Freiherrn von Stein schier dieselben kirchlich politischen Ansichten zu, die der heutige Minister Fürst Bismarck praktisch durchzuführen sucht. Hätte Herr von Sybel, ehe er gesprochen, vorher gedacht, so müßte er bei der positiv christlichen Gesinnung und dem Begehren nach festen kirchlichen Einrichtungen, die er dem Freiherrn mit Recht zuschreibt, sich es klar gemacht haben, daß die gegenwärtige von dem Professor Festredner gepriesene Politik, welche die göttlichen Gebote und die davon bedingten Rechts- und Sittenzustände, insbesondere die kirchliche Rechtsordnung der Omnipotenz des Staates unterwirft, nicht die von Stein sein konnte.

Ich Schreiber dieses hatte das Glück, während eines mehr als halbjährigen Aufenthaltes in Rom 1820/21 durch des Freiherrn von Stein wohlwollende Güte denselben in fast täglichem Verkehr zu sehen

1) Rückblick auf die „Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt", sieh S. 228 f.

und zu sprechen. Stein brachte jene Güte zum Ausdruck in der Aufforderung, mich nicht bloß als den Arzt, sondern auch den Freund seines Hauses zu betrachten. Die Aehnlichkeit meiner eigenen Richtung mit der seinigen mochte dieses Wohlwollen vorzüglich fördern. Hier sowie bei einem Besuche, welchen mir der Freiherr im Sommer 1821 in München gemacht, hatte ich Gelegenheit, seine Gesinnungen in zahlreichen Gesprächen auf das Gründlichste kennen zu lernen, jene Gesinnungen, wie sie auch in der durch Janssen verfaßten Biographie Böhmer's dargelegt erscheinen. Auch mit Stein's ältester Tochter, der edlen und geistreichen Gräfin von Giech, habe ich in häufigem Verkehr während ihres langjährigen Aufenthalts in München bis zu ihrem Lebensende die Anschauungen ihres Vaters oft und oft besprochen. Und auf diese gründliche Kenntniß hin behaupte ich: Stein hätte nicht gedacht und gehandelt, wie der gegenwärtige Lenker der deutschen Geschicke, sondern vielmehr im Sinne des edlen Präsidenten von Gerlach.

Vor Allem muß ich im Namen des großen Freiherrn die unwürdige Unterbreitung des Herrn von Sybel zurückweisen, als ob Stein feste kirchliche Einrichtungen bloß[1]) gewünscht habe zu dem politisch-sozialen Zweck, um die Massen in Ordnung zu halten. Nein, der edle Stein war wirklich und wahrhaft überzeugter Christ, er glaubte an eine göttliche Offenbarung, er wußte genau, daß die Kirche, obschon das wahre Wohl der Völker und deren Sittlichkeit aufs höchste fördernd, doch nimmermehr zum bloßen Mittel, zur bloßen Schulanstalt, zum bloßen Hebel der Vaterlandsliebe oder der Sittlichkeit[2]) herabzudrücken sei; er erkannte in ihr eine Anstalt zur realen Vereinigung der Menschen mit Gott, eine Heilsanstalt, in welcher die Sittlichkeit erst ihre Ordnung und Bedeutung, die Vaterländer ihre höhere Einigung finden.

Der geistreiche, die Dinge von oben überblickende Staatsmann, der logisch denkende Christ hätte nie den Widersinn begangen, dasjenige, was als von Gott geoffenbart und verordnet anerkannt wird, erst der Censur des Staates zu unterbreiten; er hätte nie den Widersinn begangen, eine prinzipielle Trennung von Kirche und Staat, von

1) v. Sybel sagt: „Er wollte fest geordnete kirchliche Einrichtungen, weil er ohne diese bei den Volksmassen rathlose Verwirrung der religiösen Anschauungen und damit rasche Zerrüttung der öffentlichen Sitte befürchtete."

2) Daß es übrigens Herrn v. Sybel nicht Ernst damit ist, die Religion als wirksamen Hebel der Sittlichkeit gelten zu lassen, werde ich weiter unten in Erinnerung bringen.

Kirche und Schule in dem Sinne zu befürworten, in welchem die Möglichkeit einträte, daß die weltliche Obrigkeit und Schule der geistlichen Behörde und dem Religionsunterricht widersprächen und sie hiermit wieder aufhöben. Wie nun, wenn die Offenbarung sagt, es ist ein dreipersönlicher, unsichtbarer Gott, dem Professor der Physik aber beliebt zu sagen, es sei dieß ein Unsinn? Wenn die Religion sagt: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, unsere Gesetzmacher aber nur von Majoritäten oder einem willkürlichen Autokraten gemachte Gesetze kennen? Das Gebot, woran nach Christi Ausspruch das Gesetz und die Propheten hängen, sagt: Du sollst Gott über Alles, deinen Nächsten lieben wie dich selbst; die moderne Lebensweisheit lehrt: Liebe dich über Alles, und Gott und deinen Nächsten nach Bequemlichkeit. Und die Staatsgesetze schützen das Freimaurerthum und lassen den Wucher ungestraft. Das Evangelium will alle Nationen im Frieden eines höheren Vaterlandes vereinen, ohne ihre Besonderheiten aufzuheben; der toll und lasterhaft gewordene Patriotismus sagt (in der Person eines früheren preußischen Ministers): „Wenn es unserem Staate Nutzen bringt, verbünden wir uns mit dem Teufel.“ Der Heiland gestattet dem Manne nur Ein Weib, dem Weibe nur Einen Mann; der Civilcodex scheidet und verbindet sie nach Herzenslust. Der Dekalog sagt: Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen, sollst den Sabbath heiligen, sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht falsches Zeugniß geben u. s. w.; die von Staatswegen gelehrte angebliche Wissenschaft verhöhnt aber Gottes Namen; der Militärstaat läßt seine Soldaten während des Gottesdienstes exerziren, der Industriestaat seine Arbeiter arbeiten; der militärische Ehrencodex stößt denjenigen aus, welcher eine wirkliche oder vermeinte Beleidigung nicht im Blute des Gegners abwäscht; das Eigenthumsrecht muß höheren Annexionsrücksichten weichen; Lüge und Heuchelei werden von oben herab als diplomatische Tugenden gerühmt u. s. w.

Und zu einem solchen, alles kirchliche und sittliche Leben zerstörenden Widerspruche, der nach dem Wunsch und Streben gewisser Führer der Neuzeit schon bis in die Elementarschulen sich einzufressen beginnt, hätte der große Stein sein Ja und Amen gesagt?! Er hätte sich entweder in die Reihen jener albernen, gedankenlosen Rationalisten und „Liberalen“ begeben, welche solchen Nonsens nicht merken, oder sich der ruchlosen Heuchelei Jener beigesellt, die klarbewußt mit einer Hand scheinbar die Religion unterstützen, in der That aber mit der anderen Hand ihr den Boden unter den Füßen wegziehen?!

Es gehört Stirne dazu, uns Solches vorzureden! Ich war Augen= und Ohrenzeuge der drastischen und plastischen Art, womit Stein sich über die damaligen Minister, vor Allem aber der kolossalen Entrüstung, womit er sich über den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zu äußern pflegte, den er eben jener, der kirchlichen Freiheit feindlichen Gesinnung beschuldigte, die von Sybel nunmehr sich unterfängt, als einen Vorzug Stein's zu rühmen. Mit Nichts aber hat die Autokratie des heutigen Allgewaltigen größere Aehnlichkeit als mit der Autokratie des preußischen Staatskanzlers jener Tage.

Richtig ist, wie Sybel bemerkt, daß Stein es höchlich billigte, wenn der rechtschaffene Niebuhr als Gesandter bei seiner Regierung darauf antrug, als Gewährschaft für die Einkünfte des katholischen Clerus preußische Staatswaldungen anzubieten; aber nicht als eine besondere Großherzigkeit, sondern einfach als eine That der Gerechtigkeit sah er dieß an, da ja die preußische Regierung die kirchlichen Einkünfte an sich gezogen hatte. Und darum kann kein Zweifel walten, daß Stein die bis heute fortgeführte Nichterfüllung jenes vertragsmäßigen Versprechens höchlich mißbilligen müßte.

Wahr ist ferner, daß Stein gegenüber der katholischen Kirche keine Beschränktheit der konfessionellen Gesinnung an den Tag legte. Stein wünschte die Wiedervereinigung der Konfessionen, wie er denn gegen mich seine vielleicht irrige Ueberzeugung geäußert hat, daß, wenn der Papst und der König von Preußen es ernstlich wollten, jene Vereinigung gelingen müßte.[1]) Aber der positiv offenbarungsgläubige Staatsmann war nicht bei der neuen gottwidrigen Staatsweisheit in die Schule gegangen, kraft welcher die religiösen Wahrheiten je nach den Grenzpfählen der Staaten abgesteckt, innerhalb dieser Grenzpfähle die heterogensten Kirchenwesen in einen Brei zusammengerührt und dieser mit dem ganz unpassenden und bei dem Nebeneinander von mehreren Nationalitäten innerhalb Eines Staates völlig unwahren Namen „Nationalkirche“ belegt werden sollen. Wenn Stein diesen Ausdruck Nationalkirche anders denn tadelnd gebraucht hat, so ver=

---

1) Stein ging sogar noch weiter, wenigstens zu jener Zeit. Denn er sagte mir mit klaren Worten: „Wenn es in großer Gesellschaft geschehen könnte“ — Einzelübertritte schien er nicht für belangreich zu halten — „so würde ich heute noch katholisch.“ (Aehnliches äußerte ja auch Böhmer über sich selber.) Stein's oben erwähnte Tochter sprach es mir gegenüber in München mehr denn einmal aus, vom Katholischwerden halte sie nur die Rücksicht zurück, daß auch ihr Vater für sich diesen Schritt nicht nöthig geglaubt. — (Sieh unsern Bd. II. S. 46 f.)

band er damit einen Sinn, der ganz verschieden ist von demjenigen, welcher ihm heute beigelegt wird.

Nach allem diesem möchte ich nun fragen: Wie kommt gerade Herr v. Sybel dazu, sich jenem Manne gegenüber, der, wie der Professor selber sagt, mit keinem unchristlich und unkirchlich Gesinnten ein näheres Verhältniß anknüpfen mochte, zum Festredner aufzuwerfen, der nämliche Herr v. Sybel, welcher in seiner Schrift „Die politischen Parteien im Rheinland, Düsseldorf 1847“ in einer Note (S. 86) sich folgendermaßen äußert: „Das Wahre ist, daß jede positive oder negative Ansicht über Religion mit der Politik unmittelbar nicht näher zusammenhängt, als die verschiedenen Systeme der Chemie mit der geschichtlichen Wissenschaft der Malerschulen. Denn das einzige Medium, wodurch sie eine nähere Verwandtschaft nachweisen möchten, der Einfluß auf die Sittlichkeit ist durch die Erfahrung hinreichend widerlegt: ein orthodoxer Atheist kann ein ebenso tugendhafter oder nichtswürdiger Mensch sein, wie der rechtgläubigste Katholik oder Protestant.“ 1)

Und was würde der Freiherr zu jener anderen Stelle desselben Buches (S. 65) sagen, wo von Sybel sich also vernehmen läßt: „Es ist heute kein anderer Adel denkbar als der große Kapitalbesitz.“ 2)

---

1) Anm. der Schreib. „Also,“ sagt R. an anderem Ort hierüber, „weil die zehn Gebote Gottes oder die Staatsverordnungen oder die Lehren der Geschichte, der Wissenschaft überhaupt nicht immer befolgt werden, also wären alle dieselben ohne Einfluß auf die Sittlichkeit? Ward nicht durch das Christenthum der sittliche Zustand der ganzen Welt umgewandelt? . . . . und Ehebruch wurden von den Griechen und Römern für keine Laster gehalten, weil ihre Religionslehre auch ihre Götter als . . . . und Ehebrecher darstellte. Wenn alle Staatsangehörige wahre Christen wären. alle selbst ihre Feinde liebten, wäre dieser Staat nicht der beste? Wenn in unserer Zeit manche Atheisten sich dennoch im christlichen Sinne tugendhaft erweisen, so ist dieß in Folge der sie atmosphärisch umgebenden christlichen Civilisation.

2) Anm. der Schreib. S. 65 der angeführten v. Sybel'schen Schrift. S. 47 daselbst werde gesagt: „Es gibt nur noch einen äußeren Gegensatz unter den Menschen, Kapitalisten und Nichtkapitalisten.“ Ueber solche Anschauung, „unvereinbar mit der Achtung vor der göttlichen Einsetzung der Regentengewalt,“ sagt R. am erw. O.: „Der König also nicht mehr von Gottes Gnaden durch Geburt berechtigter Herrscher, sondern nur zufällig als größter Kapitalien-Inhaber? Wenn somit ein Jude, Grieche oder Mohamedaner, Rothschild oder Sina, größere Kapitalien besäßen, so wären folgerichtig nach Sybel's Lehre sie die geborenen Herrscher.“

Wahrlich! wenn, um mit Sybel zu reden,[1]) anstatt des Marmorbildes der herrliche Mann selber dort oben gestanden wäre — kein Zweifel, daß er die schlimmer als „schwachen" Worte des Festredners unterbrochen hätte, aber nicht, um mit dem gebotenen Hochrufe eine solche Rede zu krönen; sondern in edelstem Zorn hätte er vor Allem mit seiner Donnerstimme Protest eingelegt wider die Vermessenheit, seine Gesinnung auf eine die Wahrheit so ganz ins Gesicht schlagende Weise zu deuten.

Es wird uns erzählt, das Standbild habe ursprünglich nach dem Thale hinausgeschaut, sei aber, damit es nicht den allerhöchsten Herrschaften den Rücken kehre, umgedreht worden, so daß es nunmehr den Berg betrachte. Eine bezeichnendere Symbolik wäre nicht zu finden gewesen für das, was Herr von Sybel mit des großen Mannes Gesinnung gemacht hat, damit sie nicht der Anschauung der jetzigen Machthaber den Rücken zu wenden scheine. Aber der Geist des alten Stein wird nicht ruhen, bis er im Bewußtsein seiner deutschen Landsleute die richtige Stellung wieder eingenommen hat.

Tutzing am Starnberger See, den 23. Juli 1872.

Dr. von Ringseis.

Zu 1875.

Zu S. 249—251. „Die letzte Arbeit des Geheimrathes v. Ringseis."

Vorwort.*)

. . . Als ich im Mai 1875 meinen 90. Geburtstag feierte, brachten bayerische Blätter, — ursprünglich das Aerztliche Intelligenz-Blatt — einen freundlich gemeinten Aufsatz mir zum Lobe, wenn freilich — so hieß es — mein System der Medizin von der Zeit wohl auf immer begraben sei.

Nun fügte es sich, daß zu jener nämlichen Zeit der eine und andere von den ärztlichen Gratulanten, welche mir die Ehre ihres

1) v. Sybel sagt: „Stände anstatt des Marmorbildes der herrliche Mann selbst dort oben, längst hätte er meine schwachen Worte unterbrochen: ‚Wollt ihr thun nach meinem Sinne, so gebet dem Ganzen, gebet dem Haupt die Ehre — ein Hoch dem deutschen Vaterlande, ein Hoch dem deutschen Kaiser.'"

*) Anm. der Schreib. Sieh S. 251, Z. 10 f. Daß im Folgenden manches früher Gesagte wiederkehrt, war nicht mehr zu ändern.

Besuches schenkten, von einem beachtenswerthen neuen Schriftchen von Rudolf Virchow sprachen (Ueber die Heilkräfte des Organismus [1]), in welchem denkwürdige Anhaltspunkte für Auffassung und Behandlung der Krankheit sich fänden. Ich ließ mir dasselbe kommen und vorlesen; zur Ergänzung ward mir auch Virchow's Rede: „Der heutige Standpunkt der Pathologie" [2]) mitgetheilt. Eigenthümlich berührte es mich, daß jene „Anhaltspunkte" theilweise, freilich nur theilweise, zusammentreffen mit dem, was den Kern meines „überlebten begrabenen" Systems bildet.

Zu allererst muß ich allerdings berichtigen, was ich für einen historischen Irrthum Virchow's halte. In seiner Innsbr. Rede (Nr. 79, Spalte 2, Z. 6 v. u. und f.) sagt er, man habe in der medizinischen Vergangenheit die Krankheit mehr oder weniger von den Menschen abgelöst, habe die Krankheit als etwas Besonderes, für sich Bestehendes betrachtet. Für diese Angabe weiß ich keinen geschichtlichen Anhaltspunkt; es ist mir nicht bekannt, daß irgend ein nennenswerther Arzt diesen Irrthum im Ganzen und Großen begangen. Das Krankmachende war es, was man als etwas Besonderes, vom Menschen Ablösbares sich dachte und darin hatte man Recht; aber die Krankheit hat man meines Wissens niemals damit verwechselt. Selbst wo man wirkliche Besessenheit annahm, unterschied man nicht nur den Besessenen vom Besitzergreifer, sondern auch Beide von der Besessenheit (in diesem Falle die Krankheit), dachte sich aber unmöglich diese Besessenheit als abgelöst von jenen beiden Faktoren. Sollte der Irrthum wirklich vorgekommen sein, so bin ich freilich in dessen Bekämpfung mit Virchow einig; ich habe aber um so größeres Recht, ein Mißverständniß von Seite Virchow's anzunehmen, als seine obige Aufstellung nur die Kehrseite bildet zur folgenden zweifellos irrigen in der gleichen Rede (Nr. 80, Sp. 2, Z. 7 v. u. und f.):

„Diese Idee, daß Krankheiten Vorgänge seien, erscheint uns „gegenwärtig überaus einfach. Die Ueberzeugung, daß Krankheiten „Vorgänge seien, ist eine nahezu abgetretene; und man wird vielleicht „erstaunen, wenn ich sage, daß dieser Gedanke noch nicht viel älter als „einige 30 Jahre ist, und daß noch gegenwärtig in der wissenschaftlichen „Sprache der übrigen Völker keine vollständig entsprechenden Termini

---

1) Vortrag, gehalten 1875 zu Hamburg, ersch. in d. Sammlg. gemeinverständl. wissensch. Vortr.

2) Gehalten 1869 auf der Aerzte- u. Naturforscher-Versammlung in Innsbruck, ersch. in d. Wiener Med. Wochenschr. Jahrg. 1869 Nr. 79 u. 80.

„existiren, welche diese Bezeichnung wiedergeben. Sie können noch „heutigen Tages nicht in vollkommener Weise auf französisch oder auf „englisch oder auf irgend eine andere Weise „Krankheits-Vorgang" über„setzen. Sie bedürfen dazu immer noch einer gewissen gewaltsamen „der fremden hergebrachten Sprache Gewalt anthuenden Einwirkung „und es ist immer noch nothwendig, erst eine Interpretation hin„zuzufügen: so neu ist diese Idee."

Ich will gegen diese überraschende Aufstellung nicht betonen, da ich selber, nicht etwa vor 30, sondern vor 60 Jahren schon mich de[s] Wortes Processus im Sinne von Krankheitsvorgang bedient hab[e] und zwar nicht als eines neuen, von mir erst in diesem Sinne ei[n]geführten Namens; eines solchen Verdienstes der Einführung wür[de] ich mich erinnern und mit gerechtem Stolz, umsomehr, als ich, wen[n] Virchow bezüglich der Aelteren Recht hätte, mit dem Namen au[ch] einen ganz neuen Begriff in die Medizin eingeführt hätte. Gott i[m] Himmel, da wäre ich ja der Vater einer neuen Aera der Medizi[n]. Aber es ist dem nicht so. Vielmehr hatte bei verschiedener Ausdrucksweise unsere ganze ärztliche Ascendenz bis hinauf zu Hippokrates den Begriff des Krankheitsvorganges. Man bedenke nur des Hippokrates Unterscheidung der Crudität, Coctio und Crisis, was sollen namentlich Coctio und Crisis Anderes sein als Vorgänge? Weit eher könnte man Sthenie, Asthenie und Hypersthenie für bloße Zustände halten. Und nach Röschlaub's Erklärung war des Hippokrates Auffassung der Krankheit, die einer Contaminatio, die Heilung die einer Purgatio; abermals Vorgänge.

Richtig dagegen ist es, wenn Virchow angibt, daß Aerzte behauptet haben, der kranke Mensch als solcher müsse als einheitlich Ganzes betrachtet werden. In Bekämpfung dieser Ansicht, also in einem wichtigen Punkte, stimme ich mit Virchow überein (Sieh Hamb. Vortrag, S. 15/16). Denn Krankheit ist eben so wenig Einheit als es der Krieg wäre, sie ist das Ergebniß zweier streitenden Faktoren und ist deren Streit selber.

Besagten Irrthum beging und begeht die s. g. physiologische Schule, welche die Natur der Krankheitsursache nicht als Besonderes unterscheidet von der Menschennatur und auch in dieser letzteren nur von einem physiologischen Zustand überhaupt etwas weiß, nichts von dem individuell eigenthümlichen des einzelnen Menschen.[3])

3) Die „naturhistorische Schule" bewegt sich unter anderem Namen im nämlichen Irrthum.

Gewisse Einzelheiten beiseite lassend, über welche Virchow nicht genügende Klarheit entwickelt, bestätige ich mit Genugthuung, daß er, beide Vorträge verglichen, mit Deutlichkeit folgende Aufstellungen gemacht hat:

1) Gesundheit ist bedingt durch die ungestörte Thätigkeit dessen, was Virchow die „regulatorische Einrichtung", den „regulatorischen Apparat" im Organismus nennt,[4] oder auch die Harmonie in der gegenseitigen Bewirkung der Theile.[5] Der regulatorische Apparat hat seine Besonderheiten in jedem Individuum.[6]

2) Krankheit tritt ein, wo ein dem menschlichen Organismus fremdartiges oder Störendes[7] genügend große Thätigkeit an demselben

---

4) Sieh Innsbr. Rede Nr. 80 d. W. Med. W., Spalte 4, Z. 3 und folg., insbes. Z. 35, 36, Alles im Zusammenhalt mit Spalte 3. Ich zitire die Stelle ausführlicher weiter unten.

5) Sieh Hamb. Vortrag S. 22, Z. 8 v. unten: „Daraus (aus dem gegenseitigen Bedürfniß und der gegenseitigen Beeinflussung der Theile) ersteht eine Gegenseitigkeit der Bewirkung, welche je nach Umständen wohlthätig oder schädlich für das Gesammtverhältniß sein kann. So lange die Bewirkung eine wohlthätige ist, so lange erscheint uns der Organismus in Harmonie und wir empfinden diese Harmonie in unserem Bewußtsein als ein Gefühl des Wohlseins" u. s. w.

6) Sieh Innsbr. Rede Nr. 80, Sp. 3 u. insbes. 4, Z. 19, wo V. darauf hinweist, daß die so großen Differenzen in der „Akkomodationsfähigkeit" des einzelnen Menschen gegenüber ungewohnten Lebensbedingungen sich alle erklären, wenn wir die verschiedene Energie der regulatorischen Einrichtungen ins Auge fassen, „wenn wir erwägen, daß jeder Einzelne in seiner Eigenschaft als Individuum, weil er Individuum ist, Besonderheiten hat, Besonderheiten seiner Einrichtung, seiner Körperkonstitution, Besonderheiten, welche nicht dem gesammten Geschlechte, nicht der ganzen Rasse, nicht dem ganzen Volke, ja nicht einmal der ganzen Familie zukommen, sondern ihm ganz allein eigenthümlich sind."

7) Sieh Hamb. Vortr. S. 15, Z. 4 v. unten bis S. 10, Z. 1. Es ist hier allerdings zu berücksichtigen, daß Virchow nur halb im eigenen Namen spricht, halb dagegen die früheren Anschauungen darzustellen glaubt: „Denn die Krankheit" ... (Krankheitsursache und Krankheitsvorgang in Eins zusammengenommen) „erscheint wie ein fremdartiges Wesen, welches sich dem Individuum eingepflanzt hat." Daß er aber, die vermeintliche Verwechslung von Ursache und Vorgang abgerechnet, einigermaßen zustimmt, zeigt nicht nur das allgemein gehaltene Präsens „erscheint" anstatt „erschien ihnen", sondern auch der sogleich folgende Satz: „Nicht ohne Grund hat man sie" (die Krankheit, d. h. Ursache und Vorgang in Eins genommen) „als einen parasitischen Organismus

entwickelt, um „Insuffizienz" des regulatorischen Apparates herbeizuführen[8]) und die Theile miteinander in Disharmonie zu bringen.[9])

3) Heilung ist bedingt durch die sich wiederherstellende Suffizienz des regulatorischen Apparates, wie derselbe im menschlichen Individuum stärker oder schwächer erscheint, mit diesen oder jenen Besonderheiten ausgestattet ist.[10]) Sie besteht in Erneuerung der Harmonie und geht aus zunächst vom Organismus und zwar sitzen die Heilkräfte in den lebendigen Theilen des Körpers.[11]) Aber der Arzt kann zu Hülfe

---

bezeichnet, der in oder auf dem Organismus des kranken Menschen zehre." — Vergl. Innsbr. Rede, Nr. 80, Sp. 1, wo er zwar das „so genannte Krankheitswesen" zurückweist, aber mindestens für viele Fälle den etwaigen „Teufel", d. h. die Krankheitsursache, beispielsweise den Cholerapilz, wenn es einen solchen gibt, selbstverständlich als etwas Reales gelten läßt, was folgerichtig dem menschlichen Organismus ein Fremdartiges ist.

8) Sieh Innsbr. Rede Nr. 80, Sp. 4, insbes. Z. 8 u. folg. selbstverständlich im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. „Die Krankheit beginnt in dem Augenblicke, wo die regulatorische Einrichtung des Körpers nicht ausreicht, die Störungen zu beseitigen . . . beginnt mit der Insuffizienz der regulatorischen Apparate" rc.

9) Sieh Hamb. Vortrag S. 22, Z. 2 v. unten: „Ist die gegenseitige Bewirkung eine schädliche, so sprechen wir von einer eingetretenen Disharmonie und wir haben das Gefühl des Unwohlseins."

10) Sieh Innsbr. Rede Nr. 80, Sp. 4, Z. 30: Diese Besonderheiten in der Einrichtung des Einzelnen . . . . bestimmen, ob die Krankheit . . . lange oder kurz dauern wird, ob sie übel ausgeht oder nicht." (Im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden.)

11) Sieh Hamb. Vortr. S. 30, Z. 15: „In jedem Falle aber geschieht die Heilung durch die Wiederherstellung der Harmonie des Körpers. Sie ist eine Ausgleichung, eine Regulation der gestörten Verhältnisse und zwar eine Ausgleichung durch innere Vorgänge des Körpers. Die Heilkräfte sitzen in den lebendigen Theilen des Körpers. Nur diese Theile bilden neue Theile, nur sie ernähren sich und stellen durch Ernährung adäquate Zustände her, nur sie bringen Verrichtungen hervor, welche zur Ableitung, zur Entlastung, zum Ersatz für gewisse Störungen des Gleichgewichts dienen. Auch wo die gewaltsamste Einwirkung des Arztes stattfindet, wo er ganze Theile abschneidet oder zerstört, auch da bedarf es der Wiederherstellung des Gleichgewichts im Körper, ehe die Heilung ein erträgliches Ergebniß liefert. Auch da, wo heilkräftige Mittel gewisse Schädlichkeiten beseitigen, wo eine Säure durch ein Alkali neutralisirt, ein erschlaffter Theil durch einen Reiz zu neuer Thätigkeit angespornt wird, ist die Heilung erst perfekt, wenn mit dieser Hilfe die

kommen durch Unterstützung des regulatorischen Apparates und Freimachung von Hindernissen.[12])

Diese Sätze habe ich mit meinem Bruder, wenn auch in anderen Worten, schon im Jahre 1812 aufgestellt; reicher entwickelt finden sie sich in meinem System der Medizin.

Wahrheitsgemäß ist allerdings beizufügen, daß Virchow noch Manches und Hochwichtiges sagt, dem ich nicht zustimmen kann. So z. B. läßt er den regulatorischen Apparat nicht durch eine einheitliche Kraft beherrscht und bestimmt werden, (Hamb. V., S. 20); er will nichts wissen (S. 16 u. f.) von jenem „kleinen Kobold", der als „Archäus", „Anima" u. s. w. den früheren Aerzten (seit Paracelsus, wie Virchow meint, — seit Hippokrates, wie ich behaupte), sich immer von Neuem hat aufgedrängt; vielmehr setzt er das harmonische Gleichgewicht in der Gesundheit sowie dessen Wiederherstellung in der Genesung auf Rechnung des „Bedürfnisses der Elemente, die sich gegenseitig ihre Existenz verbürgen, und von welchen das eine ohne die anderen sein Leben nur für kurze Zeit zu erhalten vermag". Virchow übersieht hier nur, daß er an die Stelle des einen von ihm verpönten „kleinen Kobolds" im Organismus Millionen von Kobolden setzt; denn Elemente (Zellen), die in gefühl- und bewußtloser Stillung eines zwar vorhandenen, aber nicht gefühlten und nicht gewußten Bedürfnisses den unvergleichlichen menschlichen Organismus hervorbringen, — wohl gemerkt, die menschliche Denkfähigkeit nach Virchow mitinbegriffen, — solche Elemente sind jedenfalls die merkwürdigsten Kobolde, die man sich vorstellen kann.

---

natürlichen Gleichgewichts-Verhältnisse wieder zurückkehren oder neue Gleichgewichts-Verhältnisse gefunden werden. „Jede äußere Einwirkung ist nur ein Mittel, um die innere Einrichtung des Körpers, die Physis zu freier und geordneter Thätigkeit zurückzuführen."

12) Sieh (außer dem in der vorigen Anmerkung Aufgeführten) in der Innsbr. Rede Nr. 80, Sp. 4, Z. 33: „Die Thätigkeit des Arztes ist darauf gerichtet, wenn einmal die Krankheit schon da ist, die Aktion dieser regulatorischen Apparate zu unterstützen und frei zu machen." Dann Z. 21 v. unt. u. folg. heißt es: „Die wirkliche Kunstthätigkeit des Arztes . . . besteht eben darin, daß er die unnatürlichen Verhältnisse . . . abhält, beseitigt, entfernt, neutralisirt u. s. w. . . ., auch in die Vorgänge des menschlichen Leibes selbst eingreift und dadurch herbeiführt, daß die Organe des Körpers regelmäßig fungiren können."

Kein Wunder nun, wenn Virchow auf die Erforschung der Zellen ein ungeheueres Gewicht legt für eine neue Aera der Pathologie. Diese Kenntniß der Zellen an und für sich in Ehren, — was aber soll sie denn leisten für Krankheitsanzeige und Heilung? Daß, wenn ein Holz brennt, auch seine Theile brennen, das haben wir gewußt, und wir löschen die Theile mit nichts Anderem, als womit wir das Holz löschen. Das freilich ist wichtig zu wissen, ob Holz brennt oder Steinöl, denn Beides löscht man nicht auf gleiche Weise; und wiederum ist wichtig zu wissen, ob ein Holz anbrennt oder anfault. So ist es denn auch wichtig, zu wissen, ob Lunge oder Leber, ob Muskel oder Nerve krank sind und wichtig ist es, die Art ihrer Erkrankung zu erkennen; aber die Zelle eigens zu erforschen, hat keine praktische Wichtigkeit; denn die kranke Nervenzelle, Muskelzelle, Knochenzelle u. s. w. hat keine andere Substanz als der kranke Nerv, beziehungsweise Muskel, Knochen u. s. w., ebenso wie die gesunde Nervenzelle, Muskelzelle, Knochenzelle keine andere Substanz hat als der gesunde Nerv, beziehungsweise Muskel, Knochen. Die Substanz aber des Nerven von der des Muskels und Knochens zu unterscheiden, was das Wichtige ist, dazu bedürfen wir nicht der Zelle. Die Erkrankung der Zellen hat für den Arzt überhaupt erst dann und dadurch Bedeutung, wenn sie eine gewisse Ausdehnung erreicht, wenn man nämlich aus deutlichen Symptomen erkennen kann, daß der Nerv erkrankt ist oder der Muskel oder der Knochen u. s. w.

Dringt Virchow auf Kenntniß der Zellen als der Elemente, so ist nicht zu vergessen, daß sie zwar die organischen Elemente sind, selbst aber wieder aus (ungefähr 12) chemischen Elementen bestehen: diese chemischen Elemente also bilden jene Substanz wie der Zellen, so der Nerven, Muskeln, Knochen u. s. w. Auf diese Substanz vermögen wir zu wirken und nur durch sie auf die Zellen und auf das, was aus den Zellen besteht. Und auf diese Substanz zu wirken hat von jeher der Arzt gestrebt und der gute Arzt von jeher mit Erfolg. Er kam der menschlichen Körpersubstanz zu Hülfe a) mit ihr gleichartigen (homogenen) Mitteln, d. h. solchen, welche die Elemente von Luft, Speisen und Getränken enthalten, und zwar that er es sowohl durch Darreichung wie durch Entziehung; b) mit Thätigkeiten, welche sie von ihr fremdartigen (heterogenen) Substanzen oder die es zu werden drohen, befreien oder umgekehrt mit auferlegter Ruhe, wodurch sie zur Ausscheidung gestärkt wird; c) mit ihr fremdartigen Mitteln, inwiefern und nur inwiefern ein anderes Fremdartiges dadurch neutralisirt wird (Gegengifte). Die Symptome aber lieferte ihm so

wenig wie uns die einzelne Zelle. So wird denn auch nach Erforschung der Zellen die Heilmethode keine andere sein können als die wir erfahrungsgemäß bisher geübt haben, wobei natürlich eine stets reichere Entwicklung der Erfahrungen in Aussicht steht. Und in der That hat Virchow selber weder eine Krankheits-Anzeige noch die Anwendung auch nur eines einzigen Heilmittels auf die Darlegung der Zellen gegründet.

Nicht weil eine gesunde Zelle Zelle ist, geht von ihr örtlich die Heilung aus, sondern weil sie gesund ist; ursächlich aber geht sie auch nicht von der gesunden Zelle als solcher aus, sondern vom größeren Ganzen, vom Nerven, Muskel, Knochen u. s. w. Denn der Nerv, der Muskel u. s. w. ist noch etwas Anderes als die Summe und das örtliche und zeitliche Neben- und Nacheinander seiner Zellen; sein Organismus, sein regulatorischer Apparat, mögen wir ihm einen regierenden „Kobold" unterlegen oder das „Bedürfniß", kann unmöglich aus der bloßen Gestalt und Zusammensetzung der Zellen erklärt werden. Ein Gebäude ist zwar bis zu einem gewissen Grad von seinem Material abhängig und der Baumeister wird trachten, das geeignetste Material sich zu schaffen oder seinen Bauplan darnach einrichten; dennoch läßt ein und derselbe architektonische Gedanke sich mit sehr verschiedenem Material ausführen; ähnlich dürfen wir annehmen, daß, wenn auch die Zellen sicherlich ein besonders geeignetes Instrument für den menschlichen Organismus sind, derselbe sich doch auch mit anders gestalteten (ja selbst mit chemisch anders gebildeten) Elementen hätte hervorbringen lassen; das, was ihn zu diesem besonderen Organismus macht, ist eben nicht die Zelle, sondern der sie organisirende Gedanke. Denn das Geringere kann zwar Element des Höheren sein, aber nicht dessen Hervorbringer.

Indessen wie groß auch und wichtig diese Unterschiede unserer Anschauungen sind, so wichtig sind andererseits die Uebereinstimmungspunkte zwischen Hrn. Virchow und mir.

Denn 1) jener harmonische Zustand, in welchem der regulatorische Apparat ungestört oder stark genug, die Störungen zu überwinden, seine Aufgabe vollzieht, — die Aufgabe nämlich der richtigen „gegenseitigen Bewirkung der Theile", — was ist jener Zustand Anderes, als die ungestörte Einheit, Reinheit und Ganzheit, die Alleinherrschaft des individuellen Lebens, welche ich so oftmals betont habe und in nachfolgendem Aufsatze abermals betone? Und die Besonderheiten des Apparates im Einzelnen, bilden sie nicht eben die individuell und

partiell spezifisch eigenthümliche Natur, auf welche ich unaufhörlich zurückkomme?

2) Jenes Fremdartige, Störende, welchem gegenüber in der Krankheit der regulatorische Apparat in Insuffizienz geräth, was ist es Anderes als das, was ich und mein jüngerer Bruder Sebastian in einer Centuria positionum bei unserer gemeinsamen Promotion als das „Heterogeneum" bezeichnet haben? Und die Insuffizienz selber, was ist sie sonst als das Nichtmehr-Alleinherrschen, das in der Alleinherrschaft Beeinträchtigtsein der individuellen Menschennatur? (Meines Wissens haben ich und mein Bruder den Ausdruck vom Heterogeneum in der ärztlichen Literatur eingeführt.) Die Disharmonie aber habe ich ausgedrückt als Veruneinigung im menschlichen Körper.

Allerdings ist hier zu bemerken, daß Virchow die Bezeichnung „fremdartig" nur für die Krankheitsursache will gelten lassen, — für das, was mein Bruder und ich das Ens heterogeneum genannt haben; während wir aber folgerichtig auch den Krankheitsvorgang ein Fremdartiges, nämlich Vita heterogenea, Processus heterogeneus nannten, betont Virchow zu verschiedenen Malen, die Krankheit sei ein „Lebensvorgang". Dieser Ausdruck besagt zu viel und zu wenig. Daß die Krankheit am lebenden Organismus vorgeht, daß Leiden im engeren eigentlichen Sinn das Leben voraussetzt, das wußten wir natürlich, das weiß jedes Kind; aber dasjenige, was an diesem Leben rüttelt, es zu zerstören droht, kann man doch nicht so glatthin einen Lebensvorgang nennen. Allerdings regt sich während der Krankheit das menschliche Leben durch Widerstand; aber dieser Widerstand, obschon durch die Krankheit erweckt und gleichzeitig mit ihr eintretend, gehört doch nicht Dieser an, sondern ist das Heilbestreben, beziehungsweise der Anfang der Heilung, und diese (die Heilung) ist es, die in viel richtigerem Sinn ein Lebensvorgang für den Menschen genannt werden kann. — Ferner scheint Virchow für die heterogene Krankheitsursache den Ausdruck „Wesen" (also „Ens") zu mißbilligen, weil man ja sonst auch bei einem Stoß von einem „Stoßwesen" reden müßte. Freilich hat hier der Arzt mit dem ursprünglichen Ens heterogeneum, dem stoßenden Stock oder Stein, zunächst nichts mehr zu thun, hat ihn nicht aus dem Körper des Kranken zu schaffen wie ein Gift oder unverdaute Speise u. s. w., sondern es tritt ihm sogleich der Processus heterogeneus (oder wenn Virchow lieber will, morbosus) entgegen. Wesentlich aber ändert sich nichts an jener Unterscheidung, die wir überall festhalten müssen, eines Kränkenden, eines Gekränkten und der Kränkung, also

zweier Wesen und eines Vorganges. Ueberdieß pflegen auch bei solcherlei Vorgängen sich sogleich Entia heterogenea im Körper zu bilden, z. B. in Folge eines Stoßes gequetschte Zellen (von Eiter nicht zu reden), die in diesem Zustand nicht mehr zur normalen Natur des Menschen, zum gesunden Leben gehören, und obwohl nicht ursprüngliche Krankheits-Ursache und vom Krankheitsvorgang nicht ablösbar, doch offenbar nicht der Krankheitsvorgang selber sind. In den weitaus meisten Fällen aber (vielleicht in allen außer den mechanischen Verletzungen), befindet sich auch ein ursächliches Ens heterogeneum im Körper, — sogar in den Entzündungen pflegt, nicht nur in den katarrhalischen und rheumatischen ein durch Kälte Zurückgehaltenes, sondern auch in den meisten echten, gleichfalls ein in die Tiefe gehendes Auszuscheidendes vorhanden zu sein.

3) Jenes Wiedereintreten der Suffizienz endlich ist gleichbedeutend mit meiner Wiederherstellung der Alleinherrschaft des im menschlichen Körper Regierenden, mag es der „kleine Kobold" sein oder das Bedürfniß. Und jene lebenden Theile des Körpers, in welchen die „Heilkräfte des Organismus" sitzen, von wo aus also die Genesung ihren Ausgang nimmt, was sind sie, wenn nicht die Vita superstes, welche mit diesem altherkömmlichen Ausdruck in Nr. 46 unserer Centuria positionum als die causa per remedia sanans bezeichnet wird, die eigentliche Heilursache, welcher der Arzt mit seinen Mitteln nur zu Hülfe kommt? Ich erinnere hier daran, daß Virchow (Innsbr. Rede 80, Sp. 4, Z. 18 v. unt.) dem Arzte vorschreibt, die „unnatürlichen Verhältnisse", d. h. selbstverständlich solche, die der Menschennatur und zwar der Natur des besonderen Individuums zuwider sind, abzuhalten, zu beseitigen, zu neutralisiren u. s. w.; — da haben wir also das Paraphysin, contra oder praeter naturam des Hippokrates und aller seiner Nachfolger.

Nun ist zu wissen, daß zur Zeit meines ersten literarischen Auftretens zu Gunsten dieser uralten Anschauungen dieselben waren verloren gegangen, verdrängt durch die zwar bedeutsame, aber einseitig gehaltene Lehre Brown's von der Erregung. Andreas Röschlaub, mein Landshuter Lehrer, hatte diese Erregungstheorie geistvoll entwickelt, war aber zur Ueberzeugung gelangt, es sei nothwendig, sie mit der alten hippokratischen Lehre in Verbindung zu setzen. In seinen Vorträgen gab er dieses kund seit dem Jahr 1809, literarisch aber war er dafür noch nicht eingestanden. Mein Bruder und ich waren die Ersten, welche diese neue Verbindung uns aneigneten und selbstdenkend weiterführten; Zeugniß hiervon geben sowohl unsere Centuria positionum

(1812), als unsere beiden Inauguraldissertationen; die meinige ward von Röschlaub herausgegeben und mit einem rühmenden Vorworte begleitet.[13])

Merkwürdigerweise hat die ärztliche Literatur von dieser Vervollständigung der Lehre Röschlaub's, zu welcher er sich schon in obigem Vorwort durch Billigung meiner Dissertation bekannte, so gut wie keine Notiz genommen.*) Wohl wird sein Name auch nach dem Jahre 1809 noch preisend genannt, aber immer nur in Rücksicht auf seine früheren Schriften. Ja Häser fertigt in der ersten Auflage seiner Geschichte der Medizin Röschlaub's spätere Epoche mit der einfältigen Phrase ab, derselbe sei in den letzten Jahren seines Lebens in den „dumpfsten Mystizismus" versunken. War vermuthlich auch Hippokrates ein verdumpfter Mystiker? In der zweiten Auflage wird er um Einiges ausführlicher, ohne jedoch irgend etwas von der wirklichen vervollständigten Lehre Röschlaub's aus der betreffenden Epoche vorzubringen.

Mein Bruder starb bald,[14]) und nebst Röschlaub blieb ich der einzige literarische Vertreter unserer Aufstellungen. Im Jahre 1818 begann ich im Münchner Spital meine immer mehr sich entwickelnde Lehre vorzutragen. Ergänzend gebrauchte ich je nach Umständen nun anstatt der Bezeichnungen Ens heterogeneum, Vita heterogenea, Processus heterogeneus die Ausdrücke Ens parasiticum, parasitoideum; Vita parasitica, parasitoidea; Processus parasiticus, parasitoideus. Mehrere meiner Schüler, darunter Röser und Kaltenbrunner, theilten, wie sie mir ausführlich berichtet haben, meine Lehre in Würzburg, wohin sie sich begeben hatten, sowohl Professoren wie verschiedenen Studirenden mit; deren Einige eigneten sich dieselbe an, jedoch in gänzlich mißverstandener Bedeutung. Sie begannen nämlich, alle Krankheiten unterschiedslos auf Parasiten im engeren wörtlichen Sinne zurückzuführen, auf wirkliche Schmarozerthiere, wirkliche Schmarozerpflanzen; diese aber sind ja nur in wenigen Fällen vorhanden, (Krätze, Hydatiden, Bandwurm, der etwaige Cholerapilz —

---

13) De doctrina Hippocratica et Browniana etc. (Sieh Schriftenverzeichniß am Schluß des Buches).

*) Vgl. Bd. III. S. 389 f.

14) Noch kurz vor Pfeufer's Tod äußerte derselbe gegen mich: „Daß Ihr Bruder so früh gestorben, ist sehr schade; seine Inaugural-Dissertation (De morbi natura et ortu, Landshut, Thomann 1812) legt Zeugniß von großer Begabung ab."

wenn es einen gibt —, u. s. w.*). In den weitaus meisten Fällen kann nur von einem Analogon die Rede sein. Wenn wir ein pflanzliches Gift als Ens parasiticum oder genauer gesprochen Ens parasitoideum bezeichnen, so erinnern wir hiermit nur an das Sichbreitmachen auf Kosten des berechtigten Organismus; (selbstverständlich ist der Ausdruck hier auch nicht erschöpfend, weil Gifte nicht blos zehren, aussaugen, sondern unmittelbar angreifen, verletzen, zerstören). Es können ferner auch an sich berechtigte Theile, z. B. Blut, Galle, Schleim u. s. w. ihre Berechtigung parasitisch, d. h. parasitoidisch überschreiten, und auf Kosten anderer Theile wuchern; welcher Vernünftige aber hält sie deßhalb für wirkliche Parasiten? Und wenn sonst irgend ein ganz oder relativ unberechtigter Vorgang parasitisch wirkt, d. h. zehrend sich ausbreitet, muß ihm darum ein Parasit in optima forma zu Grund liegen?

Unter jenen Mißverstehenden traten literarisch für ihren Parasitismus hervor, jedoch ohne mich zu nennen, Dr. Eisenmann, Dr. Jahn, Leibarzt des Herzogs von Meiningen, und der Jenaer Professor Dr. Stark.

Im richtigen Verständniß ist meines Wissens die Sache literarisch nur mehr von mir selber verfochten worden, im pathologischen Theil meines Systems der Medizin.

Als dieses System erschien, da machten unter den ehrenhaften Gegnern Einige mir Zugeständnisse, wie ich sie — als von Gegnern — nicht glänzender hätte erwarten können. Eine Anzahl von literarischen Aerzten aber hat sich geberdet und ein Troß hat es blindlings oder unredlich nachgebetet, als hätte ich in dem ganzen Buch nichts Anderes gesagt, als daß die Krankheit von der Sünde komme. Allerdings habe ich in der Propädeutik mich auch verbreitet über den Zusammenhang der physischen Krankheit mit der moralischen, mit demselben Recht, mit welchem der denkende Jurist auf Geschichte und Philosophie sich beruft u. dgl. m. Was wäre das für eine Wissenschaft, die niemals über sich selbst hinausblickte und auf ihren Zusammenhang mit dem Ganzen der Menschen- und Weltgeschichte?! Aber jenes Kapitel war leicht zu überschlagen für den, dem es gleichgiltig schien; handelt doch mit Abzug weniger Seiten das ganze Buch von der ärztlichen Kunst und Wissenschaft. Das aber beliebten jene Herren gänzlich todtzuschweigen und todtzulügen, denn Strafe mußte sein für die Sünde, in einem medizinischen Buch meinen Glauben an die Erb-

---

*) Anm. d. Schreib. Es war damals (1875) noch nicht die Bacillenzeit, wie obiges „wenn" beweist.

sünde dargelegt zu haben, und so hielten und halten denn Viele mein System für wirklich todt und begraben. Aber sieh! Das Scheintodte regt sich. Konnt' ich einen größeren Triumph mir erwarten, als daß Virchow, der Begründer der Cellularpathologie, Sätze aufstellt und zwar als Kern- und Angelsätze, die ich vor 34 bezw. 62 Jahren gelehrt und vertheidiget habe?

Dieß also ist der Anlaß, bei welchem die alte Kampflust in mir sich wieder regte; weil aber die physischen Bedingungen des Vollendens mir theilweise fehlen, so mag es dem Greis, der jeden Lebenstag als einen geschenkten empfinden muß und dem noch die Weiterführung seiner Selbstbiographie am Herzen liegt, — es mag ihm verstattet sein, das Nachfolgende*) in etwas fragmentarischem Zustand in die Welt zu schicken.

Zu 1878.

Zu S. 261 f. (Aus Bd. 82 der „Hist.-pol. Bl.", S. 581 f.) Nochmal Ringseis über Sailer.

In den Erinnerungen aus meinem Leben habe ich an verschiedenen Stellen über Joh. Mich. Sailer mich ausgesprochen. Eine jüngst erschienene Biographie des P. Clemens Maria Hofbauer[1]) fordert mich aber im Gewissen heraus, mein Zeugniß über den hochverehrten Mann nochmal zusammen zu fassen.

Besagtes Buch, welches ganz mir vorlesen zu lassen des Alters Beschwerde mich hindert, wird mir im Wesentlichen sehr gerühmt, wie es denn auch eine verehrungswürdige Persönlichkeit zum Verfasser hat; es enthält aber Stellen, welche über Sailer ein so grundirriges Urtheil abgeben, daß diesem edlen, frommen und großen Manne damit das denkbar schwerste Unrecht widerfährt.

Bekanntlich hat man das einstige Auftreten Hofbauer's gegen Sailer wider die Beatifikation des Ersteren zur Geltung gebracht.

---

*) Anm. der Schreib. Dieses „Nachfolgende", wozu die nur von uns so genannte „Letzte Arbeit" als Vorwort dienen gesollt, ist Fragment geblieben und darum nicht in Wirklichkeit mehr nachgefolgt. Dem rüstigen Streiter war der Speer plötzlich entsunken.

1) Der vollständige Titel heißt: „Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Clemens Maria Hofbauer, Generalvikars und vorzüglichsten Verbreiters der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Von Michael Haringer, Generalkonsultor derselben Kongregation." Wien 1877 Verlag der PP. Redemptoristen.

Sein Biograph hat im gerechten Bewußtsein von dessen Heiligkeit sich nun hinreißen lassen, um Hofbauer's Urtheil zu rechtfertigen, den von Diesem Bekämpften vollends zu verurtheilen. Nach Allem aber, was wir von des Biographen hochgeachteter Persönlichkeit vernehmen, unterliegt es keinem Zweifel, er werde nach besserer Untersuchung das Unrecht gut machen, welches er durch Irrthum Sailer zugefügt.

Daß Sailer in seiner früheren Epoche, wenn schon er nichts Anderes wußte noch wollte als ein getreuer Sohn der katholischen Kirche zu sein, dennoch vielleicht nicht völlig ungefärbt geblieben von gewissen Irrthümern seiner Zeit, das wage ich nicht zu bestreiten. Ich enthalte mich darum, Sailer's Gegner aus der Dillinger-Epoche ohne weiteres einer ungerechtfertigten Ketzer-Riecherei zu beschuldigen. Die Wächter des Glaubens haben jede Abweichung von Geist oder Wortlaut der ächten Lehre zu verhüten. Ob man dabei nicht mit Härte und Alles übertreibender Leidenschaft verfahren, ob es bei Sailer's Demuth und lauterer Gesinnung nicht vollkommen genügt hätte, ihn von obrigkeitlicher Seite auf etwa Bedenkliches oder Irriges in seiner Lehre aufmerksam zu machen, das habe ich hier nicht zu untersuchen.

Auch das ist mir sehr denkbar, daß Sailer noch in späteren Tagen im wohlwollenden Bestreben, Glaubenslosen und Irrgläubigen die christliche, die katholische Wahrheit einleuchten zu machen, sich häufig zu sehr deren eigener Methode und Sprechweise bedient und die Dinge nicht immer entschieden genug bei ihrem katholischen Namen genannt habe, wodurch hie und da eine gewisse Verschwommenheit entstund. Auch hiergegen mochte und mag immerhin der Theologe sein Veto einlegen müssen.

Ferner: Wenn ein so heiliger, so gerechter und weiser, ein so liebevoller Mann wie Cl. M. Hofbauer im J. 1817 Sailer für ungeeignet zum Bischofe hielt, so habe ich nicht die Verwegenheit, dem Urtheile eines solchen Mannes entgegen zu treten.

Um jedoch Hofbauer's Gesammturtheil über Sailer richtig zu fassen, wäre uns die Kenntniß seiner eigenen Worte vonnöthen. Die Vertrauensseligkeit, womit der herzenswarme Sailer allzu lang den Glauben an der Aftermystiker Rechtgläubigkeit festgehalten, konnte wohl P. Hofbauer Mißtrauen einflößen und wer die betreffenden Ereignisse und Verhältnisse kennt, wird beistimmen, daß jedenfalls Augsburg nicht der geeignete Bischofssitz für Sailer gewesen wäre. Meine persönliche Erinnerung über P. Hofbauer's Bericht an Nuntius Severoli habe ich in diesen Blättern, Bd. 79, S. 257 niedergelegt. Sollte aber diese Erinnerung auch ungenau sein (wie ich in der That

den Vorschlag für Augsburg mit dem für Regensburg verwechselt habe), so bleibt es doch undenkbar, daß Hofbauer über den Ausdruck des Mißtrauens und vielleicht der Mißbilligung einzelner Worte und Thaten hinausgegangen sei bis zu einem bestimmt harten oder ungerechten Urtheil.

Der Verfasser obigen Buches aber sagt: „.... So lange der Diener Gottes (Hofbauer) am Leben war und in seinen bedeutendsten Schriften bekennt sich Sailer ohne Scheu und Rückhalt zu dem niedrigsten Deismus. Jesus Christus gilt ihm nur als ein weiser Lehrer und Gesandter Gottes."

Es bleibt hier ungewiß, ob der Verfasser mit diesem Satze bloß seine eigene Ansicht darlegt oder ein von Pater Hofbauer selber noch kurz vor seinem Tod abgegebenes Urtheil. Sei dem wie immer: auch Heilige vermögen zu irren — wie denn nicht ihre Biographen? Es darf also weder die Achtung für den Verfasser jenes Buches, noch selbst die tiefe Ehrfurcht vor dem großen Diener Gottes Hofbauer mich abhalten, meine standhafte Ueberzeugung, eigentlich mein Wissen auszusprechen:

Sailer hat sich weder mit noch ohne Scheu, weder zu einem höheren noch zum niedrigsten Deismus bekannt.

Unter anderen Umständen als den gegebenen würde mir die Vorstellung von Sailer als Deisten nur ein Lächeln entlocken; hier aber gilt es, daß ich, obschon nur Laie, mein Zeugniß in hohem Ernst ablege.

Bin ich doch vielleicht der Einzige unter den Lebenden, der noch selber Zeuge gewesen von Sailer's früherer Landshuter Wirksamkeit — ich kam dahin im Jahre 1805 — und immer lichter wird auch die Reihe Derer, die in späteren Jahren ihn längere Zeit noch gekannt haben, denen das Herz noch aus persönlicher Liebe und Verehrung für ihn warm wird, wenn sie einen Angriff auf seinen guten Namen erfahren.

Nicht auf theologische Beweisführung kann ich mich einlassen, ich der Laie, ich der Dreiundneunzigjährige; nur das Bekenntniß meiner Ueberzeugung lege ich nochmal ab. So gering es in die Waagschale fallen mag, darin fehlen soll das ausdrücklich zum Zweck abgelegte nicht aus meiner Schuld.

Allerdings sind in ihrer Vereinzelung die Citate, welche der Verfasser aus Sailer's Schriften bringt, sehr bedenklicher Natur, weil darin ein durchaus ungenügendes Glaubenszeugniß liegt. Wenn ich

es aber Theologen und jüngeren Kräften überlassen muß, in des nämlichen Sailer Schriften die ergänzenden Stellen zu suchen, welche seinen Glauben an Christus als die menschgewordene zweite Person der Gottheit und als Welterlöser außer Zweifel setzen, so erkläre ich: Uns, die wir die mündlichen Vorträge Sailer's gehört und seines persönlichen Umganges uns erfreut haben, uns hat es an jener Ergänzung nie gemangelt. Aus diesem Umgang habe ich die Ueberzeugung durch's Leben mitgenommen: Sailer glaubte aus vollem inbrünstigen Herzen an die Grundlehren des Christenthums, an die a. h. Dreifaltigkeit, an den Gottmenschen, an sein welterlösendes Opfer am Kreuz, an dessen Erneuerung in der hl. Messe u. s. w. Er glaubte an die göttliche Sendung und die Alleinberechtigung der katholischen Kirche, und wenn es hier schwache Punkte in seiner Auffassung mag gegeben haben, so ist er jedenfalls je länger je mehr ins Klare gekommen.

Nicht seine Schriften also sind es, die ich vertheidige, das mögen Theologen thun nach Maßgabe ihrer Ueberzeugung. Es wäre zwar leicht, schon aus Georg Aichinger's „Joh. Mich. Sailer" (Freiburg 1865), welches Buch mir eben zur Hand liegt, mit Citaten aus Sailer selbst verschiedene Anklagen zu entkräften; so diejenige, als hätte Sailer den Priester zur Erstrebung bloß humanitärer Zwecke herabgedrückt; man sehe dawider folgende Worte Sailer's:

„In der Schule, unter der großen Linde dort auf dem Gemeindeplatze, in jedem Privatumgange oder wo ihr sonst wollt, möget ihr den Landmann über Blitzableiter und Schutzpocken, Kleebau und Baumzucht aufklären und ihm mancherlei Vorurtheile freundlich und kräftig aus der Seele wegholen; aber die christliche Kanzel sei ausschließlich der Lehre von dem ewigen Leben geweiht. Da soll die Gemeinde von euch inne werden, wie Finsterniß, Sünde und Tod von der Menschheit abgeleitet werden sollen rc." (168 f.).

Oder wenn aus einem unbefriedigenden Ausdrucke Sailer's bezüglich der a. s. Jungfrau einseitig Uebles gefolgert wird, so könnte ich entgegenhalten, wie er brieflich von den aftermystisch Aufgeregten verlangt, daß nicht ob einzelner Mißbräuche im Nebensächlichen harte Urtheile gefällt werden, und daß „besonders die Verehrung Gottes in den Heiligen und insbesondere in der Mutter unseres göttlichen Erlösers nicht gedrückt und gehemmt werde" (ebenda S. 309).

Aber es kommt bei solchen Kämpfen mit Texten nicht viel heraus. Wie leicht nimmt man Ironie für Ernst oder läßt wie Pascal in seinem Kampfe gegen die Jesuiten von seinen Handlangern sich Lehr-

sätze als gegnerische aufbinden, welche der Gegner nach bekannter Methode an die Spitze einer Abhandlung gestellt hat, um sie zu widerlegen!

Also nochmal: Nicht seine Schriften will ich mir zutrauen zu vertheidigen. Er selber, Sailer ist es, den ich reinigen will vom Verdachte der abscheulichsten Heuchelei. Freilich, als Heuchler scheint ihn Hofbauer's Biograph nicht darstellen zu wollen, da er sagt, Sailer habe „ohne Scheu und Rückhalt“ sich zum niedrigsten Deismus bekannt. Wenn aber der Sailer, der vor meinen Augen gewandelt ist, der zu meinen Ohren gesprochen hat, wenn dieser Sailer Deist gewesen, dann bin ich es, welcher als abscheulichen Heuchler ihn brandmarkt. Dann aber frage ich:

1) Wie erklärt es sich, daß Sailer so viele Jünglinge und Männer zum Glauben an den Gottmenschen und seine Erlösungsthat geführt, zurückgeführt und darin befestiget hat? Man erinnere sich, wie er im Sturm den jungen und trotzigen Melchior Diepenbrock für Gott und Gottes Sache eroberte.

2) Wie erklären sich die christkatholischen Ergüsse in seinen Tagebüchern? Beispielsweise hier die Stelle aus der Christnachtbetrachtung 1786: „Du bist und kamst aus des Vaters Schooße und tratest in die sichtbare Welt herein aus dem Schooße der Jungfrau, wenngleich der Unglaube grundlos widerspricht. . . Alleluja! — Und wenn es noch mehr Schande werden sollte als es schon ist, deinen Namen in mancherlei Gesellschaften zu nennen, ich will ihn nennen und will die Schmach tragen und mich freuen, um deines Namens willen mit den Aposteln gegeißelt zu werden.“ (Bei Aichinger, S. 114.)

3) Obschon es sich begreift, daß wir Laien und jungen Leute von dazumal die etwaigen Schwächen in Sailer's Darstellung der katholischen Lehre nicht merkten, — wie erklärt es sich, daß wir bei zunehmender Entschiedenheit im katholischen Glauben in einer langen Reihe von Jahren nicht schließlich doch entdeckten, wie es Sailer mit der katholischen Kirche, überhaupt mit dem Christenthum gar nicht Ernst gewesen? Nebst so vielen Anderen ein Clemens Brentano nach seiner Bekehrung! Man sehe beispielsweise in Joseph v. Görres' Gesammelten Briefen,[1]) 3. Bd., auf S. 227 in einem Schreiben Brentano's, wie er Sailer „diesen edlen, heiligmäßigen Greis“ nennt, „der nichts als Liebe, Gebet und Demuth ist“, dann S. 259: „Der weiseste, treueste, frömmste, geweihteste Bayer, dieser

1) Freundesbriefe, herausgegeben von Fr. Binder. München 1874.

heiligmäßige Greis." Allerdings sind die betreffenden Briefe von späterem Datum als die von Hofbauer's Biographen behandelte Zeit. Aber:

4) Wie erklärt sich die hohe Verehrung und Freundschaft, welche Friedr. Leop. v. Stolberg, Michael Wittmann[1]) und andere große Männer von unbezweifeltem Katholizismus und unbezweifelter Einsicht ihm gewidmet und bewahrt haben? Und Stolberg entschlief doch wenige Monate vor Pater Hofbauer, also zu einer Zeit, wo nach dem Verfasser jenes Buches sich Sailer noch ohne Scheu und Rückhalt zum niedrigsten Deismus bekannte!

Solche Freundschaften liegen billig in der Waage, wenn — wie billig — auch die Verehrung Sailer's von Seite Un- und Irrgläubiger in Betracht gezogen wird. Uebrigens darf selbstverständlich nicht jedes Lob eines Gegners ihn verdächtigen; manches von edler Seite gespendete gereicht ihm wirklich zum Ruhm und manches wiederum ward ihm nur heuchlerisch ertheilt, um den Schein zu erregen, als stehe man mit ihm auf gleichem Boden. Wie oft haben wir in neueren Tagen ähnliche Kunstgriffe bezüglich Haneberg's erlebt! — Ich erlaube mir hier noch anzufügen: Der hochw. Pater Paulus Luginger, z. Z. Vikar im Konvent der PP. Franziskaner in München, bezeugt, daß der von Vielen als heiligmäßig geachtete und glaubensvolle visionäre Pfarrer Handwerker in Hohenegelkofen bei Landshut lebhaft die Rechtgläubigkeit Sailer's in Schutz genommen und ihm hohe Verehrung gezollt habe. Ich enthalte mich ausdrücklich, auf Kardinal Diepenbrock's Zeugniß und feurig bewundernde Liebe mich zu berufen, weil er als innigster Jünger Sailer's Manchem zu sehr als Partei erscheinen könnte.

5) Wie erklärt es sich, daß Alle, die Sailer gekannt haben, ihn gekannt als einen Mann des gottinnigen Gebetes?! Wann war jemals ein Deist — des Gebetes Freund? Wann ein deistisch gesinnter Priester — Freund der Ermüdungen des Beichtstuhls?

Ich rede hier aus der Lebenserfahrung. Aber ich finde bei Aichinger (S. 150—152) auch Stellen angeführt aus der Pastoraltheologie (diesem „wahrhaft schrecklichen Buche", wie Hofbauer's Biograph es nennt), welche Sailer's Gesinnung im Fache des Beicht-

---

1) Andere fügten hier noch die Namen bei eines Grafen Westerholt, eines Winkelhofer, Friedr. v. Schlegel, Friedr. von Schloßer, derer v. Andlaw und verschiedener Priester, welche in kleinerem Kreis der vorzüglichsten Hochachtung genossen.

Anmkg. der Schreiberin.

stuhls unzweideutig darlegen. Und außerdem lese man in Christoph Schmid's Autobiographie (oder bei Aichinger, welcher S. 117—124 Schmid's Erzählung wiedergibt) die merkwürdige und rasche Bekehrung eines verhärteten Verbrechers durch Sailer, nachdem andere Priester vergeblich an dem Manne sich versucht hatten.

Seit wann auch pflegen Deisten so herzlich demüthig zu sein wie Sailer? Seit wann so mild, so lauter von Sinn und Sitte? So ergeben, so vertrauend auf Gottes Führungen?

6) Wie erklärt sich endlich — nach deistischen Antezedentien — Sailer's wahrhaft apostolische Wirksamkeit als Bischof? Wie soll man insbesondere sich es erklären, daß er mit hochgehaltener Fahne sterben durfte als Vorstreiter des großen Erzbischofes von Köln im Kampfe für die kirchlichen Ehegesetze und zwar im Kampfe mit der Regierung eines persönlich ihm so nahestehenden Königs wie Ludwig I., dessen Ungnade ihm schmerzlicher hätte fallen müssen, als die eines anderen Fürsten, ihm schmerzlicher als einem anderen Bischof. „Obedire oportet Deo magis quam hominibus" — mit diesem Ausrufe schloß er in einem Schreiben an den König seine amtliche Wirksamkeit, einen Tag vor seiner letzten Erkrankung, fünf Tage vor seinem Tod. Gleich Pater Clemens Maria Hofbauer starb er im Augenblick, da man das Angelus läutete. Wir aber meinen: Finis coronat opus. —

Es will mich bedünken, Gott habe den frommen, demüthigen, innigen Mann sehr lieb gehabt, indem Er ihn nicht auf den Bischofsstuhl gelangen ließ, ohne vorher ihm noch eine so schmerzliche Läuterung und Festigung in Glauben, Liebe und Demuth durch das strenge Urtheil eines Heiligen und die daraus entspringenden Folgen angedeihen zu lassen. So ward aber auch nach seiner göttlichen Vorsehung jene Prüfung für Sailer eine glänzende Bewährung in der kindlichen Unterwerfung unter die Kirche und ihre Vorsteher, sowie in der Alles vergebenden Innigkeit der Liebe.

Aber auch das bedünket mich: Wenn Hofbauer's Biograph schon der Ansicht gewesen, heute noch in der Weise, wie es in jenem Buche geschieht, von Sailer reden zu müssen, so hätte es doch nicht geschehen sollen ohne ein Wort mit einfließen zu lassen über jenen ruhmreichen Lebensschluß.

Wir indessen wollen scheiden mit dem Wort, das ein Mann, erhaben über jeden Verdacht einer schönrednerischen Floskel, der gottselige Bischof Wittmann an Sailer's frischem Grabe gesprochen hat:

„Unter den Bischöfen dieser Diözese wird er nach Jahrhunderten noch groß dastehen.“

Tutzing am Starnberger See, im Herbst 1878.

Dr. Joh. Nep. v. Ringseis.

Zum achtundzwanzigsten Kapitel.

Philosophische Fragmente,

(zerstreut in Diktaten, — zum Theil stenographirten — gefunden und nach bestem Ermessen zusammengestellt).[1])

Wo — wie in der Aachener Rede (s. S. 150 f.) — gesagt wird, daß alle Menschen glauben und handeln, eh sie zu wissen vermögen, heißt es:

Was die ersten Menschen zu glauben und wie sie zu handeln hatten, war nur der Urheber (Autor) und Erhalter der Welt, der sie auch zum Ziele führt, ihnen zu offenbaren im Stand.

Alles ursprüngliche Glauben und Handeln beruht somit auf göttlicher Autorität, ich betone, göttlicher Autorität.

(Darüber, daß der junge Mensch, ehe er weiß, das Gute thun muß, theils damit er es gewöhne, theils damit er die Einsicht erlange, sieh Bd. I. 66, Z. 14 f., besonders S. 67, Z. 1 f.)

Der durch Erfahrung und Rechthandeln entwickelte Mensch vermag durch seine Geisteskräfte das vorläufig Geglaubte gründlich zu wissen.

Durch Unrechtthun werden wegen der innigen Beziehung des Thuns mit dem Glauben und Wissen die Geisteskräfte mehr oder weniger verdunkelt. —

Wenn man die Seele suchen will, so muß man sie zu allererst bei sich selbst suchen, und wenn man sie da nicht findet, so ist es das schlechteste Lob für den vergeblichen Sucher. Denn die Seele ist ein zarter Keim, der, um zu wachsen und zu seiner vollen innerlichen Ent-

---

1) Da diese Fragmente nicht endgültig bearbeitet worden sind, so möchten wir im Falle von Irrthümern dieselben verwahrt haben gegen eine strenge Beurtheilung. Uns ist hier nur zu thun um eine Probe von R.'s philosophischem Denken in seinen späteren Jahren.

wicklung (virtus) zu kommen, beständig gepflegt und geübt werden muß; ohne Pflege wird er verdeckt und überwuchert.

Nach dem Vaterunser wohnt Gott Vater allerdings im Himmel (und zwar ohne Zweifel im innersten, coeli coelorum); wir wissen aber aus der christlichen Lehre, daß bei Denjenigen, die Gottes Gebote thun, Vater und Sohn Wohnung nehmen; es genügt also nicht, mit Laplace Gott den Schöpfer zwischen seinen Geschöpfen, den Gestirnen, zu suchen, sondern man muß ihn im eigenen Innern finden können. Kepler, Leibnitz, Newton, Copernicus, die Gläubige waren, konnten ihn also viel eher finden als Laplace. Sind etwa, seit Alb. Haller gelehrt hat, durch große Entdeckungen in den Naturwissenschaften Beweise, daß es weder Gott noch Seele gebe, geliefert worden? Welche sind es denn, Herr Kollega Virchow? „In der mikroskopischen Anatomie sind so feine Entdeckungen gemacht worden, daß man, wenn es eine Seele gäbe, sie sehen müßte." (!)

Wenn Laplace am gestirnten Himmel keinen Gott und Virchow im ganzen Körper, selbst im Gehirn der vielen Leichen, die er secirt hat, keine Seele fanden, so ist das ganz natürlich, weil man Gott, den all-einigen, ebenso wenig als die Seele, die alles Individuelle Einende, im Raum erblicken kann, weil die Einheit nicht mit dem empirischen Aug' zu erfassen ist, weil beide Einheiten weder in Zeit noch in Raum, weder mit dem Aug' noch mit dem Skalpel, sondern nur mit der einenden Vernunft erblickt werden können. —

Daß Wunder *möglich* sind, erweist die höchste der Wissenschaften, die *Philosophie*; daß sie *wirklich*, nur die *Geschichte*. Wenn nun Naturforscher und Philosophen wie *Copernic*, *Kepler*, *Leibnitz*, *Newton* und *Schelling* keinen Anstand nahmen, Wunder zu glauben, was wollen &c.

Was zu sich selbst *Ich* sagt, im Selbstbewußtsein, „Ich bin ich", das ist Subjektobjekt und Jedes von Beiden ist innerlicher und anders als Auge, Ohr und Zunge, muß also unterschieden werden; und das, was sagt „Ich denke, ich will, ich gehe, esse, trinke", muß das Vereinigende sein von allen den Organen, die das Andere thun. Das nennt der Anatomiediener Franz die Seele, sein Herr aber . . .

Im *Ich* vereinigen sich alle immateriellen und materiellen, bewußten und unbewußten fast unzähligen Punkte einer Vielheit zur individuellen Einheit.

Ich *habe* nicht bloß alle materiellen und immateriellen Punkte meines Seins, ich *bin* sie in gewisser Weise.

Nicht bloß die Prinzipien aller Einzelwissenschaften und der höchsten Wissenschaft, d. i. der Philosophie, sind über der Erfahrung, sind nicht dem Sinn, sondern nur der Vernunft zugänglich, sondern auch die letzten Theile der Materie, die Moleküle und das Atom sind unsichtbar den Sinnen und sind nicht einmal ursprünglich, sondern jedes Atom besteht wo nicht aus sieben, doch zuverlässig aus drei unsichtbaren Mächten.

Wenn überhaupt etwas, was auch immer, ist oder war, so muß nothwendig Gott, Er, der Herr, sein. Er, Gott, der Herr, der ursprünglich, ewig Unbegrenzte, Unermeßliche, nur sich selber Begrenzende und Maßgebende, also nothwendig alleinig Seiende und als Solcher zu Denkende, der absolute Geist, das absolute Subjektobjekt ist in diesem unbegrenzten, unbedingten Sein nothwendig alles anderen Seins mächtig.

Wenn überhaupt etwas ist und wird, ja wenn das allmählig stufenweis Gewordene ein immer Innerlicheres, Seiner Selbst Bewußteres und Seiner Selbst Mächtigeres, d. i. also Höheres, Geistigeres, Idealeres geworden ist, so kann das Höchste, was wir zu denken vermögen, nicht erst geworden, sondern muß von Ewigkeit her gewesen sein.

Gott ist nicht bloß thatsächlich der (wirklich, real als Vater, Sohn und Geist) allmächtige, von Ewigkeit Seiende, sondern als dreieiniger Schöpfer ist er auch der in seinen Ideen Alles was er will bildlich Seinkönnende und der in der wirklichen Schöpfung auch bildlich Seiende.

Alles räumliche und zeitliche Sein ist ein bedingtes und nur möglich durch einen unbedingt Seienden, Alles Vermögenden, Ewigen.

Ursprünglich war nur der unbedingt Seiende, der nur mit seinem Sein und seinem allmächtigen Können Alles Erfüllende, das unbedingte Ich oder Subjektobjekt. Außer Ihm war also nichts.

Dieses ist mit Nothwendigkeit von jedem Denker zu denken. —

Der einfachste Stoff, das Atom, ist das Ergebniß dreier Ur- und dreier abgeleiteten Kräfte und einer diese zweimaldrei Kräfte zusammenhaltenden göttlichen Kraft.

(Das auf S. 24 zitirte Motto zu den 136 Thesen erweitert Ringseis dahin, daß er sagt: sed distincta interius et tandem intime . . . unit).

Der an [. . .] grenzende Unverstand der Materialisten und der einseitigen Spiritualisten läugnet die dem Sinn unzugängliche unzählbare Vielheit wie die höchste Einigung und Spitze im persönlichen Gott.

Wenn der denkende (wollende, liebende, hassende) Geist eben darum, weil er denkt, will, liebt, haßt, ein Sein und Seiendes ist, so müssen auch die wirkenden Kräfte als solche ein Sein und Seiendes sein. Jede Kraft hat an ihrer Gegenkraft und der dritten, die Beiden das Maß gibt, ihren Halt- und Tragepunkt und man bedarf keiner besonderen weiteren Materie; drei sind genug, ein Individuelles zu bilden.

Wenn, wie die Philosophie, die Wissenschaft überhaupt seit Descartes zugibt, Geist ein Sein und Seiendes ist, weil er thatsächlich denkt und liebt ꝛc., so muß die Naturwissenschaft insbesondere, wenn sie folgerichtig sein will, gleichfalls eingestehen, daß jede Kraft, — wie weil sie wirkt, weil sie thätig ist, ein Sein und Seiendes, — wenigstens Element des Seins und Seienden ist.[1]) Umsomehr müssen zwei Kräfte, die sich entgegengesetzt und gegenseitig Haltpunkte (Gegenstand, Widerstand) sind, besonders aber in Verbindung mit einer dritten, welche das Maß gibt, zur Hervorbringung eines Dinges, eines Existirenden genügen.

Denken und Erfahren sind die Elemente der Wissenschaft und setzen sich gegenseitig voraus.[2]) Denkend und erfahrend bedürfen wir Subjekt und Objekt. Nun können wir vom Kleinsten und Unvollkommensten, dem kleinstmöglichen Würfel oder dem kleinstmöglichen Tropfen ausgehen, vom Gewordenen oder Werdenkönnenden. Wir können aber auch ausgehen vom denkbar Vollkommensten. Die Atomisten thun das Erste, die (Theosophen?) das Zweite.

In Gott ist die Einheit aller Dinge. Schlechthin unvereinbar entgegengesetzte Kräfte und Dinge kann es nicht geben. Alle Entgegensetzung ist nur beziehungsweise eine solche. In der höchsten Gattung des Seins vereinigen sich alle Kräfte und Dinge; einen unlösbaren Dualismus kann es also gar nicht geben. Die kleinsten Körperchen, die Atome, die Mikrokosmen folgen den Gesetzen des Ganzen, der Erde; wie in der Erde zentripetale und zentrifugale Kräfte, so in den Atomen, seien sie flüssige oder feste. Wir müssen im einfachsten festen Atom, z. B. dem Würfel, wenigstens sechs von einem Mittelpunkte, (wo sich die Achsen durchschneiden,) ausgehende und von der Peripherie zum

1) Da wir nicht wissen, ob Obiges ganz richtig abgeschrieben worden, bemerken wir, daß es an anderer Stelle heißt: „daß die Kraftwirkung eine Thatsache des Seins“.

2) An ähnlicher Stelle heißt es: Denken (Vorstellen, Wissen,) und Sein (Scheinen und Erscheinung) setzen sich gegenseitig voraus, ebenso Einheit, Zweiheit, Dreiheit und Vielheit, ebenso Mittelpunkt, Radien und Peripherie.

Mittelpunkt zurückkehrende Richtungen annehmen, also sechs vom Mittelpunkt weg und ebensoviele dahin zurückkehrende Kraftwesen; ebensoviel im kleinsten Tropfen.[1]) —

Ein absolutes Nichts ist unmöglich, weil undenkbar. Die Welt kann also nicht aus dem absoluten', sondern nur aus dem relativen Nichts enstanden sein. Denn ursprünglich ist außer Gott gar nichts.

Der Anfang alles Denkens und aller Wissenschaft konnte nur der Allvermögende sein; die Wissenschaft kann weder vom Nichts ausgehen, wie Hegel gethan, noch von dem Sein, das gleich dem Nichts ist.

Das Wesen aller Dinge ist der Allvermögende.

Da das Nichts undenkbar, so müssen Denken und Sein ursprünglich identisch sein.

Das organische Leben hieß zu allen Zeiten ein wie die Wissenschaft von einem Prinzip ausgehendes System und seit dem Weisesten der Heiden, seit Sokrates, ward gelehrt, daß die Tiefe der Einsicht von dem Handeln des Menschen mit abhange.

Die Kräfte im Menschen sind Ausstrahlungen seiner Seele.

Gedicht von Reichsrath Prof. Dr. Hier. v. Bayer ad Joannem N. de Ringseis.[2])

Unde, pro hominum fidem, Deumque!
Unde, dic, Tibi contigit vocari

---

1) Wir wissen nicht, wohin folgende Notiz gehört: „Die dichtesten, starresten, ruhigsten Stoffe sind nur durch das angestrengteste Streben ihrer wenigstens drei Kräfte zur Bewegung, Auflockerung und Verflüchtigung, in diesem ihrem Zustand von Ruhe und Starrheit, so daß, um diesen vorhandenen Zustand zu ändern, keine anderen neuen Kräfte nöthig sind, sondern nur das Gleichgewicht muß verändert sein."

2) Von gütiger Feder ins Deutsche also übersetzt:
„Wie doch kam's, um des Himmels willen, sag uns,
Wie doch kam's, daß mit diesem eisig kalten
Ganz unpassenden Namen man dich nannte,
Der so lügnerisch ist, wie nichts auf Erden?
Wie? Das glühende Herz des treuen Johannes
Soll mit starrendem Frost rings Eis umschließen?
Oft doch sah ich und denke dran mit Freuden,
Wie sein blitzendes Wort in hellen Flammen
Hinriß Jünglinge, Männer und selbst Greise!
O der Wirklichkeit widersprechender Name!"

Iste nomine frigido, infaceto,
Quo mendacius, hercle, in orbe nil est?
Quid? Cingi glacie geluque pectus
Nostri flammiferum pii Joannis,
Cujus flammineis, libenter recordor
Verbis exsiluisse saepe vidi
Incensos juvenes, viros, senesque.
Heu nomen male perperamque fictum.

Titel und Auszeichnungen.

Dr. Johann Nepomuk von Ringseis, kgl. bayerischer wirklicher Geheimrath, Obermedizinalrath am Staatsministerium des Innern (mit Rang eines Ministerialrathes), Vorstand des Obermedizinal-Ausschusses und Referent, ordentlicher Professor der Medizin (für spezielle Pathologie und Therapie und medizinische Klinik) an der kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität, Primärarzt der I. Abtheilung für innerlich Kranke am allgemeinen Krankenhaus.

Seit:		Bezugnahme auf die Erinnerungen.
1834	Ritter des kgl. Zivilverdienstordens der bayerischen Krone.	III. 106.
1842	Ritter des kgl. griechischen Erlöserordens.	III. 51.
1855	Komthur des kgl. bayerischen Verdienst-Ordens vom hl. Michael.	
1855	Komthur des päpstlichen St. Gregorius-Ordens.	
1862	Komthur des kgl. Zivilverdienstordens der bayerischen Krone.	IV. 143.
1862	Inhaber der bayerischen Feldzugsmedaille für Nichtkombattanten. [1]	IV. 144.
1865	Inhaber des Ehrenkreuzes des kgl. bayerischen Ludwigsordens.	IV. 227.
1871	Großkomthur des kgl. bayerischen Verdienst-Ordens vom hl. Michael.	IV. 227.

1) Ein Diplom mit genauer Angabe des Titels liegt uns nicht vor.

Seit:		Bezugnahme auf die Erinnerungen.
1820	Ausw. M.[1]) der Niederrheinischen Gesellschaft der Natur- und Heilkunde zu Bonn.	
1821	E.-M. des Pharmazeutischen Vereins in Bayern.	
1823	C. M. der Societas Medico-Chirurgica Berolinensis.	
1824	A.-o. M. der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.	III. 225, Z. 6 v. unt.
1825	O. M. der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie in Bonn.	III. 225, Z. 5 v. u. f.
1825	Ausw. E.-M. der Sozietät für die gesammte Mineralogie zu Jena.	
1827	E.-M. der Academia Pontaniana in Neapel.	
1827	C. M. der Philosophisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg.	
1827	C. M. der Regalis Panormitana Jatro Physicorum Academia.	
1828	E.-M. des Vereins von Künstlern und Kunstfreunden in Nürnberg.	
1830	E.-M. der Physikalisch-medizinischen Sozietät zu Erlangen.	
1834	E.-M. des historischen Vereins für den Unter-Mainkreis.	
1836	C. M. der Société de Médecine d'Athènes.	
1838	E.-M. der Pharmazeutischen Gesellschaft Rheinbayerns.	
1839	A.-o. M. des Aerztlichen Vereins zu Bamberg.	
1840	(bis 1854) E.-M. der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.	III. 70 und IV. 26 f.
1842	O. M. der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.	III. 225, Z. 14 f.

1) E.-M. bedeutet Ehren-Mitglied, O. — ordentliches, A.-o. — außerordentliches, C. — correspondirendes, Ausw. — auswärtiges.

Seit:		Bezugnahme auf die Erinnerungen.
1846	A.-o. M. der Academia S. Caroli Borromæi in Luzern.	
1848	E.-M. des Zoologisch-mineralogischen Vereins zu Regensburg.	
1849	E.-M. des Vereins deutscher Aerzte zu Paris.	
1853	E.-M. des Pensions-Vereins für Wittwen und Waisen bayerischer Aerzte.	
1854	E.-M. des Vereins badischer Aerzte zur Förderung der Staatsarzneikunde.	
1866	Präsident, später Ehrenpräsident des katholischen Kasino zu München.	IV. 184—188.
1876	Ehrenpräsident der Görres-Gesellschaft (Bonn).	

Schriften und Reden.

Erstens: Selbstständig erschienene.

1.	Centuria positionum ex universa Medicina a J. Nep. et Seb. Ringseis. Landish. 1812. (Zur Promotion ausgegeben.)	I. S. 134 f.
2.	De doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente et se explente. Edidit et praefatus est Dr. A. Röschlaub. Norimb. Riegel et Wiesner 1812. Ed. sec. 1820.	I S. 134 f.
3.	Ueber die Würde der Wissenschaft. (Eine Antrittsrede 21. Novbr. 1826.) München, Fleischmann 1827.	II. 233.
4.	Ueber die wissenschaftliche Seite der ärztlichen Kunst. (Rede 26. Juni 1830, Stiftgs.-Jahrtg. d. Univ.) München, E. G. Fleischmann 1830.	III. 59—62.
5.	Ueber den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten.	

	Bezugnahme auf die Erinnerungen.
(Rektorats-Antrittsrede 18. Dezember 1833.) Wolf 1833. II. Aufl. Cotta 1834.	III. 105 f. und 366 f.
6. System der Medizin. (Erster Band.) Regensburg, Manz 1841.	III. 182—218; 423—440.
7. Manifest der bayerischen Ultramontanen. München in Komm. bei Chr. Kaiser 1848. (Anonym.)	III. 294.
8. Die Münchener barmherzigen Schwestern und ihre Schmäher. München Chr. Kaiser, 1848.[1]) (Auch in Hist.-pol. Bl. Bd. 22, S. 513 f.)	III. 305 f.
9. Rede zum Andenken an Geheimenrath und Leibarzt Dr. Phil. Franz v. Walther. (27. Nov. 1850 in d. Ak. d. W.) München Chr. Kaiser, 1851.	III. 344 f.
10. Vorwort nebst 136 Thesen über allgemeine Pathologie und Therapie. Erlangen in Komm. bei Palm u. Enke, 1853.	IV. 23, Z. 1 v. unt. f.
11. Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft. Rede an die Studirenden der kgl. Ludwig-Maximilians-Universität. München, Weiß 1855. II. Aufl. mit Vorwort 1856, III. Aufl. mit Vorwort München, Fleischmann 1856.	IV. 70 f. und 309 f.

Zweitens: Unselbstständig in Zeitschriften, Versammlungsberichten ꝛc. Erschienenes:

(Dessen mag es, wie in Görres' Rheinischem Merkur, so anderwärts noch geben; wir kennen des Näheren nur Folgendes:)	I. 283.
1828 Rede über den Ehrenpunkt der Studenten. (Münchner polit. Ztg., Nr. 291.)	III. 51.

1) Sieh Verwandtes S. 424, Z. 9 f. beim J. 1849.

Jahr	Titel	Quelle	Bezugnahme auf die Erinnerungen.
1837	Votum des Abgeord. Dr. v. Ringseis in Sachen der barmherzigen Schwestern 2c. und Replik (in gleicher Sache), in der Bayer'schen Landbötin, Nro. 131 (2. Nov.) und Nro. 133 (7. Nov.)		III. 159 f. und 161, Z. 8 v. unt. f.
1848	In den Hist. pol. Bl. der, S. 423 unter Ziffer 8 genannte Aufsatz.		
1849	Die barmherzigen Schwestern und ihre Gegner. (Hist. pol. Bl., Bd. 24, S. 93 – 103.)		III. 319 f.
1849	Eine Erwiderung in Nro. 34	der Neuen mediz.-chirurg. Ztg. in München.	III. 315 f.
1850	In Sachen der ärztlichen Korporation in Nro. 17	der Neuen mediz.-chirurg. Ztg. in München.	III. 332 f. und 458 f.
1850	Eine Zurückweisung, unter der Rubrik Tagesgeschichte in Nro. 37	der Neuen mediz.-chirurg. Ztg. in München.	III. 300 und anderwärts.
1850	Das Prinzip der Medizinal-Reform von F. W. H....[1] 2c. in Nro. 20	der Neuen mediz.-chirurg. Ztg. in München.	III 336 f. und 460 f.
1850	Merkwürdiger Krankenzustand und prognostischer Sektionsfund an einem noch lebenden Kollegen. Noli me tangere, in Nro. 37	der Neuen mediz.-chirurg. Ztg. in München.	III. 340 f.; 454, Z. 13 f., 466 f.
1850	Ueber die Beschränkung der ärztlichen Praxis und die Ueberzahl der Aerzte in Bayern. In Nr. 1 u. 2	des Mediz. Korrespondenzblattes bayer. Aerzte.	III. 324 f., 454, Z. 14 v. unt.
1850	Ueber die Beschränkung der Freiheit der ärztlichen Praxis. In Nro. 13, S. 199	des Mediz. Korrespondenzblattes bayer. Aerzte.	III. 332 f. und 454 f.
1850	An Herrn Dr. G........ In Nr. 18, S. 288	des Mediz. Korrespondenzblattes bayer. Aerzte.	III. 329.
1854	Dr. Ringseis' Erwiderung auf eine Rezension in der Zeit-		

1) Wo wir im Text den Namen nicht ausgeschrieben haben, unterlassen wir es auch hier.

		Bezugnahme auf die Erinnerungen
	schrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien; Redakteur Dr. Ferd. Hebra. 9. Jahrg., 12. Heft, Wien 1853. Hist. pol. Bl., Bd. 33, S. 596 — 606.[1])	IV. 26 f.
	Erklärung des Geh. Raths Dr. R. (in obiger Sache). Hist. pol. Bl., Bd. 34, S. 716.	
1861	Ueber die naturwissenschaftliche Auffassung des Wunders und die kulturgeschichtliche Bedeutung Roms. Rede. Hist. pol. Bl., Bd. 48, S. 602—618, ferner im Bericht der 12. Gen.-Vsmmlg. kath. Vereine Deutschlands in München.	IV. 134 f. und 281.
1861	Ueber das Ineinander in den Naturdingen. In der Beilage zum Tagblatt der 36. Vsmmlg. deutscher Naturforscher und Aerzte in Speyer.	IV. 138 f.
1862	Vortrag des Herrn v. Ringseis bei der Generalversammlung in Aachen. Hist. pol. Bl., Bd. 50, S. 756—763, (ohne Zweifel auch im Versammlungsbericht.)	IV. 150 f.
1872	Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt gegenüber dem Herrn Universitätsrektor von Döllinger zur Feier des 400-jährigen Bestandes der Ludo-vico-Maximilianea. Hist. pol. Bl., Bd. 69, S. 801 — 842 und 889—916. (Auch in einer kleinen Zahl Separatabdrücke verbreitet.)	IV. 228 f.
1872	Herrn v. Sybel's Festrede auf den Freiherrn v. Stein. Hist. pol. Bl.,	

1) Auch in der Neuen mediz.-chirurg. Ztg., 25. März datirt oder herausgegeben, bezw. ebenda in Nro. 41. Die Erwiderung auch in Separatabdruck.

*

	Bezugnahme auf die Erinnerungen
Bd. 70, S. 245—251. Von da in die Germania (Nro. 192) und andere Blätter übergegangen.	IV. 244 und 391 f.
1875—80 Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis (hier aufgeführt, weil und insofern die Aufzeichnung nach seinen Erzählungen, Briefen ꝛc. und unter seiner Prüfung und Gutheißung geschah). Hist. pol. Bl., Bd. 75—81 und Bd. 85.	
1878 Nochmal Ringseis über Sailer. Hist. pol. Bl., Bd. 82, S. 581—588.	IV. 261 f. und 408 f.
1880 (Posthum erschienen:) Die letzte Arbeit des Geheimrathes v. Ringseis. Aerztl. Intelligenzblatt und Separatabdrücke.	IV. 249 f. und 396 f.



Namen-Register.

(Nicht-Zeitgenossen bringt das Register nur mit Auswahl. — Zahlen in Klammer bedeuten Anführung ohne Namennennung.)

A.

D.

E.

H.

J.

M.

*

P.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Nachtrag.

Einige sachliche Zusammenstellungen,

in letzter Stunde unternommen, darum weder vollständig, noch gesichtet und nachgeprüft, dennoch — so hoffen wir — neben den 4 Inhaltsverzeichnissen zum Nachschlagen von Einzelheiten behülflich. Wird auf diesem Weg ein Name gefunden, so hilft das Register zu Anderweitigem über die Person. Der Strich zwischen 2 Zahlen (z. B. 9—15) bedeutet nicht immer Zusammenhang, manchmal nur, daß auf jeder oder fast jeder zwischenliegenden Seite Betreffendes zu finden ist.

A. Aerztliches.

a) Arzneiwissenschaftliches, ärztliche Amts- und Standesverhältnisse, Verwaltungs-Anekdoten usw.

b) Aerztliche und verwandte Anekdoten, Charakteristiken, Praxis, Patienten, Assistenten rc.

B. Naturwissenschaftliches, Steinsammlung etc.

C. Sonstiges Wissenschaftliches.

a) Universitäten, Fakultäten, Lyceen ꝛc., Lehrer und Schüler.

b) Wissenschaft im Allgemeinen, Philosophie und Philosophen im Besonderen, humanistische Studien, Akademieen der Wissenschaften, Maximilians-Orden, historische Commission ꝛc.

c) Volksschule und Unterricht. Bibliothekarisches.

D. Kirche, Außer- und Widerkirchliches.

a) Religiöse Lehre und Praxis. Gottesdienst, Sakramente, Bräuche und Mißbräuche, Mystik und Aftermystik 2c.

b) Hierarchie, Weltklerus, Ordensleute, Klöster, Heilige.

(Ueb. barmh. Schw. f. Zus.-Stllg. III. 452.)

c) Staat und Regierung in religiösen und kirchlichen Dingen. Laien, Akatholiken. Gegner.

E. Staats- und Volkswirthschaftliches. Soziale Nothstände.

F. Volksthümliches, Dialekt, Bräuche, Urtheile über Volkscharakter u. s. w.

G. Militär, Krieg, Revolution, Folgen, Duell u. s. w.

H. Kunst.

a) Die schönen Künste (bezw. des Nähern die bildenden Künste) im Allgemeinen. Kunstschriftsteller.

b) Architektur, Städtebauten, Kirchen u. s. w. Architekten.

c) Malerei, Bildhauerei, Kupferstecherei, Münzen und Künstler.

297—299. 304 f. 315. 317. 324. 332—334. 336 f. 338. 343 f. 353—355. 359.
III. 44. 47 f. 50. 81. 95. 99 f. 166. 231 f. 258. 260. 276. 279. 280. 355. 358.
IV. 39. 64 f. 83 f. 87 f. 89. 90. 96. 97. 100. 103. 123 f. 133. 138. 142. 143. 205 207 f. 212. 215 f. 271. 330. 336. 391.

d) **Dichter und Dichtungen, Sage, Sprüchwörter, Witzworte, Knittelverse.**

I. 14. 17. 22. 29. 33. 41. 52. 64. 68. 77. 88-92. 96 f. 100. 104. 119. 134. 142. 148. 156. 194. 197. 205 Anm. 206-211. 245. 271. 283. 288. 292. 301. 306. 338. 363. 370. 390. 401. 404 f. 470. 483 f u. Anm. 503. 507. 519. 522. 530. 538. 542. 544 f. 549. 551-556.
II. 5. 6. 32. 36. 44. 46. 58. 60. 63 f. 117 u. f. 143. 163. 180, 197. 199. 205. 209. 211 Anm. 225 Anm. 246 f. 253. 254 f. 326 f. 349.
III. 25. 26 f. 50. 51 Anm. 53. 67. 73 Anm. 94. 99. 130. 136-146. 168 f. 171 Anm. 197. 221. 276. 280 u. f. 338.
IV. 10. 23. 63. 64. 90. 99. 101. 112-115. 122 f. 136. 141. 145-148. 164. 191. 193. 196. 199. 212. 216. 222. 226. 228. 232. 235. 238. 241. 246. 260 f. 263. 264. 266. 268. 291. 292. 322. 330. 331. 345. 390. 391. 419.

e) **Musik und Musiker.**

I. 12 f. 19. 21. 29. 33. 75. 81. 103. 104. 117. 260. 271. 395. 415. 426. 497. 504. 505. 550. 556.
II. 57. 62. 72 f. 85 f. 88. 116. 144. 202. 205.
III. 71-73. 100. 229 f. 234. 355.
IV. 11. 92. 103. 134. 145 f. 155 f. 158. 283. 359.

f) **Theater und Personal; Tanz.**

I. 28. 33. 83. 138. 263. 324. 429. 436. 497.
II. 21. 95 f. 107 f. 129. 143. 200 u. f. 246. 316. 320. 321.
III. 25 f. 39. 40 f. 72 f. 136. 146. 168 f. 257. 265 f. 274. 286 f. u. Anm.
IV. 10. 15. 58. 59. 63. 81. 101. 158. 211 f. 304.

I. Geselligkeit, Ferien, Reisen etc.

I. 9. 20. 52. 32. 33. 36. 37. 41. 59. 65 f. 69 f. 75—87. 92 bis 106. 111—119 u. f. 127—131. 137 f. 145 f. 149. 150 bis 152. 152 f. 155 u. f. 158 f. 161 u. f. 164. 166—175. 188 f. 201. 202 f. 208 f. 230 f. 256. 257 f. 269—271. 274 f. 367 bis

K. Urtheile über Ringseis und — bes. aus den 2 letzten Bänden — einige charakteristische Züge.

Vorgeschichte.

a) Bayerische.

b) Allgemeine und außerbayerische.

Ei wie froh ich was,
Als ich schrieb: Deo gratias!

Berichtigungen.[1]

Band I, Seite 1, Zeile 12 anstatt Schwarzenfels lies Schwarzenfeld.

Band I, Seite 18, Zeile 15 v. u. anstatt Druckmüller lies Truckhmüller.

Band I, Seite 24, Zeile 9 anstatt 1702 auf 1704 lies 1802 auf 1804,

Band I, Seite 122, Zeile 15 anstatt Dr. Druckmüller lies Chirurg Truckmüller.

Band II, Seite 44, Zeile 16 v. u. anstatt candida lies candidum.

Band III, Seite 10, Zeile 2 v. u. anstatt alles lies alle.

Band III, Seite 64, Zeile 14 anstatt Legationssekretär lies Legationsrath.

Band III, Seite 160 u. 161, Zeile 1 v. u. anstatt 6 lies H.

Band III, Seite 250, Zeile 16 v. u. vor 1841 schalte ein Herder.

Band III, Seite 399, Zeile 3 v. u. anstatt Rubichon S. 370 a. a. O. lies Rubichon (s. oben S. 370, Z. 21).

Band III, Seite 436, Zeile 8 anstatt bösen, geistigen lies bösen geistigen.

Band III, Seite 443, Zeile 9 v. u. anstatt über die Vorgänge in lies über [die Vorgänge] in.

Band IV, Seite 11, Zeile 12 v. u. anstatt Aloys Winter lies Peter v. Winter.

Band IV, Seite 83, Zeile 7 streiche Königliche Ehrenerklärung; (ein Toast 1858.)

Band IV, Seite 97, Zeile 4 auf 5 setze (In Anm.: Königliche Ehrenerklärung.)

Band IV, Seite 152, Zeile 1 v. u. anstatt Adamus lies Adames.

---

[1]) Siehe auch Band IV Seite III, Z. 10 f., Seite IV, Z. 6 v. u. f., Seite V, Z. 3 v. u. f.

